This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

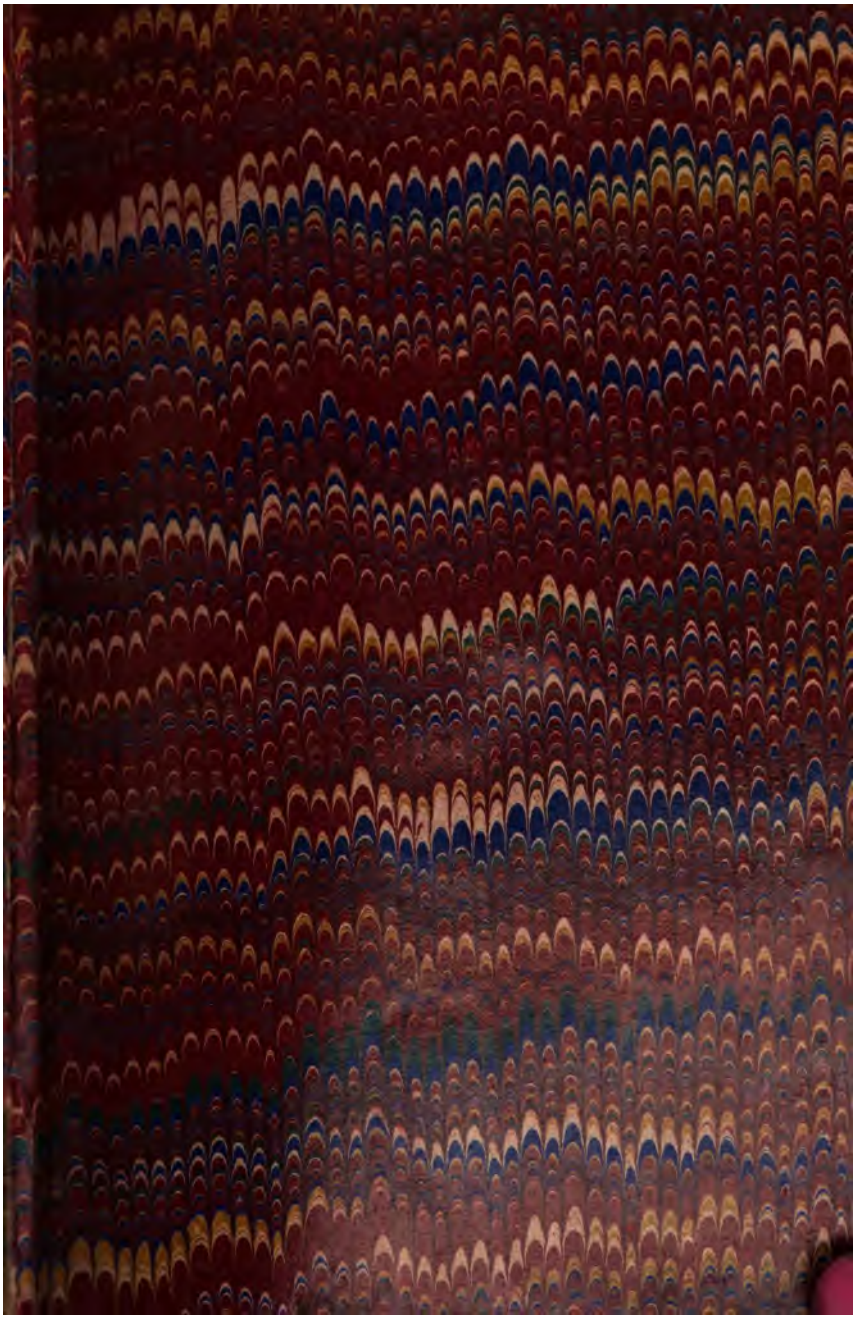
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 16287



Siegfried Bunſtorp's

Meiſterſtück.

Kulturgeſchichtlicher Roman

aus der Zeit der Zunftunruhen.

Von

Otto Rüdiger.

Zweiter Band.

Jena,
Verlag von Guſtav Fiſcher
vormals Friedrich Mauke.
1878.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
- 6 JAN 1943

Erſtes Capitel.

Der Beſuch Kaiſer Karl's in Lübeck war vorüber. Hatte derſelbe Hamburg auch nicht unmittelbar berührt, ſo war doch mittelbar das Erſcheinen eines deutſchen Kaiſers in einer Seeſtadt auch für die übrigen Städte nicht ohne Bedeutung geblieben. Diejenigen, die im Auftrage des Rathes nach Lübeck gegangen waren, oder welche die eigene Neugierde dorthin geführt hatte, wußten Wunderdinge davon zu erzählen. Man konnte nicht genug Worte dafür finden, mit welcher Pracht und Herrlichkeit die Lübecker den Kaiſer empfangen, ihn dann in die Stadt geleitet und ihm bei Tage mit allerlei Luſtbarkeit die Zeit vertrieben und ſelbſt des Nachts nicht damit aufhörten, indem ſie die Stadt taghell erleuchteten. [1]) Aber der böſe Leumund und Volkswitz wagte ſich ſogar an die geheiligte Perſon des Kaiſers heran. Man erzählte ſich ziemlich laut, daß der Kaiſer eigentlich nur darum nach Lübeck gekommen ſei, um die reichen Lübſchen Kaufleute anzuborgen. Auch hatte es nicht minder in Hamburg als in Lübeck böſes Blut geſetzt, daß der Kaiſer die Lübſchen Rathmannen als rechte Herren, wie die von

Venedig, Pisa und Rom, bezeichnet habe.[2]) Besonders aber hielten sich die Amtleute darüber auf, daß die Lübschen Rathmannen mit falscher Bescheidenheit diesen Titel abgewehrt hätten, während sie sich im Innern nur gar zu sehr ihrer Herrlichkeit bewußt waren und dieselbe den Aemtern gegenüber nur zu unbescheiden herauskehrten. Der Hamburger Rath war, wie die Aemter meinten, nur zu sehr geneigt, in die Fußspuren des Lübschen Raths zu treten und ähnlich, wie die Reichen in Lübeck die Zirkelgesellschaft, eine vornehme Gesellschaft aufzurichten. Der Kaiser selbst hatte dafür, wie es schien, einen unschuldigen Anlaß gegeben. Als er an der Reihe der fremden Sendeboten entlang ging, hatte er auch an die Hamburger einige freundliche Worte gerichtet, und als er hinter ihnen gepanzerte Jünglinge mit dem Hamburger Wappen auf dem Schilde gesehen, da hätte er gefragt, was das für Junker wären, die sie in ihrem Gefolge hätten. Nachdem der Kaiser darauf vernommen, daß es junge Brauer aus Hamburg wären, und wie sie die Holsteinischen Raubritter von ihren Rathmannen abgewehrt und einen derselben erschlagen und todt nach Hamburg gesandt hatten, wo er nach dem Privileg des Kaisers den Galgen zierte, und wie dieselben jungen Brauer einen der gefangenen Knappen dem Kaiser mit nach Lübeck gebracht hätten zur Aburtheilung, da sollte er schmunzelnd gesagt haben: „Hätte ich's doch kaum gedacht, daß meine Seestädte, die soeben erst meinen Bruder, den König von Dänemark, von Land und

Leuten gejagt haben, auch so tapfere Kämpen zu Lande haben. Wahrlich, diese jungen Brauer von Hamburg sitzen zu Pferde wie echt ritterliche Junker.“ Dann hätte er versprochen, daß der gefangene räuberische Knappe bald sein verdientes Urtheil in Lübeck erhalten sollte.

Als nun die jungen Brauer von Lübeck heimgekehrt waren, kannte ihr Uebermuth fast keine Grenzen mehr, und fast alle Tage kleideten sie sich ritterlicher und adliger. Und als sich kurze Zeit darauf der Sohn eines reichen Brauhausbesitzers zum Eintritt in ihre Buhurdirkumpanie meldete, da wiesen sie ihn schimpflich zurück und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er mit dem Dechsel in der Brauerei den Knechten seines Vaters geholfen hätte. [3]) Dieses verdroß die Aemter über die Maßen. So die ehrliche Arbeit zu schänden und zu verachten, war in Hamburg bislang unerhört gewesen, denn es schien, als sollte jetzt das Unwesen des Geschlechterthums auch in Hamburg seinen Einzug halten. Man freute sich daher, nicht etwa im Geheimen, sondern ziemlich offen darüber, daß die Rathmannen unterwegs von den Raubrittern überfallen, und daß einige der dicken Brauer verwundet waren. Ja, als man hörte, daß der gefangene Knappe der wendische Geselle sei, der auf so unerklärliche Weise aus der Büttelei entwischt war, da bewunderte man seine Unternehmungslust, und als man gar vernahm, daß er auch in Lübeck entwischt war, da gönnte man es dem Rath von Herzen. Die

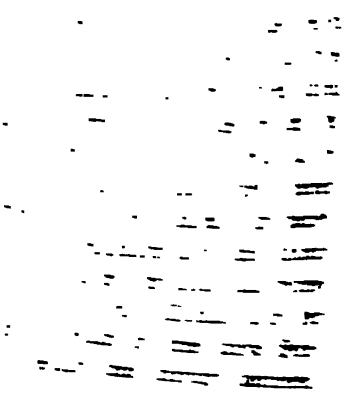
Hamburgiſchen Sendeboten hatten gehofft, daß der Büttel in Lübeck aus dem Gefangenen mit der ſcharfen Frage das Geſtändniß herauspreſſen könne, daß eigentlich die Grafen von Holſtein den ganzen Ueberfall veranlaßt hätten. Dieſer frevelhafte Friedensbruch, der ſogar von den Grafen unterſtützt wäre, hatte denn der ſtärkſte Grund für den Stadtſchreiber und die Sendeboten ſein ſollen, um die Stadt gänzlich von den Grafen loszureißen. Aber alle Beſchuldigungen wurden nach der Flucht des Wenden keck als böſe Verläumdungen behandelt, wie überhaupt die Grafen am Kaiſer die beſte Stütze fanden.[4]) Als ſich die Hamburger darüber beſchwerten, daß die Grafen die von Hummelsbüttel, die vor langer Zeit das Land verſchworen hätten, wiederum in Stormarn und Holſtein duldeten, da hatten ſie keck erwidert, daß Bruno von Hummelsbüttel damals noch ein Kind geweſen wäre und das Land nicht mit verſchworen hätte. Sie könnten nicht um jedes elenden Straßenüberfalles willen mit ihren Rittern eine Fehde anfangen, zumal die Bürger ſich häufig genug in der Stadt Uebergriffe gegen die Edelleute erlaubten. Wenn die Hamburger unbeſcholtene Ritter dadurch an ihrer Ehre kränkten, daß ſie ihnen wegen eines unbezahlten Hufeiſens ein Pferd nehmen wollten, dann könnten ſie es den Rittern nicht verdenken, wenn ſie ſich dafür wieder an einigen Hamburger Bürgern ſchadlos hielten.

Dieſe frevelhaften Worte wurden zwar den Grafen vom Kaiſer in gebührender Weiſe unterſagt, aber doch

nicht ſo kräftig, wie die Hamburger Rathmannen es wünſchten. Beſſer fuhren ſie mit dem Kaiſerlichen Kanzler, der die beiden Käſe, die ihm der Rath geſandt hatte, mit großem Dank annahm und dafür alle Gründe des Stadtſchreibers für die Reichsfreiheit Hamburgs anhörte und ſogar bei einem der vielen Bankette in Lübeck dem Rathmann ein geneigtes Ohr ſchenkte, als er ihm gründlich aus der Rolandsſäule beweiſen wollte, daß Hamburg eine Kaiſerliche Stadt ſei. Aber in der Hauptſache richteten ſie nichts aus. Es war merkwürdig viel, was die Aemter von dieſen Vorgängen in Lübeck wußten. Es wurde ſicherlich Vieles von ihnen übertrieben und in naiver Weiſe entſtellt und geglaubt, aber dennoch floß ihnen durch heimliche Gänge und Verbindungen manches Richtige zu, ſo daß ihr Zorn gegen den Rath immer größer wurde.

Wenn der wendiſche Knecht in Lübeck zum zweiten Mal entſprungen war, ſo ſprach das offenbar dafür, daß der Rath auch das erſte Mal keine Schuld an der Flucht deſſelben aus Hamburg gehabt hatte, aber jedenfalls waren die neugierigen Fragen nach dieſem ſeltſamen Knecht wieder von Neuem angeregt worden und beſonders hatte der unglückliche Werkmeiſter Unruh darunter zu leiden. Er hatte zwar ſchon ſehr oft gedroht, er wollte nicht mehr Werkmeiſter ſein und die ganze Schneiderei an den Nagel hängen, und ſo hatte man's ihm auch dieſes Mal nicht geglaubt. Aber die ewigen Sticheleien ſeiner Amtsbrüder und der ſchwere Eid, womit der Rath ſeine Zunge gebunden hatte,

Hamburgiſch
Büttel in L
Frage das
lich die Gr
anlaßt hät
ſogar von
der ſtärk
Sendeb
Grafen
den n
läumd
Kaiſe
burg
Hu
ſch
di
S



Durch dieſe Entſchlüſſe Meiſter Unruh's war das
e Schneideramt nicht weniger in Erſtaunen ver=
, als Hans Heſſe und ſeine Braut, Jungfer Ka=
ina Bunſtorp, in Freude. War er doch dadurch
einem Mal zu einem gemachten Mann geworden.
gleich ſeine Braut nicht gerade reich zu nennen war,
konnte er jetzt doch mit ſeinem eigenen väterlichen
rbe und dem Nachlaß des alten Unruh als der reichſte
chneidermeiſter in ganz Hamburg auftreten; dem ent=
prechend ſollte ſeine Hochzeit auch großartig gefeiert
werden.

Schon vierzehn Tage vor der Hochzeit hatte man Briefe an die ganze Freundſchaft nach Außen geſandt, um ſie rechtzeitig von dem kommenden Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen. Dieſelbe machte ſich auch pünktlich auf zu Pferde und zu Wagen, wie es ihre Geſundheit und Leibesbeſchaffenheit und die Wege erlaubten, um womöglich am Haupttage der Hochzeit in Hamburg zu ſein. In Hamburg ſelbſt ſchickte man am Sonnabend vor dem Hochzeitstage den Hochzeitsbitter mit zwei Freunden des Bräutigams und die Hochzeitsbitterin mit zwei Freundinnen der Braut umher, in ſchönen zierlichen Verſen fünfzig Paar — keines weniger, — zu Hans Heſſe's Ehrentage einzuladen, denn das Gut beider Brautleute zuſammen betrug ſoviel, daß nach der neueſten Hochzeitsordnung gerade fünfzig Paar darauf kamen, ungerechnet die Brautjungfern und die auswärtigen Gäſte. Die ganze Freundſchaft und Bekanntſchaft von Braut und Bräutigam

war in Aufregung versetzt, nur Siegfried kümmerte sich wenig um alle Vorbereitungen, höchstens dann und wann des Abends, während er den ganzen Tag eifrig malte. [6])

Nachdem die Einladung besorgt war, wurde die Mitgift der Braut im Hause der Eltern einen Tag zur Schau gestellt. Da kam die ganze Freundschaft und Nachbarschaft zusammen, besonders der weibliche Theil derselben, und bewunderte die gestickten Kissen und Pfühle des Ehebettes, die zusammen anderthalb Schiffspfund wogen, [7]) die feinen Tafellaken, Badelaken, Badekappen und Badebeutel, Hemden, leinene Kragen und Schürzen, die Alltags-Stuhlkissen und die Feiertags-Stuhlkissen bis zu den Röcken und Unterröcken und Strümpfen der Braut. Und als nun alle Freunde und Nachbarn die Mitgift genugsam bewundert hatten und sich von dieser Anstrengung mit Bier und Wein, Claret und Kuchen wiederum erholt und noch einmal versichert hatten, daß seit langer Zeit kein Amtmann seiner Tochter so viel auf den Brautwagen [8]) mitgegeben hätte, da wurde Alles im feierlichen Aufzuge von zehn Trägern in Kisten und Laden, begleitet von Frauen und Jungfrauen, in das Haus des Bräutigams nach der Bäckerstraße geschafft. Da der Weg aber viel zu kurz war und sich eigentlich kaum der Mühe verlohnte, so machte man noch einen bedeutenden Umweg, und es gelang denn wirklich, mit einem höchst ehrenvollen und stattlichen Gefolge neugieriger Zuschauer vor dem Hause des Bräutigams anzukommen,

wo einige Frauen und Jungfrauen den Zug empfingen und ihn ehrenvoll bewirtheten.

Am nächsten Tage fand die Weinprobe statt, denn das Vermögen der Brautleute gestattete es, eine sogenannte Wein- und Bier-Hochzeit zu halten. Aber man wünschte auch hierin eher etwas zu viel als zu wenig zu thun, und so sollten außer dem Lutertrank und dem Claret verschiedene Sorten Rheinwein und mindestens zwei Sorten süßen Weines [9]) geschenkt werden. Um der alten, ehrlichen Gewohnheit nach eine Weinprobe zu halten, gingen daher die Schaffer mit sechs Jünglingen und die Schafferschen mit sechs Jungfrauen in den Weinkeller unter dem Hohen Hause und ließen sich verschiedene Sorten Weins von des Raths Weinzapfer vorsetzen, um dieselben gründlich prüfen zu können. Da die Hochzeit oben auf dem Hohen Hause gehalten werden sollte, so that der Weinschenk noch ein Uebriges und gab so viel Wein zum Prüfen, daß Jünglinge und Jungfrauen etwas nach den vom Rath erlaubten drei Stunden mit einem merklichen Rausche nach Hause gingen.

Am andern Tage fand das Bad statt. [10]) Die Braut begab sich mit sechs Frauen und erwachsenen Jungfrauen in eine besondere Badestube und der Bräutigam mit ebenso viel Freunden in eine andere Badestube, wo zuerst unter allerlei Scherz und Lustbarkeit gebadet und alsdann noch ein tüchtiger Imbiß eingenommen und ein wackerer Trunk gethan wurde. Damit waren die Vorfestlichkeiten der Hochzeit beendet.

Die Nachtwache der Brautjungfern bei der Braut in der Nacht vor dem Hochzeitstage hatte der Rath in der letzten Hochzeitsordnung bei 10 Mark feinen Silbers unterſagt, damit ſich die Bürger nicht in gar zu große Unkoſten ſtürzten und allerlei Unfug vermieden würde. [11])

Am letzten Tage vor der Hochzeit hatten ſich ſchon einige Gäſte von Außen eingeſtellt, die entweder im Hauſe der Braut, ſo gut es ging, oder bei der Freundſchaft, oder in den Herbergen untergebracht wurden. Mit zuerſt war der Vater des Bräutigams nebſt ſeiner Frau, zwei Söhnen und einer Tochter erſchienen, ſowie noch ein Dutzend anderer Verwandten aus Lübeck und Oldesloe. Am Morgen des eigentlichen Hochzeitstages erſchienen erſt die Lüneburger und Bremer Gäſte, die ſich wegen des Nebels auf der Elbe verſäumt hatten. Schon am frühen Morgen fanden ſich alle Gäſte im Hauſe der Braut zuſammen. Die Braut verzog noch in einem der oberen Zimmer mit den beiden Brautſchweſtern, die dieſelbe ſchmückten. Beſonders lange hielten ſie ſich mit der Bewunderung der Geſchenke des Bräutigams auf, denn ſein Vater hatte demſelben eigens ein Korallen-Funfzig [12]) aus Bernſtein mitgebracht, wie es nur die Paternoſtermacher in Lübeck verfertigen konnten. Ja ſogar als der Bräutigam geſchmückt mit dem überaus ſchön in Perlen und Gold geſtickten Brauthemd [13]) erſchien, das ihm die Braut geſchenkt, ließ Katharina noch eine ganze Viertelſtunde auf ſich warten. Endlich erſchien

ſie, empfangen vom allgemeinen Bewunderungsruf der Gäſte und ſogar des Bräutigams. Aber Kuß und Umarmung wurde heute verſagt, damit am Brautſtaat nichts verſchoben würde.

Nachdem ein alter Verwandter mit eisgrauem Bart [14]) mit einigen ſchlichten Worten die beiden jungen Leute zuſammengegeben hatte, und dieſe die Glückwünſche der Hochzeitsgäſte empfangen, begab man ſich zur Kirche, denn ſchon wurde es Sitte, den Kirchgang unmittelbar nach dem Zuſammengeben der jungen Eheleute zu halten, beſonders aus dem Grunde, weil der Staat aller Gäſte an dieſem Tage noch am Schönſten zu prangen pflegte.

Die Glocken vom Petri-Thurm ließen ſchon lange ihre Stimmen erſchallen, und der Zug ordnete ſich: Voran die Trompeter und Poſauner des Rathes, die ſchon vor der Thür des Hauſes geharrt hatten, in neuen Gewändern und ſogar in ganz gleichen Hoyken, die nach der Meinung der neugierig draußen harrenden Weiber ihnen Hans Heſſe gegen des Raths Hochzeits-Ordnung geſchenkt habe.

„He is ja en Snider," ſagte eine alte einfach gekleidete Frau, „de ſint von de Reſten, de in de Höll fullen ſint. Ja, ja, dat könt de Sniders. De vol Unruh hätt ſick düchtig wat torecht ſnidert."

Hinter den Spielleuten ordnete ſich dann der Zug. Unmittelbar hinter denſelben ſtellten ſich die Brautjungfern paarweiſe auf, voran die Kinderchen, [15]) bis zum zarten Alter von zehn Jahren, was das äußerſte

vom Rath erlaubte Alter war. Die Mägde oder die glücklichen Mütter, die ebenfalls eingeladen waren, konnten sich nicht enthalten, einstweilen noch bei ihren zarten Sprößlingen zu stehen und ihnen noch schnell einige Verhaltungsmaßregeln mitzugeben, wie sie gehen sollten, und wie sie bei gefährlichen Straßenübergängen ihre Kleider möglichst vor dem Schmutz schützten, denn diese kleinen Brautjüngferchen trugen die Kleider ebenso lang und die Gürtel fast ebenso stattlich und die Nase beinahe ebenso hoch wie die erwachsenen Brautjungfern. Von dem zarten Alter der Zehnjährigen ging es nun hinauf, möglichst nach der Größe, durch das Alter der Backfische bis zu den gereiften Jungfrauen, deren Eltern schon mit schwerem Herzen davon gesprochen hatten, ihre Töchter ins Kloster zu berathen. Es waren im Ganzen zwanzig geleitende Mädchen, acht kleinere und halb erwachsene und zwölf erwachsene Jungfrauen, wozu die beiden Brautschwestern gehörten. Die eine der beiden Brautschwestern schloß den Zug der Brautjungfern. Darauf folgte die Braut, geleitet von dem Brautführer, und der Bräutigam, geleitet von der andern Brautschwester. Ihnen folgten die Gäste von Außen, denen man die Ehrenplätze dicht hinter dem Brautpaare eingeräumt hatte, und zwar voran die Lübecker, darauf die Bremer, dann die Lüneburger und darauf die von den kleineren Städten und Dörfern. Unter allen Frauen waren die Bremerinnen kenntlich durch ihre Tiphoyken, [16]) was die weiblichen Zuschauer höchlichst beschäftigte. Hinter den auswärtigen

Gäſten folgten ebenfalls paarweiſe die Hamburger. Der Zug war ſo groß, daß er ſich auf dem Dornbuſch nicht ganz ordnen konnte und dazu noch einen Theil der Bäckerſtraße benutzen mußte. Je mehr ſich derſelbe entfaltete, um ſo mehr wuchs die Menge der Zuſchauer auf der Straße und an den Fenſtern der benachbarten Häuſer. Vor allen Dingen zeichnete ſich aber das Hohe Haus aus, wo das Feſtmahl ſtattfinden ſollte. Der Weinſchenk mit ſeinen Knechten ſtand auf der Kellertreppe, und vom oberen Stockwerk ſahen die zurückbleibenden Schaffer und Schafferſchen nebſt den Köchen und den Aufwärtern aus den Fenſtern mit beſonderem Stolze zu, weil ſie auch zu der Hochzeit gehörten. Als ſich der Zug endlich ganz aufgeſtellt hatte, gab der vom hinterſten Ende zurückkehrende Schaffer den Spielleuten das Zeichen. Sie bliſen ein fröhliches Lied, und hinter dem Roland herumziehend, lenkten ſie über die Rolandsbrücke durch die Reichenſtraße nach dem Fiſchmarkt. Vor allen Thüren ſtanden die Leute, oder ſchauten zu den Fenſtern hinaus. Auch Siegfried hatte die Freude, während er im Zuge einherſchritt, ſeine geliebte Marie, ſowie deren Familie am geöffneten Fenſter der Auslucht [17]) begrüßen zu können. Von der Reichenſtraße ging's am Dom vorüber zur Petrikirche. Die Menge begleitete theilweiſe den Zug, oder ließ ihn ruhig an ſich vorüberziehen.

Bemerkungen der verſchiedenſten Art wurden laut, lobende und tadelnde, bald über dieſen, bald über jenen Theilnehmer am Feſtzuge; die größte Aufmerk-

ſamkeit aber zog natürlich die Braut auf ſich. Da blieb nichts unbeachtet von ihrem ganzen Putz, von der hohen ſilbernen Krone, die ſie auf dem Haupte trug, herunter bis zu den zierlichen Schuhen, die ſie heute erſt vom Bräutigam geſchenkt erhalten. Auch der bunt geſtickte Saum des Unterrocks wurde gebührend bewundert, denn er war einige Hand breit ſichtbar, weil die Braut des böſen Novemberwetters wegen das Oberkleid etwas aufheben mußte. Ungetheilte Bewunderung fanden ihre Kleider, denn da der Bräutigam Schneider war, hatte er ſeine größte Kunſt daran geſetzt. Am meiſten Bewunderung erregte jedoch das echte Lübecker Korallenfunfzig und der Gürtel mit dem in ſchöner Scheide ſteckenden Meſſer, dem Näſchchen [18]) und allerlei Kleinigkeiten, die daran hingen, die zuſammen auf acht und eine halbe Mark Silbers zu ſtehen kamen.

„Sieh', wie reizend, wie prachtvoll!" rief eine Krämertochter, die ſich in der erſten Reihe der Zuſchauer dicht vor der Petrikirche aufgeſtellt hatte. „Den Gürtel hat gewiß der Bräutigam aus Lübeck mitbringen laſſen."

„Nein!" ſagte die danebenſtehende Goldſchmiedstochter beleidigt, „mein Vater hat ihn gemacht. Aber er iſt auch einer der ſchönſten in Hamburg. Nur die Bürgermeiſterinnen tragen ihn beſſer. Was denkſt Du, wenn nur die alberne Kleiderordnung nicht wäre, dann könnten die Goldſchmiede in Hamburg ebenſo gute Kleinode machen, wie die in Lübeck oder in irgend einer andern Stadt des Reichs."

„Und wie prachtvoll lang er ist! Er reicht fast mit den Enden bis an den gestickten Saum des Unterrocks, und die Geldtasche dazu. Wie hängt sie schön herunter und ist gestickt wie eine echte saracenische aus Paris.“ [19])

„Wer lang hat, der läßt lang hängen!“ rief eine Krahnziehertochter aus den hintern Reihen deutlich und vornehmlich herüber. „Und Mancher läßt auch wohl länger hängen, als er hat. Die Bürgermeisterin oder eine Edelfrau kann es nicht besser haben. Und dann klagen diese Amtleute noch immer über schlechte Zeiten und übersetzen die Armuth mit den Preisen, damit ihre Hoffart und Ueppigkeit desto besser gedeihen möge.“

„Ja, Du hast wohl Recht,“ sagte die Tochter eines armen Elbschiffers, [20]) „das kann unser Eine sich nicht erlauben, selbst wenn er es sich vom Mund abknappt. Was mein Vater von den stolzen Magdeburger und Lüneburger Geschlechterfrauen und Töchtern erzählt hat, das kann ja nicht großartiger sein als hier diese Schneiderfrau. Aber die kommt auch gleich schön ins warme Nest hinein. Die hat's gut gehabt, hat den Finger kaum in kalt Wasser gestippt und bekommt nun einen Meistersohn aus Lübeck. Dem fliegt dann ein großes Erbe in den Hals, denn das bischen Leibzucht, was darauf ruht, dafür nähme ich das Erbe gleich. Aber wenn's Brei vom Himmel regnet, in meine Schüssel fällt nichts. Ach, du lieber Gott!“

Inzwischen war der Zug in der Kirche verschwunden.

Aus derselben erscholl der kräftige Gesang der Geistlichkeit und bald darauf hörte man durch die Thür die Worte des Predigers. Die Menge drängte sich ungestüm fast bis in die Thür hinein, aber der Kniper und vier andere Hausdiener — denn bei den Hochzeiten pflegte Kniper des stämmigen Swertute's Hülfe nicht für nöthig zu halten, zumal Jener von dem gespendeten Trunk stets die größere Hälfte mit großem Recht beanspruchte, — hielten dieselben einigermaßen in Schranken. Doch auch dies war unnöthig, denn als bald darauf der Zug aus der Kirche herauskam, machte die Menge ganz von selbst wieder ehrerbietig Platz, und die Bemerkungen wurden von Neuem laut, diesmal weniger über den Putz der Braut, als über ihr Aussehen. Ganz besonders aber achtete man darauf, ob die Braut auch geweint habe. Aber obgleich sie geweint hatte, fanden einige böse Zungen dennoch Einiges an ihrem Aussehen zu tadeln.

In derselben Reihenfolge ging darauf der Zug unter dem Vortritt der Musik nach dem Dornbusch zurück und begab sich dann sogleich ins Hohe Haus, — denn da es eine ehrliche Tagehochzeit war, so begann man sogleich mit dem Mittagsessen. Die Schaffer und die Schafferschen hatten das Menschenmögliche geleistet, um Alles rechtzeitig in Ordnung zu bringen. Zwei lange Tafeln waren durch den ganzen Saal gedeckt, verbunden durch eine kleinere, die die Brauttafel war. Außerdem saßen noch viele Gäste im mehreren Nebenzimmern. Im großen Saale standen auf einem be-

ſonderen Tiſche die Hochzeitsgeſchenke, die die Gäſte hierher geſandt hatten, zum größten Theil Küchengeſchirr und Hausgeräth.

Die Schaffer wieſen allen Gäſten ihre Plätze auf den Stühlen und Bänken an, aber Niemand nahm eher Platz, als bis ſich die Braut geſetzt hatte. Je zwei und zwei aßen aus einer Schüſſel. Ehe die Gäſte Platz nahmen, trafen einige noch ein gütliches Abkommen darüber, wie der Einzelne ſitzen ſolle, ob rechts oder links, — denn bei dem gemeinſchaftlichen Eſſen zweier Perſonen aus einer Schüſſel mußte der Eine immer mit der linken Hand eſſen, um ſein Recht zu bekommen. Obgleich nun unſere Vorfahren meiſtens links und rechts zu eſſen eingeübt waren, ſo traf es ſich doch häufig, daß einzelne dieſe oder jene Seite gern vermieden. Die kleinen Mißhelligkeiten wurden raſch und geſchickt von den Schaffern und Schafferſchen beſeitigt und beſondere Wünſche befriedigt.

Dann eilten die Aufwärter und Aufwärterinnen mit rieſigen Schüſſeln herein und trugen die verſchiedenen Gerichte auf, und die Knechte des Weinſchenks liefen emſig hin und her, um die geleerten Rheinwein- und Malvaſierbecher zu füllen.

Nachdem die eigentlichen Hochzeitsgäſte reichlich und überreichlich von dem betreffenden Gericht auf die Tafel bekommen hatten, und als die Reſte wieder anfingen in die Küche zurückzuwandern, wurde davon verſandt an das zurückgebliebene Geſinde, an die Kinder der Gäſte und an eine Unzahl guter Freunde und

Nachbarn von Braut und Bräutigam, ebenso an verschiedene arme Kranke. Diejenigen, die etwas erwarteten, aber es nicht zugeschickt erhielten, kamen von selbst, um es zu holen oder es dort sogleich zu verzehren.[21])

Vor der Thür des Hohen Hauses hatte sich eine große Menge von Bettlern eingefunden, die dort sofort ihre Gaben verzehrten oder auch in ihre Säcke steckten, so weit dies möglich war. Ein halbes Dutzend Hausdiener hatten sich eingestellt, um den Andrang der Bettler einigermaßen fern zu halten, aber zu gleicher Zeit heischten und erhielten auch sie ihr Theil vom Hochzeitsschmause für sich und ihre Familie. So viel des Raths Kuchenbäcker, der als Spielgreve[22]) eingesetzt war und über die Hochzeitsordnung zu wachen hatte, auch den Schaffern vorstellte, daß dieses und jenes gegen die Ordnung sei, die eine Schafferſche wußte ihm Alles so vernüftig vorzustellen, besonders, wenn sie ihn holdselig lächelnd dabei ansah, daß der Spielgreve immer wieder begütigt wurde. Wenn man auch auf der einen Seite einen gar zu dreisten Bettler fortjagte, bald kamen zwei andere dafür wieder. Und als endlich ein Dutzend Kinder von des Raths Posaunern und Trompetern mit zinnernen Schüsseln und Töpfen erschienen, da konnte der Spielgreve selber nicht umhin, weil er doch gewissermaßen der Vater von den Stadtspielleuten war, es ganz in der Ordnung zu finden, daß sich dieselben zuerst satt aßen und dann ihre Gefäße gefüllt nach Hause mitnahmen.

So hatte man geschmaust und gezecht und war bis

an das vierte Gericht gekommen und damit ungefähr an die Zeit, wo der Tanz beginnen sollte, denn die vielen Nebengerichte, als Kuchen, Aepfel, Nüsse, Butter und Käse, ließen sich doch nicht gut als eigene Gerichte ansehen. Da stellte sich eine große Menge von guten Leuten ein, die nur dem Tanz beiwohnen wollten. Man konnte sie aber unmöglich abweisen, da sie durchaus nichts von dem Essen zu verlangen schienen, und ihnen das einstweilige Zusehen nicht verwehrt werden durfte. So war denn der Saal von sitzenden und zuschauenden Gästen förmlich überfüllt.

Auch der Knochenhauer Hauschild, der einen halben Ochsen und ein ganzes Schwein zu der Hochzeit geliefert hatte, war gekommen, natürlich nur, um den Reigen zu sehen, oder, wenn's ging, noch selber einmal mitzuspringen und sich bei Gelegenheit zu erkundigen, wie sein Ochse geschmeckt habe. Er drängte sich daher dreist an die Tafel heran und als er einen Bekannten gefunden hatte, fragte er denselben, wie der Rinderbraten geschmeckt habe.

Derselbe antwortete: „Prächtig," und lud ihn ein, auf der Bank neben ihm Platz zu nehmen. Und da an der andern Schüssel auch gerade Bekannte saßen, rückten auch diese ein wenig zu, und der Knochenhauer fand mit seiner recht ansehnlichen Breite glücklich Platz. Wie es ihm und manchen Andern gelang, heimlich einen Platz zu erobern, indem die Schaffer und die Schafferschen ein Auge zudrückten, so fand sich auch bald eine

Schüſſel für dieſe hungrigen Gäſte, oder ſie aßen ſelbſtdritt aus einer Schüſſel.

Dem Kuchenbäcker ſchien das Gedränge und Gewühl aber doch etwas zu arg geworden zu ſein, und er wandte ſich an den einen der Schaffer, Hans Heſſe's Nebenknecht aus Lüneburg, und forderte ihn auf, diejenigen Gäſte auszuweiſen, die ſich eingedrängt hätten. Obgleich der Lüneburger ſonſt nicht gerade zu den Klügſten gehörte, ſo that er doch wie aus den Wolken gefallen, als er dieſes vom Spiegelgreven hörte, und er ſagte: „Herr Spiegelgreve, ich ſehe Niemand, außer denen, die ihr gutes Recht haben.“

„Was!“ ſagte der Spiegelgreve erſtaunt, „da iſt z. B. der Knochenhauer Hauſchild und der Garbrader Makenthun und die Gänſehökerin Riwe, die ich hier nicht auf meinem Zettel habe.“

„Aber, beſter Spielgreve! Hauſchild hat einen halben Ochſen und ein Schwein geliefert, Makenthun das Wildpret uud die Riweſche die Gänſe, Enten und Hühner; ſie wollen nur einmal prüfen, ob dieſelben gut ſchmecken. Es ſind gute Leute, wir können ſie nicht abweiſen. Und es iſt ein altes Recht bei allen Köſten, daß die, die etwas dazu geliefert haben, auch prüfen dürfen und müſſen.“

„Aber, Lüneburger,“ erwiderte der alte, dicke Kuchenbäcker, „die letzte Ordnung ſagt es ausdrücklich, und ich bin dem Rath mit Eiden verſtrickt, dergleichen überzählige Gäſte aus der Stadt nicht zu dulden.“

Die kleine rundliche Schafferſche mit der reizenden

Stumpfnase, die aus der Ferne die Verlegenheit des Schaffers bemerkte, kam jetzt demselben zu Hülfe und fragte naiv den Kuchenbäcker, was es wieder gäbe. Als dieser seinen Unwillen geäußert, sah sie ihm schelmisch ins Gesicht und mit ihrem reizenden Stumpfnäschen zuerst eine beleidigte Miene ziehend, sagte sie, indem sie an einem Knopf seines Wammses drehte: „Lieber, süßer Kuchenbäcker, es wird gerade so auskommen mit der Zahl, denn unsere fünfzig Paar, die auf dem Zettel stehen, sind leider nicht vollständig. Da fehlt z. B. Frau Tewes, Jungfer Drewes, da fehlt Schuster Draht und Schneider Hurtig.“ Und nun rechnete sie ihm, an den Fingern vorzählend, mindestens ein Dutzend Personen vor, die zwar eingeladen, aber nicht gekommen waren, und die doch auf dem Zettel ständen. Es wußte aber die schlaue Schafferſche, daß der alte Kuchenbäcker, obwohl es sein Amt erforderte, mit dem Lesen schlecht zurecht kam. Doch wollte er sich seiner Amtswürde nichts vergeben und sah daher eifrig auf seinen Pergamentstreifen, den er fortwährend durch die Finger gleiten ließ, wie um die anwesenden Personen mit den Krähenfüßen zu vergleichen, und sagte dann noch immer kopfschüttelnd: „Nun, es wird wohl so stimmen und richtig sein. Das Zählen ist etwas beschwerlich, denn das neugierige Volk läßt Einen kaum dazu kommen, eine ordentliche Musterung zu halten.“

„Nun ja, allergestrengster Herr Spielgreve, allersüßester Kuchenbäcker Eines Ehrbaren Rathes zu Ham-

burg, das wußt' ich ja, daß es stimme. Und nun will ich Euch auch etwas im Vertrauen sagen. Da in dem kleinen Zimmer hinter der Küche, da ist Eure liebe Frau mit dem kleinen Bernhard und der kleinen Grethe und schmecken eben einmal den Gänsebraten. Kommt nur mit und seht, wie es ihnen mundet. Aber ich kann Euch sagen, es ist auch ein Füllsel, das hat der Garbrader Makenthun gemacht, daß Ihr die Engel im Himmel singen hört, wenn Ihr davon eßt. Es ist rührend und reizend mit anzusehen, wie die lieben, kleinen, süßen Kinder davon essen."

Der Spielgreve fühlte sich unendlich geschmeichelt, als er dieses Lob seiner Kinder aus dritter Ehe hörte, und es vertrieb ihm etwas den aufsteigenden Zorn über seine ungehorsame Ehefrau, der er heute noch besonders eingeschärft hatte, daß sie sich nicht auf dem Hohen Hause blicken ließe, da er schon dafür sorgen würde, daß sie Einiges von der Hochzeit ins Haus geschickt bekäme. Und als nun gar die immer freundlicher werdende Schaffersche ihn zutraulich unter dem Arm faßte und ihm sagte: „Und dann, Herr Spielgreve, haben wir da hinten für die Auserwählten, welche die Schaffer und die Schafferschen ihrer ganz besonderen Gnade für würdig erachtet haben, — und dazu gehört auch Ihr und Eure Frau Liebste und Eure reizenden Kleinen — und dann haben wir da noch — —!"

Lächelnd schaute sie dem Kuchenbäcker in sein Gesicht, das immer neugieriger und freundlicher wurde. „Nun, Herr Spielgreve," fuhr sie endlich fort, als sie

seine Neugier aufs Aeußerste gereizt hatte, „was meint Ihr wohl, das wir da sonst noch haben? Einen kleinen Kessel voll Lutertrank aus des Raths Apotheke, so schön und herrlich, das duftet, das schmeckt!“ Und damit schnalzte sie mit der Zunge, um ihm einmal einen Vorgeschmack des köstlichen Tranks zu geben, und klopfte sich mit der Hand auf die Herzgrube und drückte sie fest dagegen, als hätte sie soeben einen herzhaften Zug von dem Göttertrank genommen. Der Spielgreve konnte nicht widerstehen und verwünschte nur im Stillen die Anwesenheit seiner Frau, die ihm nicht gestattete, mit der kleinen Schafferschen ein wenig allein nach hinten zu gehen. Er ließ sich willenlos von der drolligen Schafferschen in das hintere Gemach führen, wo er beim köstlichen Lutertrank und mit seinen Kleinen gar bald die überzähligen Gäste und die sonstigen Brüche gegen die Hochzeitsordnung vergaß.

Inzwischen hatte sich Knochenhauer Hauschild gemüthlich auf seinem Platz eingerichtet, und wenn er auch nicht die Gerichte der Reihe nach aß, so aß er sie allmälig doch von hinten durch, indem er mit dem Nachtisch anfing. Wie es gerade möglich war, brachte man ihm aus der Küche noch einige ansehnliche Ueberreste. Auf diese Weise wurde die Tafel noch an vielen Stellen in die Länge gezogen. Dem Knochenhauer gegenüber saßen zwei Gäste aus Lübeck und aus Bremen. Der Lübecker war ein Paternostermacher und der Bremer ein Grapengießer, der etwa in der Mitte der Vierzig stand. Die Gruppe unterhielt sich lebhaft und ließ sich

nach dem Essen einen kühlen Trunk aus dem Weinkeller des Hohen Hauses recht gut munden. Dabei schalt der Bremer eifrig auf den Bremischen Rath, der Lübecker kräftig auf den Lübschen und der Knochenhauer ebenso weidlich auf den Hamburgischen. Der Bremische Grapengießer erzählte davon, wie die Bremischen Gilden vor zehn Jahren dem Rath zugesetzt [23]) und den Roland daselbst verbrannt hätten, und wie es hernach vielen Amtleuten an den Hals gegangen und wie er seinen eigenen nur mit Mühe und Noth gerettet hätte, worüber die beiden Andern sich baß entsetzten. Der Lübecker aber erzählte, wie seit der Anwesenheit des Kaisers in Lübeck auch dort das Geschlechterthum anfange, sein Haupt zu erheben, und von dem Hochmuth der neuen Zirkelgesellschaft. Der Knochenhauer dagegen schalt heftig auf die Kumpanie der Junkerbrauer, wie man dieselbe jetzt schon anfing, in Hamburg zu nennen, und wie diese Nichtsthuer und Pflastertreter und müssigen Kostgänger des lieben Gottes sich noch neuerdings angemaßt hätten, einen ehrenwerthen Brauerssohn vom alten Schlage nur darum auszuschließen aus ihrer Kumpanie, weil er in der Schürze und mit dem Dechsel gearbeitet habe. Und damit kamen sie auf das Hamburgische Bier zu sprechen. Es stellte sich denn auch der Durst auf Bier ein, nachdem man sattsam vom Wein getrunken hatte. Die Schenkknechte hatten einige Tonnen an verschiedenen Stellen aufgelegt und hatten jetzt genug zu thun, die

Kannen mit Weißbier zu füllen, dem besonders eifrig die fremden Gäste zusprachen.

„Nicht wahr, ein herrliches Bier?“ sagte der Knochenhauer Hauschild.

Der Bremische Grapengießer stürzte hastig eine Kanne mit einem Zuge hinunter und erwiderte: „Ja wahrlich, man macht Wesens genug davon in Bremen und noch mehr in den westlichen Städten. Doch nach dem Bier, das ich in Bremen getrunken, konnte ich den Geschmack der Leute nie begreifen, aber jetzt sehe ich es vollkommen ein. Wir müssen in Bremen wohl schlechte Braue bekommen haben. Ist das Bier hier immer so gut?“

„Ha, ha!“ lachte der Knochenhauer, „wir in Hamburg trinken das beste vorweg. Für Euch Außenleute ist das andere gut genug.“

„So spricht ein Amtmann?“ erwiderte erstaunt der Bremer, „andere Städe mit schlechter Waare zu bestecken, ist nicht fein und nicht der Aemter würdig.“

„Ihr versteht nicht, daß ich nur spotte,“ entgegnete der Knochenhauer, „denn das ist ja eben unser Unglück, daß das Brauwesen in Hamburg nicht in ein Amt verfaßt ist. Die Brauhausbesitzer, die seewärts handeln, verstehen nichts von der Brauerei und treiben das Brauwesen als eine freie Nahrung. Und freies Gewerbe heißt so viel, als zuchtlose Lehrlinge, freche Knechte und hochmüthige Meister, wenn das noch Meister sind, die nichts verstehen. Freies Gewerbe heißt auch viel Geld verdienen und sich wenig Mühe

geben; ſchlechte Waare um gutes Geld! Die Hauerbrauer dagegen, die kein eigen Brauhaus haben, ſie ſind die eigentlichen Bierbrauer, denn ſie verſtehen allein das echte Hamburgiſche Bier zu brauen. Sie machten das Bier eine Zeit lang auch ſchlecht genug, weil ſie hinter den Brauhausbeſitzern und ihrem Verdienſt gleichen Schritt halten wollten. Aber wir Bürger und anderen Amtleute haben ihnen das Geſchäft bald gelegt. Wir tranken das Zeug nicht, und als die Außenleute es hörten, da kauften die binnen Landes es auch nicht. Wir haben nicht eher geruht, bis wenigſtens für die Hauerbrauer und das Bier, das in der Stadt verzapft wird, eine Bierprobe eingerichtet wurde. Ein Handwerk, das nicht unter ordentlicher Aufſicht ſteht, arbeitet bald ſchlecht und ſchlottrig, denn der Menſch iſt von Natur faul und bedarf des Zwanges, und eigennützig iſt er dazu. Wenn er nicht ehrlich zu ſein braucht, dann iſt er es unter hundert Fällen nicht fünfzig Mal!"

„Gewiß habt Ihr vollkommen Recht, Meiſter Hauſchild," erwiderte der Bremiſche Grapengießer, „darum lobe ich die Abſicht der Hamburgiſchen Aemter, den Rath dazu zu drängen, ein Brauamt aufzurichten. Aber vor allen Dingen richtet nur eine Bierprobe auch für das ſeewärts verſandte Bier ein, damit wir Außenleute dieſes prächtige Getränk ebenſo gut genießen können, als Ihr."

„Bei der großen Abrechnung, die wir wohl nächſtens mit dem Rathe haben werden, wird die allgemeine

Bierprobe wohl auch ihre Rolle spielen. Und, Bremer, haben wir das erst durchgesetzt, daß unser Bier draußen ebenso gut ist, als hier binnen, dann wird Hamburg bald nach Lübeck die erste Hansestadt sein."

Während der Paternostermacher dem Gespräch stumm zuhörte, da beide Streitenden den Vorrang Lübecks unangefochten ließen, wurde der Bremer jetzt erregt und sagte: „Das hat noch gute Weile, bis Hamburg dahin kommt. Das heilige Köln wird es nie überflügeln und unsere gute Stadt Bremen auch nicht, wenn Ihr uns auch mit dem Bier geschlagen habt."

„Wir sind Euch ja schon in der Rangliste der Hansa voraus," sagte Hauschild, „denn in den Schriften, die in Lübeck ausgestellt werden, stehen die Hamburger vor den Bremern."

„Das hat seinen großen Haken," sagte spöttisch der Bremer. „Wenn die von Bremen nach Lübeck kommen, so bleiben sie die Zeit über zu Lübeck mit all ihrem Volk, Dienern, Knechten und Pferden. Aber die Hamburger senden ihre Pferde sogleich wieder nach Hause und bleiben dann dort, ohne große Kosten. Darum eilen die von Bremen vor andern Städten hinweg, denen die Reise nicht so theuer zu stehen kommt. Wenn man dann die Schriften aufsetzen will, so schreiben sich die Hamburger vor die von Bremen, was sich doch gar nicht schickt, zumal die Bremer je und je vor ihnen gewesen sind, was man in mancherlei Art beweisen kann." [24])

„Das sind dumme Schnackereien aus Bremen. Die Pferde fortwährend hin- und herschicken zwischen Lübeck und Hamburg, kostet auch Geld, als ob sie unterwegs beim scharfen Ritt weniger fräßen, als in Lübeck beim Stillstehen. So läßt sich unser Rath nicht lumpen."

„Habt Ihr ihn vorher doch selbst schlecht gemacht, Meister Hauschild."

„Das ist auch unser Rath. Und was wir mit unserm Rath machen, das geht Euch nichts an, das ist unsere Sache. Das Schelten bleibt dann wenigstens in der Freundschaft. Ihr Außenleute sollt unsern Rath nicht schlecht machen," und damit schob er den Aermel des rechten Armes zurück, als wolle er jede Beleidigung des Raths zurückweisen, und fuhr dann fort: „Am allerwenigsten damit, daß er knickere und knause. Wir müssen ja doch Alles bezahlen. Und," fügte er, sich in die Brust werfend, hinzu, „wir können es auch."

„Aber warum macht Ihr denn den Lärm wegen des erhöhten Schosses?"

„Das muß einmal so sein in der Welt. Die Bürgerschaft schilt überall auf den Rath und der Mann auf die Frau, daß zu viel Geld ausgegeben wird. Hinterher aber bezahlen sie doch. Ohne das Schelten aber würde es noch ein wenig mehr kosten. Und nun heraus mit Euren Beweisen, daß Bremen von jeher Hamburg vorangegangen ist."

„Zum Ersten ist Bremen älter, denn es hat wohl über fünfzig Jahre eher Bischöfe gehabt, als Hamburg,

und die Bremer waren eher Christen, als die von Hamburg."

„Aber der heilige Anschar war der erste Erzbischof in Hamburg, und wäre er nicht Erzbischof von Hamburg gewesen, und Hamburg zerstört von den wilden Heiden, Bremen wäre nie zur Ehre des Erzbisthums gekommen."

„Woher Ihr das wohl wißt? Weil Hamburg zu klein und unwürdig war für ein Erzbisthum, darum blieben fortan alle Erzbischöfe in Bremen. Aber wie dem auch sein mag, jetzt ist Bremen die oberste Kirche im Sprengel von Bremen und hat andere Bischöfe unter sich, und das Capitel von Bremen geht dem zu Hamburg vor, und man schreibt die Kirche unserer lieben Frauen zu Hamburg für ein einfaches Collegium und die Kirche zu Bremen für eine Erzhauptkirche des ganzen Sprengels. Darum ist es Recht, daß die von Bremen, sowohl Geistliche als Weltliche, über die von Hamburg gehen, Jeder in seinem Grade und Stande. Die von Bremen sind privilegirt und würdig gemacht von Kaisern und römischen Königen, darum, daß sie eine große Anzahl vn Rathmannen und andern bewaffneten Bürgern mit dabei hatten, als die Herzöge Gottfried und Baldewin von Bouillon das heilige Land zu Jerusalem gewannen. Von keiner andern Seestadt forderte man welche auf mitzukommen, als von ihr allein."

„Dummer Schnack," sagte der Knochenhauer, „sind da ein paar Marketender von Bremen mit nach dem

heiligen Lande gezogen, und gleich donnern diese Bremer die Geschichte auf, als hätte Herzog Gottfried ohne die Bremer Höker und Krämer gar nichts gegen die Heiden ausrichten können."

„Es waren ehrliche Rathmannen von Bremen, wie in den alten Schriften zu lesen," sagte jetzt der Bremer beleidigt, indem er den Bierkrug heftig auf den Tisch stieß. „Und dann zu allerletzt haben die von Bremen einen geistlichen Fürsten, die von Hamburg einen Grafen von Holstein zum Herrn, darum gehen wir billig vor die von Hamburg."

Der Bremer glaubte jetzt einen gewaltigen Trumpf ausgespielt zu haben und sah den Knochenhauer siegesgewiß an. Jener aber sah den Andern mit einem wahrhaft satanischen Grinsen an und sagte: „Wir Hamburger brauchen uns unseres Herrn, des eisernen Heinrich, nicht zu schämen. Sein Ruf erschallt durch ganz Europa, wie er die Franzosen zusammengeschlagen hat und beim Morgenspaziergang auf nüchternen Magen einen Löwen wie einen Hund in seine Hütte eingesperrt hat." [25]) Dann wandte er sich, aus vollem Halse lachend, worüber er eine ganze Zeit lang nicht zu Worte kommen zu können schien, daß ihm die Thränen über die gerötheten Backen rannen, an seine Hamburgischen Nachbarn, die jetzt schon merkten, daß der Knochenhauer mit einem seiner derben Witze hervorrücken wollte: „Kinder, ha, ha, ha, die Bremer wollen uns vorangehen, weil sie den Erzbischof Albrecht zum Herrn haben und wir den eisernen Heinrich. Wir

haben doch wenigstens einen Mann zum Herrn, ha, ha, ha! Und die Bremer, was haben die, man weiß nicht ganz genau, ob einen Mann oder ein Weib.“[26])

Die ganze Hamburgiſche Seite lachte mit einem Male laut auf über dieſen Hieb, den der Knochenhauer dem Bremer verſetzte, der auch nur zu gut traf. Jetzt aber ſprang der Bremer auf: „Wie oft iſt es nun ſchon bewieſen vor Fürſten und Prälaten und zuletzt noch hier in Hamburg, daß dies ein Badſtubenklatſch iſt. Und nun kommt uns das noch einmal entgegen!“ Damit hob er ſeinen Zinnkrug auf und warf ihn über die Tafel, daß er dem Knochenhauer unfehlbar den Schädel zerſchmettert hätte, wenn dieſer nicht ſchnell, dem Wurf ausweichend, mit dem Kopf unter die Tafel gefahren wäre. Dann kam er ebenſo ſchnell wieder zum Vorſchein und ſtellte ſich dem Bremer gegenüber hin und ſagte: „Nun komm heraus, mein Junge, ich ſtehe meinen Mann und will Euch ſchon zeigen, ob die Hamburger oder Bremer vorgehen ſollen.“

Der Fremde ließ den Knochenhauer kaum zu Worte kommen, ſondern machte Miene, über die Tafel zu ſteigen. Ein großes Getümmel erhob ſich. Von allen Seiten drängten Neugierige herbei und dem Bremer eilten ſogar von den andern Tafeln ſeine Landsleute zur Hülfe, um ihn herauszuhauen. Schon ſtanden ſich die beiden Parteien kampfbereit gegenüber, und ſchon flogen derbe Scheltworte als Einleitung des Fauſtkampfs hinüber und herüber, da eilte mit hochgeröthetem und erregtem Geſicht der Spielgreve aus der Küche

herbei, seine Namensliste zwischen den Fingern vor sich herhaltend, denn er hatte gehört, wie verschiedene Stimmen riefen: „Hauschild hinaus, hinaus! Er hat sich eingedrängt und fängt obendrein Streit an!“

Er brach sich bald Bahn und rief ihm zu: „Meister Hauschild, im Namen des Raths, verlaßt das Hohe Haus. Ihr seid ein ungebetener Gast.“

Diejenigen, die gegen den Knochenhauer Partei genommen hatten, wurden dadurch um so mehr ermuthigt und riefen fortwährend: „Hinaus, hinaus mit ihm! Werft ihn die Treppe hinunter, zum Fenster mit ihm hinaus!“ Die Freunde Hauschild's aber riefen dagegen: „Die Bremer haben Unrecht!“

Bald entstand ein Höllenlärm, daß der Spielgreve gänzlich den Kopf verlor, ängstlich hin- und hertrippelte und sich die Ohren zuhielt.

Inzwischen waren auch die Schaffer, der junge Ehemann und Siegfried Bunstorp herbeigeeilt und bemühten sich, die erhitzten Gemüther zu beruhigen und den Knochenhauer zu entfernen, doch vergebens. Da eilte die kleine Schafferin, die vorher mit so großem Glück die Gewitterwolken von des Spielgreven Stirn verscheucht hatte, herbei, und nachdem sie schnell an den Sitz der Braut geeilt und mit ihr und der ältesten Brautschwester einige schnelle Worte gewechselt hatte, eilte sie mitten in den dichtesten Knäuel hinein und gerade auf den Spielgreven und den Knochenhauer zu, indem sie links und rechts den jungen Männern zurief: „Dirk, Gerd, Timm, was soll das heißen? Marsch

an Eure Plätze und rüstet Euch zum Reigen, der sogleich beginnen wird, denn die Braut gedenkt aufzustehen! Schämt Euch, gleich am ersten Tage der Hochzeit hier Prügelei zu beginnen!“ Und sich dann an den Spielgreven wendend, sagte sie mit gut geheucheltem Erstaunen: „Mein lieber Kuchenbäcker, Kuchen mögt Ihr backen können, aber zum Spielgreven taugt Ihr nicht. Anstatt den Streit in Güte zu schlichten, gießt Ihr nur Oel ins Feuer und macht die Sache schlimmer als sie war. Gebt nur her Euren Zettel; da, da steht ja Hauschild! Siegfried Bunstorp hat's geschrieben.“ Damit ließ sie den verblüfften Spielgreven stehen und ging auf den Knochenhauer zu, den sie an die Schulter faßte und nach der Tafel zukehrte. Und indem sie ihm einige sanfte Schläge auf die Schulter versetzte, sagte sie: „Gevatter Hauschild, was macht Ihr für tolle Streiche. Schleicht Euch hier ein, und fangt dann Lärm an. Setzt Euch nur vorläufig wieder an Euern Platz und seid ganz mäuschenstill, damit sich der Lärm erst legt, und geht dann unbemerkt fort, sonst kommen sie Euch heute doch noch auf's Leder.“

Dabei faßte sie ihm unter den Arm und schob ihn an die Tafel, wo er wieder Platz nahm, und sie neben ihm, mit dem Rücken an die Tafel gelehnt.

Die zusammengelaufene Menge verlief sich wieder, aber der Bremer auf der andern Seite der Tafel war noch immer nicht beruhigt und schalt heftig und schien sich in einen ganz unmenschlichen Zorn hineingeredet zu haben. Da kam die Braut mit der ältesten Braut-

schwester auf ihn zugegangen und sagte zu ihm: „Ohm Bremer, was macht Ihr für tolles Zeug! Werft da mit Bierkannen, als wolltet Ihr dem Frohn mit Gewalt in die Hände fallen.“

„Aber wie kann der Kerl sich auch unterstehen, solche Reden zu führen!“ und damit machte er Miene, die ganze Angelegenheit ausführlich zu erzählen. Doch Katherine winkte ihm begütigend ab, und als er noch nicht ablassen wollte, hielt sie ihm lachend den Mund zu und sagte: „Wir wissen es schon Alles. Knochenhauer Hauschild ist nun einmal durch seine Grobheit bekannt. Aber was hättet Ihr nur anrichten können.“

Darauf ließ sie sich von der neben ihr stehenden Brautschwester die Bierkanne reichen, die Jene hinter sich verborgen hielt.

„Seht nur, Ohm,“ sagte sie, indem sie ihm das Mordinstrument zeigte, „da ist der Deckel abgebrochen von dem kräftigen Wurf, und hier ist die Ecke des Krugs gänzlich eingedrückt, und hier und da sind Beulen darin. Bedenkt, Ihr hättet ihn todtwerfen können auf der Stelle.“

Der Anblick des übel zugerichteten Bierkrugs und der Gedanke, daß er selber soeben dem Blutbann entronnen sei, ernüchterten den Bremer doch etwas, und er sagte ruhiger zu der Braut: „Schaffe mir nur den Kerl aus den Augen, sonst geschieht doch noch ein Unglück.“

„Ohm, Ohm, nicht so ungestüm! Hauschild ist sonst

ein guter Mann und der beste Kunde von meinem Vater und von meinem Ehemann," fügte sie stolz hinzu. „Den dürfen wir nicht so vor den Kopf stoßen oder gar mit dem Bierkrug werfen. Die kleine Schaffersche, die jetzt bei ihm sitzt, hat es ihm schon gesteckt, daß er nachher, wenn der Reigen beginnt, sich still davon macht. Nur kein Aufsehn machen. Als Sicherheitswache, daß Du keinen Rückfall bekommst, Ohm, lasse ich Dir hier eine Brautschwester. Sei hübsch artig zu ihr, vielleicht ist's Eine für Dich. Richte Dich so ein, daß Dich Swertute nicht in die Büttelei setzt." Die Braut gab ihm noch einen begütigenden Schlag auf die Schulter und überließ ihn dann der Brautschwester.

Die Brautschwester war jene stattliche Jungfrau, die im letzten Paar den Zug der Brautschwestern als größte beschloß. Wenn sie auch schon sichtlich zu den älteren jungen Mädchen zu rechnen war, so war sie doch immer noch eine eigenthümlich interessante Erscheinung, deren Jahre man noch zu ihrem Vortheil bestimmen mußte. Schlank und hoch gewachsen, hatte sie ein scharf geschnittenes, edles Gesicht, dem ein eigenthümlich leidender, schmerzvoller Zug nicht übel stand. Sieben Jahre war sie verlobt gewesen und hatte gegen die Sitte der Zeit ihre Neigung einem Manne geschenkt, dem ihre Eltern abgeneigt waren. Dutzendweis hatte sie andere Freier abgewiesen und nur an jenem gehangen, der als armer Kistenmachergeselle sie in ihres Vaters Haus kennen gelernt und

sie ganz für sich einzunehmen gewußt hatte. Er war ein geschickter Knecht, aber ein Geist der Unruhe plagte ihn, so daß er nie ein halbes Jahr bei einem Meister hintereinander aushalten konnte, und auch in Folge dessen die zum Anfang nöthige Summe, da er selbst nicht vermögend war, nicht zusammenzusparen vermochte. Seine Schwiegereltern aber verlangten unbedingt, daß er sich selbst die Summe zum Anfang erwerbe, zumal sie nicht so groß war. Sonst hätten sie keine Bürgschaft dafür, daß er im Stande wäre, eigen Feuer und Rauch zu halten.

Oft war er wieder auf Hamburg gewandert gekommen und es schien, als ob der Einfluß seines Mädchens ihn endlich zur Ruhe bringen könnte, daß er still einige Jahre hintereinander fortarbeitete, um Meister zu werden. Immer hatte sie wieder von Neuem gehofft — denn was hofft die Liebe nicht? — aber vergebens, bis sie endlich die Nachricht hörte, daß er in Verden eine Wittwe geheirathet und Meister geworden sei. Sie hatte es verschmäht, dem Wunsch ihres Vaters zu willfahren, ihm einen bösen Brief vom Hamburgischen Amt dorthin schreiben zu lassen, aber für Jahre hatte es sie geknickt. Ihre Liebe, ihre Jugend hatte sie ihm geopfert in jahrelanger Treue, und Alles vergebens! Erst seit Kurzem hatte sie sich wieder aufgerafft, als die Eltern davon sprachen, da jetzt doch kein Freier mehr um sie anhielt, sie ins Kloster zu begeben. Da war ihr ganzer Lebensmuth wieder emporgeschnellt, sie sträubte sich heftig dagegen und

wollte viel lieber ins Beginenhaus gehen, woraus doch noch eine Erlösung möglich war. Ihr ursprünglich froher Sinn und ihre Lebensfrische waren es gerade gewesen, die sie an jenen wanderlustigen, unstäten Gesellen gefesselt hatte. Und nun ins Kloster, es däuchte sie wie ein Grab. Sie sollte aus dem Hause, um den jüngeren, heirathsfähig gewordenen Schwestern, die auch ins Sitzen zu kommen fürchteten, Platz zu machen. Aber sie hatte jetzt ebenso hartnäckig und zäh, wie früher treu, auch noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß sie trotz ihrer Jahre wohl noch im Stande sei, einen Mann zu fesseln und glücklich zu machen. Ihr jahrelanger, inniger Verkehr mit einem geliebten Manne, der voller Wunderlichkeiten war, hatte sie nachsichtiger gegen die Schwächen der Männer gemacht und sie zugleich gelehrt, sie in geschickter Weise zu behandeln. Darum hatte die Braut, die, kaum unter die Haube gekommen, es schon zu verstehen glaubte, auch Andere glücklich zu machen, sie dazu bestimmt, den Bremischen Grapengießer, der ein Wittwer war, zu begütigen. Die Braut wußte nämlich, mit welch' verwegenen Gedanken sich die bejahrte Brautschwester noch trug, denn diese hatte ihr neulich gebeichtet, daß ihr eine Wahrsagerin verkündet habe, daß sie sich bald verheirathen würde und zwar mit einem Manne, den sie auf einer Hochzeit kennen lernen würde. Sie hatte sich das alte Sprichwort zum Wahlspruch gesetzt: „Noch eine Hochzeit und dann ins alte Eisen.“ [27]) Und demgemäß wollte sie heute handeln.

Man kann sich denken, wie sie ihre Blicke schweifen ließ, um den ihr vom Schicksal bestimmten Gatten unter der Menge der jüngeren und älteren Männer herauszufinden. Keiner hatte ihr von Allen besser gefallen, als jener Bremische Grapengießer, und als sie gar hörte, daß dieser dem Knochenhauer den Bierkrug an den Kopf geworfen, da konnte sie nicht umhin, ihn zu bewundern, und es reizte sie, diese ungestüme Kraft zu bändigen.

Auf das Zureden der Braut hin hatte sich der Grapengießer wirklich wieder auf seinen Platz verfügt, aber kaum sah er auf der andern Seite den Knochenhauer sitzen und heiter sprechen mit der Schafferschen, da kochte es in ihm wieder empor und er erhob sich von Neuem, und ihm die geballte Faust entgegenstreckend, warf er wieder ein Scheltwort hinüber. Doch die Brautschwester, die sich mit dem Rücken gegen den Tisch gesetzt hatte, ergriff ihn bei den Händen und zog ihn auf die Bank nieder und sagte ihm: „Meister Grapengießer, wollt Ihr den Hamburgischen Aemtern einen solchen Schimpf anthun, daß Ihr es durchaus zu einer regelmäßigen Schlägerei treibt? Der Rath wartet nur darauf, den Aemtern etwas ans Zeug zu flicken, und wollt Ihr gerade derjenige sein, der dem Rath diese Gelegenheit bereitet?"

„Nein, gewiß nicht, Jungfer Brautschwester," sagte der Meister, betroffen von diesen ruhigen, verständigen Worten, die von einem schmachtenden Blick auf ihn begleitet waren. Und indem er auf das noch immer

ſchöne und ſtattliche Mädchen blickte, beruhigte ſich allmälig ſein Zorn, und er fragte ſie nach ſcheinbar gleichgültigen Dingen, und Jene beantwortete ihm alle Fragen mit einer ſolchen Verſtändigkeit und mit ſo viel Laune, daß der Grapengießer endlich ausrief, nachdem er noch ein Paar neue Krüge Bier beſtellt hatte, wobei ihm die Brautſchweſter gar nicht zimperlich Beſcheid that: „Wäre nur mein Sohn mit herüber gekommen von Bremen, ich glaube wahrhaftig, Ihr wäret eine Ehefrau für ihn!“

„Meint Ihr?“ ſagte die Brautſchweſter aufhorchend. „Ich glaube aber, es ſtimmt nicht recht mit den Jahren. Ihr ſeid doch wohl ein ſechsundvierzig, ſiebenundvierzig Jahre alt, und Euer Sohn kann höchſtens zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre ſein. Es würde auf die Dauer nicht recht Art haben, und ſehen müßte ich ihn vor allen Dingen.“

„Alſo,“ ſagte der Grapengießer weiter ſcherzend, „Ihr wäret nicht abgeneigt, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.“

„Sicher nicht,“ ſagte die Brautſchweſter, gar nicht verlegen, indem ſie ihm mit ihrer Meſſerſcheide auf die Finger klopfte. „Darnach fragt man aber nicht ſo geradezu, Meiſter Grapengießer.“

„Es freute mich eben, daß Ihr ſo unbefangen und offen ſprecht, ſelbſt von Eurem Alter, ohne falſche Ziererei, wie man ſie bei Mädchen ſo viel ſieht, beſonders wenn man vom Heirathen ſpricht.“

„Das iſt ſehr verſchieden, mein werther Meiſter,

je nach dem Alter. Spricht man einer Sechszehnjährigen vom Heirathen, dann ſagt ſie ſtets: Nein, ich heirathe nie, ich gehe ins Kloſter. Spricht man einer Achtzehnjährigen davon oder Einer, die noch einige Jahre weiter vorgerückt iſt, dann ſagt ſie: Ja, heirathen möchte ich wohl, aber ſchön muß er ſein, wie ein Gott, und ſtark wie ein Erzengel, und reich wie ein Brauerbe, und lieb muß er mich haben, daß Triſtan und Iſolde's Liebe gar nichts gegen unſere iſt. Aber wenn man ſo in die Jahre gekommen iſt, wie unſer Eins, dann ſagt man ſich: Ja, heirathen will ich ſchon und recht gern, wenn's nur ein leidlich verſtändiger Mann iſt. Einige Schrullen und Ecken ſieht man ihm gern nach; eine Kiſtenmachers Tochter hobelt ſie ihm vielleicht herunter. Man iſt ja ſelbſt nicht frei von allerlei Wunderlichkeiten. Da muß Eins mit dem Andern ſchon Nachſicht und Geduld haben. Es macht ſich eben Alles mit der Zeit. In meinem Alter ſtürmt man nicht mehr den Himmel, wie um die achtzehn Jahr."

„Seid Ihr ſchon einmal verheirathet geweſen, Jungfer Brautſchweſter?" ſagte der Bremer, immer aufgeräumter werdend.

„Aber, Meiſter," ſagte die Brautſchweſter.

„Ja, Ihr ſprecht ſo ſchrecklich vernünftig und mit ſolcher Lebensweisheit, als hättet Ihr wenigſtens ſchon zwei Männer begraben."

„Ach ja," ſeufzte die Brautſchweſter, „faſt kann ich ſagen, ich habe es. Aber nicht einen Mann, ſondern

einen Bräutigam, nicht in der kühlen Erde, ſondern in den Armen einer hausſitzenden Wittwe, — nach ſiebenjährigem Verlöbniß!! — Da kennt man die Welt, da kennt man die Männer."

„Und wenn Ihr dann noch gut von den Männern denken könnt, dann ſeid Ihr ein wackeres Weib, Brautſchweſter, und wohl dem Manne, dem Ihr einſt das Haus regiert."

Und damit gab er ihr die Hand und ſagte, nachdem er noch einmal mit ihr angeſtoßen hatte: „Iſt Euer Vater hier zugegen? Ich darf wohl annehmen, denn junge Mädchen ſollen nicht allein auf Hochzeiten gehen.[28]) Freilich, Ihr ſeid ſelbſtſtändig genug, Ihr laßt Euch die Butter nicht mehr vom Brod nehmen." Damit ſtand er auf und ſagte: „Führt mich zu Eurem Vater."

Als er mit der Brautſchweſter von der Tafel gehen wollte, fiel ſein Blick auf den Knochenhauer, den er gänzlich vergeſſen hatte, und der ihm jetzt freundlich zunickte und zulächelte, als wäre gar nichts geſchehen, und ihm zurief: „Komm, Bruder Grapengießer, laßt uns anſtoßen und Alles vergeſſen ſein. Hätten wir nicht den großen Lärm gemacht, wir hätten nicht ſo ſchöne Nachbarinnen bekommen." Dabei kniff er ſeinem Pathenkind, der kleinen Schafferſchen, in die vollen Backen, daß Jene laut aufſchrie. Dann ſtießen die beiden Meiſter und die beiden Mädchen an, und der Knochenhauer ſagte dem Bremer, mit den Augen blinzelnd:

„Die Hamburger Mädchen ſind doch verdeubelte Derns, nicht wahr?“

Der Bremer ſchien ſein Blinzeln zu verſtehen und ſagte: „Meiſter Hauſchild, kommt herum auf dieſe Seite des Tiſches. Ich wollte mit Euch ſprechen.“ Und zur Brautſchweſter ſagte er: „So, mein gutes Kind, ich danke Euch für freundliche Beſänftigung, Ihr ſeht, die beiden gereizten Leuen ſind wieder verſöhnt. Wir ſehen uns nachher wohl wieder. Sucht nur Euren Vater auf, damit ich ihn kennen lerne.“

Der Grapengießer bat darauf den Knochenhauer, daß er ſein Freiwerber bei dem Kiſtenmacher ſein möchte, was Jener auch gern übernahm. Nachdem der Vater der Brautſchweſter mit Siegfried's Vater über die Verhältniſſe des Bremiſchen Grapengießers Rückſprache genommen hatte, willigte er gern ein. Vater und Mutter dankten Gott, daß ſie dieſe Tochter glücklich unter die Haube gebracht hatten. Und die Tochter fühlte ſich glücklich, noch einen ſo ſtattlichen Bräutigam erlangt zu haben. Am Glücklichſten aber war eigentlich Katherine, die ſofort von dem glücklichen Ereigniß hörte, daß ihr Hochzeitstag ihrer Freundin noch einen Mann verſchafft hatte, was ihr ſelbſt eine Vorbedeutung ſicheren Glücks zu ſein ſchien. Das neue Brautpaar fand faſt mehr Beachtung, als das Hochzeit gebende. Jubelnd trank man auf daſſelbe, als Vater Bunſtorp das glückliche Ereigniß mittheilte. Der Knochenhauer Hauſchild aber, der das glückliche Ereigniß durch ſeine böſe Zunge veranlaßt, wurde der beſte Freund des

Bremer Grapengießers, und Niemand dachte mehr daran, ihn aus dem Saal zu weiſen, als er nachher den Reigen mit der Brautſchweſter oder der kleinen Schafferſchen wacker mitſprang.

Ueberlaſſen wir die glücklichen Eheleute und das glückliche Brautpaar ihrer Freude. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Ehepaar der Sitte gemäß bei Fackelglanz nach dem Reigen ins Haus geleitet und aufs Bett geſetzt wurde, ſowie ihnen am andern Morgen ein köſtlicher Hahn und eine Henne aus Kuchenteig gebracht worden', woran ſich wieder neue Gelage für einige Tage ſchloſſen. [29])

Nur Siegfried hielt ſich von den meiſten Gelagen fern und ließ ſich nur des Abends zuweilen blicken, und auch dann ging er früh fort. Man wunderte ſich über ſein meiſtens ſtilles Weſen, doch man glaubte ihm, wenn er das mit der Sorge um ſein Meiſterſtück entſchuldigte. Aber ſeiner Mutter war es nicht entgangen, daß ihm unter all der Freude Niemand und Nichts Freude bereitete, bis er ihr einſt den Grund entdeckte, und ſie ihn warnte, über ſeinen Stand hinaus zu trachten. Doch was fragt die Liebe nach Rückſicht, nach Stand? Was kümmert ſie ſich um die Erfahrung Anderer und weiſe Rathſchläge alter Leute? So auch bei Siegfried. Wie in allen Dingen, ſo beſonders in der Liebe, macht Jeden nur die eigene Erfahrung weiſe. Zwar beſchlichen ihn oft Zweifel und Bedenken, ob er die Hinderniſſe glücklich beſeitigen würde; aber bald verſchwanden ſie ihm wieder. Warum ſollte ihm ſein

kühnes Werben nich gelingen? klang es in ſeinem Herzen, wenn er an ſeinem Meiſterſtücke arbeitete und ihm aus dem Hauptbilde das ſchon vollendete Maria Magdalenen-Bild mit Mariens freudeglänzendem, ſieg-verkündendem Antlitz entgegenſtrahlte. Verkündete es ihm nicht auch Sieg, trotz Kampf und Müh', wie einſt den Niederdeutſchen im heißen Ringen gegen die Dänen auf dem Schlachtfelde von Bornhöved?!

Zweites Capitel.

Vor und nach der Hochzeit ſeiner Schweſter malte Siegfried fleißig an ſeinem Bilde, das raſch vorwärts ſchritt. Er war faſt unausgeſetzt thätig, ſo lange Tageslicht vorhanden war, damit ſein Meiſterwerk zu der hohen Morgenſprache, die kurze Zeit nach Martini ſtattfand, fertig ſei. Für die einzelnen Theile ſeines Bildes hatte er ſich häufig Freunde und Bekannte kommen laſſen, damit er Alles deſto natürlicher male. Für Frauen und Mädchen hatte oft ſeine Schweſter Modell ſtehen müſſen, für Kinder ſeine übrigen Geſchwiſter, ſowie Hartwig und Vicko. Auch Vater Berthold und Vater Sibich hatten für einige Mönchsgeſtalten herhalten müſſen. Für die Ritter aber waren einige junge Brauer in vollem Plattenpanzer in Siegfried's Werkſtatt gekommen und hatten ſich dort nicht nur geduldig, ſondern auch voller Stolz malen laſſen. Siegfried zu Liebe hatten dieſelben ſogar mit der Kumpanie der jungen Kaufleute noch einen eigenen Buhurd im ſchönſten ritterlichen Schmuck angeſtellt, damit er einen lebhaften Eindruck von einem Kampfe bekäme. Beide Buhurdirkumpanien hatten ſich gern dazu bereit erklärt,

wie überhaupt das Ritterspiel seit dem glücklichen Kampf mit denen von Hummelsbüttel und seitdem der Kaiser in Lübeck die jungen Brauer als rechte Junker angeredet hatte, in Hamburg fleißig geübt wurde. So hatten Viele einzelne Theile des Bildes gesehen und schon ein großes Gerücht davon in Hamburg in Umlauf gebracht. Aber das Ganze hatte Niemand gesehen, als Siegfried's Meister und der kleine Hartwig. Dieser war auch zugegen gewesen, als Siegfried das achte Bild aus dem Leben seiner Heiligen und die große schwebende Gestalt der Maria Magdalena malte. Eines Modells dazu hatte Siegfried nicht mehr bedurft, da er seit seinem Verlöbniß mit Marien in der Klosterkirche jenes Bild am Altar nicht mehr vergessen konnte. Fast tägliche Briefe und Botschaften von Marien, die Hartwig überbrachte, hielten seinen Muth und seine Hoffnung frisch. Zu Martini näherte sich das Bild schnell seiner Vollendung.

Als Hartwig am Martinstag etwas länger als gewöhnlich zu Bette lag, — denn es war keine Schule, — und die Landleute schon zahlreich sich im Gelderſen'schen Hause eingefunden hatten, um ihre Zehnten und Renten, bestehend in Gänsen, Hühnern, Schweinen und allerlei Feldfrüchten zu bringen, trat die alte Magd Abele gegen neun Uhr vor das Bett des kleinen Knaben und setzte sich auf den Stuhl vor demselben und sagte: „Hartwig, willst Du nicht hinunter kommen und mit Deinen Freunden vom Lande sprechen? Heute ist Martini, weißt Du ja, und die Zehnten und Zinse

werden bezahlt. Aber Du haſt wohl jetzt nichts weiter im Kopf, als das Bild Deines Siegfried?"

„Ja, Abele," erwiderte der Kleine. „Es iſt auch ein herrliches Bild."

„Sag' mal, Hatty, was haſt Du eigentlich jetzt, Du biſt ſo ſchweigſam und merkwürdig und ſprichſt nicht mehr über Alles zu mir, wie gewöhnlich. Willſt Du es Deiner alten, guten Abele nicht ſagen?"

„Ja Abele," ſagte er wichtig, „das darf ich Dir nicht ſagen, das iſt ein Geheimniß. Das iſt mein erſtes Geheimniß, das ich weiß, und ſchwer genug iſt's zu tragen."

„Nun, mein guter Junge, dann ſag' es mir, dann wird es Dir leichter."

„Ach, Abele, frage mich nicht, ſonſt ſage ich's Dir am Ende doch noch."

„Das ſollſt Du ja gerade."

„Nein, ich ſoll's nicht. Nun es iſt Martini, und um acht Tage iſt die hohe Morgenſprache der Maler, da weiß es die ganze Stadt, dann kannſt Du es jetzt auch wiſſen. Aber ſage nichts davon, zu Niemand im Hauſe. Siegfried hat Marien als Maria Magdalena gemalt."

„Iſt das Alles? Weißt Du nicht noch etwas mehr, Hatty?"

„Und Siegfried und Marie wollen einander heirathen, und wenn er Meiſter iſt, dann will er um ſie werben beim Vater und der Mutter."

„Ja, Hatty, ich wußte es, daß ſo etwas im Werke

ist. Ich gönne es Beiden von Herzen, daß sie sich glücklich vereinigen mögen. Aber, aber, ich fürchte die Mutter."

„Wie weißt Du es denn, Abele, da es Dir Niemand gesagt hat?"

„Oh, so etwas merkt man schon, mein lieber Junge. Marie ist wie umgewandelt seit einigen Wochen. Bald fröhlich und lustig wie ein Kind, als kümmerte sie der Zorn der Mutter wegen Herrn Porner's Abweisung gar nicht, dann ist sie merkwürdig ernst und in sich gekehrt, und an nichts nimmt sie rechten Antheil. Die Mutter aber ist besonders böse darauf, daß sie herzlich gelacht hat, als die Nachricht hierher kam, Herr Godecke Porner sei von den Räubern gefangen und in einen schwarzen Burgkeller geworfen, bis ihn die Braunschweiger auslösen. Dann hat Marie jetzt auch so viel heimlich mit Dir zu sprechen, wenn Du zu Siegfried gehst und von ihm kommst. Ich hab' es wohl bemerkt. Aber zum Glück weiß es Niemand anders, und ich will schweigen wie ein Grab."

„Ach, Abele, glaubst Du denn, daß die Mutter so gar böse ist und Siegfried nicht zu ihrem Schwiegersohne haben will? Sie mag ihn ja selbst so gern."

„Nicht böse, Hatty, aber „overstolt", wie ihr Name sagt."

„Nein, nein, Abele, sie wird es schon thun, ich bitte so lange, bis sie es thut. Sie wird und muß es thun, das sage ich Dir, Abele. Abele, ich glaube, ich lebe nicht mehr lange. Ich hatte so wunderbare

Träume in der letzten Nacht. Denke Dir: mir däuchte, ich läge bei den Vätern in Marien Magdalenen vor dem Altar, auf dem Siegfried's Bild ſtehen ſoll, und aus meinem Grabe ſah ich durch den Sargdeckel und die ſchwere Steinplatte hinauf gerade auf das ſchöne, herrliche Bild der Heiligen mit unſerer Marie Angeſicht. Dann winkte ſie mir: leicht wie Luft hob ſich der Sargdeckel und die Steinplatte, und ich ſchwebte empor und wurde ein Engel zu den Füßen der Heiligen."

„Lieber Hatty," ſagte die alte Magd, ſich hernieder neigend zu dem Knaben und ihn an ſich ziehend. „Was redeſt Du da für wunderliche Dinge! Du ſollſt nicht ſterben und Du darfſt nicht ſterben. Nein, nein! Dann bleibe ich nicht mehr hier im Hauſe, dann gehe ich ins Kloſter nach Harveſtehude und diene meinem Herrn Jeſu und bete für Dein Seelenheil. Sie ſagen ja, Hatty, nachdem Du mir einſt als Kind vom Schooß gefallen, ſeiſt Du bucklig geworden. Stirbſt Du ſo jung, dann habe ich keine Ruhe mehr im weltlichen Leben, dann muß ich in's Kloſter gehen, wenn man mich niedrige Magd dort haben will. Aber ich hoffe, die Fürbitte von Herrn Vicko wird mir die Aebtiſſin wohl geneigt machen. Und die Mitgift für's Kloſter hab' ich auch in Tuch und baaren Pfennigen."

„Ach, Abele," ſagte der Kleine, „laß das Weinen; es macht mich ſo traurig. Ob Du Schuld haſt an meinem Buckel oder an meiner Schwächlichkeit, weiß nur Gott allein. Gott ſieht nur das Herz und den

bösen Willen an; darum kann er Dich auch nicht strafen."

Damit stand der Kleine auf, und Abele, die schnell ihre Thränen zu trocknen suchte, half ihm beim Waschen und Anziehen.

Gleich nach dem Frühstück sprach der Kleine heimlich mit seiner Schwester unten auf der Diele, wo sie die Bauern und Bäuerinnen mit ihren Gaben abfertigte und mit allen ein paar freundliche Worte sprach, während sie den Trunk Wein genossen, den man ihnen als Botenlohn für das Zinsbringen darreichte. Marie steckte dem Knaben heimlich ein beschriebenes Pergamentblättchen zu, womit der Knabe schnell zu Siegfried in die Werkstatt lief. Dieser legte gerade die letzte Hand an sein Bild und las mit großer Freude Mariens Worte.

Nach einigen Tagen hielten die Maler hohe Morgensprache. Der neue Altarschrein war schon am Tage zuvor auf dem Altar aufgestellt worden, denn die Morgensprache sollte dies Mal in der Maria Magdalenen-Kirche gehalten werden.[30]) Das früher schon etwas verdunkelte und undeutliche Altarbild war heruntergenommen und mit einem Dach versehen, damit es künftig vor dem Kloster stände.

Am Morgen des festlichen Tages wurde von dem jüngsten Meister, der zugleich der Amtsbote war, Alles in der Kirche vor dem Hauptaltar für die Morgensprache vorbereitet. Dem Altar gegenüber hatte er

einen langen Tiſch aufgeſtellt und ſechs Stühle an demſelben für die Morgenſprachsherren und die alten und neuen Werkmeiſter. Auf beiden Seiten des Tiſches nach dem Altare zu waren Bänke aufgeſtellt für die gemeinen Amtsbrüder. Gegen acht Uhr wurde auch die Amtslade durch zwei Träger aus dem Hauſe des wortführenden Werkmeiſters Bertram in die Kirche gebracht, und der Amtsbote ſtellte ſie mitten auf den Tiſch.

Bald darauf verſammelten ſich die Selbſtherren in ihren beſten Hoyken und den ſchönſten Kleidern[31]), die theilweiſe mit Pelz gefüttert waren, und unterhielten ſich einſtweilen in den Seitenſchiffen in kleineren Gruppen. Vielfach wurde auf den mit einem weißen leinenen Laken verhängten Altarſchrein gezeigt, aber viel mehr erregte die Gemüther der verſchiedenen Selbſtherren die Kunde, daß heute die neue Satzung in der Morgenſprache verleſen werden ſolle. Und lebhaft, die Heiligkeit des Ortes nicht achtend, ſprachen ſie mit einander, daß man den Morgenſprachsherren heute offen zeigen müſſe, daß ſich die Aemter nicht mit der Aufzeichnung zufrieden erklärten. Beſonders wurde erwähnt, daß auch die Schuhmacher am vorigen Tage in der Morgenſprache heftig mit den Morgenſprachsherren aneinander gerathen ſeien. Als die Werkmeiſter eintraten, wurden die Unterredungen noch lebhafter, und man verſprach ſich gegenſeitig, für einen Mann ſtehen zu wollen. Für den heutigen Tag hatte Meiſter Bertram ſein Amt als wortführender Werk-

meister an seinen Kumpan abgetreten, weil er als Meister des neu aufzunehmenden Amtsbruders Verschiedenes zu sprechen hatte, was er als Worthalter nicht durfte, aber sonst versah er ebenso wie immer die Pflichten eines neuen Werkmeisters. Er sah einen Riemenschläger, der seinen Alltagshoyken umgehängt hatte. Diesen fuhr er zornig an, wie er sich unterstehen könne, so unehrerbietig in die hohe Morgensprache zu kommen. Die Herren könnten vor den Handwerkern keine Achtung haben, wenn sie nicht besser auf sich hielten und anständig auf der Straße erschienen. Die Herren müßten sich freilich schämen, wenn die künftigen Rathmannen aus den Aemtern in solchen Kleidern und mit blauen Nägeln [32]) in die Rathssitzung kommen wollten, wo sie mit ihnen auf einer Bank sitzen sollten. „Ihr werdet die übliche Strafe von sechs Pfennigen an das Amt entrichten," [33]) schloß er seine Ermahnung, jede weitere Entschuldigung, daß dies sein bester Hoyken sei, kurz und barsch abschneidend.

Bald darauf trat ein Amtsbruder eilig in die Thür und sagte mit halb gedämpfter Stimme: „Sie kommen!" Sogleich befahl der Werkmeister Giseke, daß Alle an ihre Plätze gehen sollten, und willig folgten die Selbstherren diesem Befehle und stellten sich der Reihe nach, wie sie ins Amt gekommen waren, auf, wobei Alle ihre Kopfbedeckung aufbehielten. Für die vier jüngsten Amtsbrüder war der Platz auf der einen Bank freigelassen, denn diese waren heute auf den Wunsch de-

Herren in deren Häuser gegangen, um sie feierlich zur hohen Morgensprache zu geleiten. [84]) Der Bote öffnete beide Flügel der Kirchthür, und gleich darauf traten die beiden Morgensprachsherren in schönen verbrämten Gewändern, schweren, silbernen Gürteln und goldenen Ketten, Jeder von zwei jungen Meistern geleitet, in die Kirche. Der vorangehende Herr, der alte Bürgermeister Holdenstede, hielt in der rechten Hand unter dem Hoyken eine große Pergamentrolle, so jedoch, daß das eine Ende derselben hervorschaute. Der zweite Herr war abwesend von Hamburg, und Vicko von Geldersen hatte bereitwillig seine Vertretung übernommen, um der Enthüllung des von ihm gestifteten Altarschreins beizuwohnen. Nachdem die Herren zu beiden Seiten der Werkmeister und der Lade Platz genommen hatten, setzten sich auch alle Amtsbrüder. Ebenso die vier jungen Selbstherren, die die Morgensprachsherren geleitet hatten. Darauf erhob sich der Werkmeister und befahl den beiden jüngsten Meistern, nachzusehen, ob irgend einer lange Messer oder sonstige Schneidewaffen bei sich führte. Alle schlugen darauf ihren Hoyken auseinander, und nachdem die Jungmeister die Reihen entlang gegangen und Alles in Ordnung befunden, und es dem Werkmeister mit den ein für alle Mal festgesetzten und bestimmten Worten gemeldet hatten, befahl Jener dem Boten, die Thür zu verschließen und die Zuspätkommenden erst nach der Hegung der Morgensprache einzulassen. Ein kräftiger Schlag seitens des Werkmeisters mit einem hölzernen Hammer auf den Tisch kündigte jetzt den

Brüdern an, daß die Hegung beginne, worauf sich Alle erhoben. Nur die beiden Rathmannen blieben sitzen.

Darauf wandte sich der Werkmeister an die Morgensprachsherren und fragte sie: „Ist es den ehrbaren Morgensprachsherren gelegen und bequem, daß man allhier eine freie Morgensprache hegen und halten dürfe?“

Als dieselben Ja gesagt hatten, rief er den Beutelmacher Hinsch auf und sagte zu ihm: „Ich frage Dich, ob es auch so fern am Tage ist, daß ich mag hegen und halten eine freie Morgensprache?“

Derselbe antwortete im feierlichen Tone: „Dieweil Ihr dessen Macht habet von dem Ehrbaren Rath und unsern Herren, die gegenwärtig sind, und dieweil die Sonne scheinet über Bäume, Berg und Thal, Gras und Laub, also möget Ihr wohl hegen und halten eine freie Morgensprache.“

Darauf sagte der Werkmeister: „So thue ich, wie mir zu Recht gefunden ist, und hege eine freie Morgensprache, Gott und allen seinen Heiligen zu Ehren und zu Lobe.“ Indem er dann dreimal im abgemessenen Tacte auf den Tisch schlug und das dritte Mal am stärksten, sagte er: „Zum ersten Male, zum andern Male und zum dritten Male.“ Zugleich schlug er den Deckel der Lade auf, was bedeutete, daß das Gesetz mitten unter der Versammlung sei.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „So frage ich Dich ferner, was ich denn heißen und verbieten soll in dieser gehegten Morgensprache?“

Der Angeredete antwortete: „Ihr ſollt verbieten Hader und Zank, Scheltwort und Unluſt, und daß Niemand des Andern Wort halte, er thue es denn mit unſerer Herren und Werkmeiſter Willen.“

Darauf fuhr der Werkmeiſter fort: „So verbiete ich denn Hader und Zank, Scheltwort und Unluſt zum erſten, zum andern und zum dritten Male. Wer zu reden hat, der rede fein höfiſch, damit er ſchone ſeiner Pfennige, denn die Herren brauchen Eure Pfennige nicht.“

Auf den nach dieſen Worten üblichen Schlag mit dem Hammer ſetzten ſich Alle, auch der Werkmeiſter. Bei dem dadurch entſtehenden Geräuſch waren die Worte nicht überall deutlich zu verſtehen, die ein Meiſter in der zweiten Reihe laut genug ſagte: „Die Herren brauchen auch wohl Mark und Schillinge von uns. Darum der neue Schoß.“ Wer ſie jedoch verſtanden, ſah den Nachbarn an oder ſtieß ihn heimlich mit dem Ellenbogen, und eine Bewegung lief durch die Verſammlung. Der Werkmeiſter aber wollte nichts gehört haben, zumal eben zwei zu ſpät kommende Amtsbrüder eingelaſſen wurden und ihre ſechs Pfennige in die Amtsbüchſe dem Boten entrichteten und dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Der Werkmeiſter fuhr daher ruhig fort: „Wer etwas zu werben hat, der trete hervor.“

Darauf erhob ſich der erſte Morgenſprachsherr, der Bürgermeiſter Holdenſtede, trat vor den Tiſch und ſagte: „Ich habe dem löblichen Amt der Maler und

Glaſewerten vom Ehrbaren Rath eine Botſchaft zu bringen."

Damit holte der Bürgermeiſter Holdenſtede unter dem Hoyken die große Pergamentrolle [35]) hervor und ſagte: „Es ſind unter den Aemtern in der letzten Zeit allerlei Mißbräuche eingeriſſen. Beſonders aber haben die alten Aemter verſucht, hier und da der Stadt ihre Wedde [36]) zu entziehen, die ihr aus allerlei Brüchen zuſteht. Sintemalen aber die Herren allerlei Unkoſt wegen Eurer Pfennige wohl gebrauchen" — und dabei lächelte er in ſeinen grauen Bart hinein, — „und Euch ungern mit anderen Auflagen beſchatzen, wenn es nicht dringend nöthig iſt, ſo hat der Rath alle alten Gewohnheiten der Aemter in eine Rolle verfaßt und erwartet, daß künftig darüber ſtrenge von den Morgenſprachsherren und den Werkmeiſtern gehalten werde."

Als ſich darauf einiges Murren und Kopfſchütteln von den Bänken der gemeinen Amtsbrüder hören ließ, hielt der Bürgermeiſter inne, blickte einige Augenblicke ernſt auf die Flüſterer, worauf dieſelben verſtummten. Dann rollte er das Pergament auseinander und las mit lauter und deutlicher Stimme: „Dies iſt die Satzung der Glaſer, Maler, Sattler, Riemenſchläger, Taſchenmacher, Beutelmacher und Platenſchläger u. ſ. w." [36a])

Alle hörten jetzt aufmerkſam zu, die verſchiedenen Handwerker natürlich beſonders immer an den Stellen, wo die Pflichten ihrer Arbeit genauer angegeben wurden. Als der Rathmann die letzten Worte geleſen hatte: „Alle dieſe vorgeſchriebenen Stücke ſoll ein

Jeder in dem Amte so lange halten, bis der Rath etwas Anderes beschließt!“ und, die Rolle in die Lade legend, hinzufügte: „Damit Jeder weiß, was er zu thun und zu lassen hat, läßt der Rath diese Rolle in die Amtslade niederlegen,“ da entstand ein neues Murren unter den Amtsbrüdern, das dieses Mal selbst dann noch nicht verstummte, als der Bürgermeister wieder Platz genommen hatte und ruhig und fest auf die versammelten Amtsbrüder hinsah.

Nachdem der Bürgermeister seine Rede beendet hatte, schlug der Werkmeister mit dem Hammer auf den Tisch, aber heute weniger heftig, als er sonst bei ähnlichem Murren wohl zu thun pflegte, erhob sich und sagte, zu dem Rathmann gewandt: „Das Murren der Amtsbrüder bei geöffneter Lade wird Euch gezeigt haben, wie wenig unser Amt mit der Rolle, die einseitig vom Rathe verfaßt ist, einverstanden ist. Die Rolle enthält viel von unseren Pflichten, aber nichts, gar nichts von unseren Freiheiten. Der Schlußsatz vollends lautet, als wenn der Rath allein über die gemeinen Aemter zu gebieten habe. Warum steht nichts davon in der Rolle, daß kein Krämer und kein Kaufmann hier Dinge verkaufen darf, die unser Amt fertigt, es sei denn im Großen und die Werkmeister hätten sie als untadelige Arbeit erkannt?“

Der Bürgermeister erwiderte ruhig, indem er sitzen blieb und mit der Hand vom Kinn über seinen grauen Bart herabfuhr: „Weil es sich von selbst versteht und gegen alle Vernunft wäre, fremde Handwerker und die

Händler zu begünſtigen vor unſern eigenen Amtleuten, die die Sachen ſelber fertigen.“

„Aber doch werden häufig genug dieſe unſere natürlichen Rechte und Freiheiten verkümmert. Warum ſteht nichts von den Rechten der Werkmeiſter darin, daß ſie die Frevler gegen unſere Freiheiten verfolgen dürfen?“

„Weil der Rath geſehen hat, daß Ihr Euer Recht überſchreitet und der gemeinen Bürger Freiheit dabei nicht beſtehen kann. Findet Ihr Solche, die dawider thun, zeigt ſie den Morgenſprachsherren und dem Rath an, und er wird Euch ſeinen Diener mitgeben, damit der thue, was Recht iſt.“

„Warum endlich, mein Herr Morgenſprachsherr, ſteht nichts von dem Rechte der Werkmeiſter in der Satzung, daß der Rath in wichtigen Angelegenheiten der Stadt die Wittigſten, d. h. die Geſchworenen der Kirchſpiele, und die Werkmeiſter der gemeinen Aemter befragen muß, wie es ein altes Recht geweſen iſt? Nun einfach darum,“ fuhr der Werkmeiſter nach einer kleinen Pauſe fort, „denn Ihr ſcheint mir Nichts antworten zu können, — nun, weil es dem Rath nicht genehm iſt, die Wittigſten zu befragen, und derſelbe gern allein das Regiment haben möchte. Wenn es heißt, den Säckel aufzuthun, da wißt Ihr uns zu finden, aber wenn es ans Rathen geht, da kennt Ihr uns nicht.“

„Werkmeiſter!“ erwiderte der Rathmann jetzt aufſpringend, indem er ſeine rechte Hand auf den Tiſch ſtützte, „wartet meine Antwort erſt ab, bevor Ihr mein

Wort haltet. Ein Bürgermeiſter von Hamburg kann wohl ſein eigen Wort halten und das der Bürger dazu. Das ſind Dinge, die durchaus nicht in die Amtsrolle gehören und die hier auch in der Morgenſprache nicht zu beſprechen ſind, zumal Ihr nicht in Eurem eigenen Namen ſprechen dürft, ſondern nur im Namen des ganzen Amts. Wißt Ihr denn ſo genau, daß Eure Amtsbrüder mit Euch einverſtanden ſind, daß Ihr ſo keck ſprecht?"

„Freilich weiß ich es!" erwiderte der Werkmeiſter in demſelben dreiſten Ton, da er auf allen Geſichtern der Selbſtherren nur Zuſtimmung und theilweiſe auch Bewunderung ſeines Muthes las.

„Werkmeiſter, ich will nicht erwarten, daß Ihr heimliche Zuſammenkünfte haltet ohne die Morgenſprachsherren," ſagte der Bürgermeiſter.

„Es ſteht nichts davon in der Satzung, daß es verboten iſt, zu beſprechen, was des Amts Nothdurft erfordert. Aber es iſt gar nicht nöthig, Zuſammenkünfte zu halten, wenn die Amtleute der ganzen Stadt einig ſind in der Verurtheilung dieſer vom Rath allein geſetzten Rolle. Wer für mich iſt, erhebe die Hand."

Auf dieſes Wort ſtanden Alle auf und erhoben ihre rechte Hand, die Vorderſten traten ſogar voller Begeiſterung einige Schritte näher an den Tiſch.

„Seht da," fuhr der Werkmeiſter fort, „Herr Morgenſprachsherr! Wie ein Mann erhebt ſich das ganze Amt bis zum jüngſten Meiſter, und damit erkläre ich im Namen des ganzen Amtes, daß wir dieſe

Rolle bis auf Weiteres nicht als rechtmäßig anerkennen und nicht in der Lade aufbewahren werden. Jedoch werden die Werkmeister dieselbe aufmerksam lesen und das ganze Amt behält sich das Weitere vor.“ Mit diesen Worten nahm er die Rolle aus der Lade und steckte dieselbe in sein Wamms, setzte sich, mit sich selbst wohl zufrieden, nieder und sagte in etwas sanfterem Tone: „Wer sonst etwas zu werben hat, trete hervor, oder bitte um einen Mann, daß er sein Wort halte.“

Verschiedene der Amtsbrüder waren mit dem festen Vorsatz zur Morgensprache gegangen, allerlei Klagen vor die Werkmeister zu bringen. Der Eine hatte die Frau eines Amtsbruders verklagen wollen, weil dieselbe seine Frau berüchtigt genannt hatte.[37]) Ein Anderer wollte seine Knechte verklagen, weil sie Abends zu spät nach Hause gekommen waren, und einen Amtsbruder dazu, weil er ihm zu Michaelis einen Knecht durch höheren Lohn abgespannt hatte.[38]) Ein Dritter wollte den in dem schäbigen Hoyken erschienenen Riemenschläger verklagen, weil er eine Schuld von ihm nicht bezahlt bekommen konnte.[39]) Aber nachdem ihr Werkmeister heute sich so herrlich gegen den Bürgermeister gewehrt und das letzte Wort behalten, sie selbst aber einhellig ihre Zustimmung erklärt hatten, schien es Allen zu kleinlich, jetzt vor den Rathmannen das Amt wieder in dem alten Zwist zu zeigen. Zugleich war es eine schöne Gelegenheit, die Herren zu ärgern, da dieselben auf diese Weise gar keine Brüche einzunehmen

hatten. Voller Stolz blickte der Werkmeiſter auf die Morgenſprachsherren und ſagte dann: „Da das Amt in einer ſo erfreulichen Einigkeit ſich befindet, daß Niemand auf den Andern zu klagen hat, ſo fordere ich den Boten auf, den Meiſterknecht hereinzuholen, der da wünſcht, zum Meiſter zugelaſſen zu werden.“

Der Bote entfernte ſich und ging in den Reventer[40]), wo ſich Siegfried mit ſeinem Vater aufhielt. Obgleich er ſeiner Sache bis zu dieſem Tage recht gewiß zu ſein glaubte und Meiſter Bertram's vollkommene Zufriedenheit mit dem Bilde bis auf einen Punkt vernommen hatte, ſo war ihm doch heute beklommen zu Muthe, als könnte ſein Meiſterwerk für unvollkommen erklärt und zurückgewieſen werden, und ſein Herz bebte, wenn auch unmerklich, als ihn jetzt der Bote aufforderte, mit ſeinem Vater in die Kirche zu folgen. Der Amtsbote wies darauf dem Vater einen Platz neben den jüngſten Meiſtern an und führte Siegfried vor die Lade.

Nachdem der Bote den Werkmeiſter darum gebeten hatte, Siegfried's Wort halten zu dürfen, und dieſer es ihm geſtattet, ſagte Jener: „Hier ſteht Siegfried Bunſtorp und bittet, Ihr wollet ihm die erſte Morgenſprache geſtatten, damit er das Amt der Maler eſche. Er will gern nachher thun, was ein Anderer vor ihm gethan hat.“

Der Werkmeiſter, welcher fortwährend bei dieſer Feierlichkeit ſtand, erlaubte es ihm und forderte ihn

auf, sechs Pfennige für die Werkmeister auf den Tisch zu legen.

Weil aber Siegfried aus besonderer Gunst in Ansehung dessen, daß er ein Hamburger Amtmannssohn war, und daß er in Braunschweig seine Muthzeit vergebens abgedient, die Muthzeit in Hamburg erlassen bekommen hatte, so konnte er auch mit einer Morgensprache fortkommen.[41]) Doch er mußte der Form nach alle drei Morgensprachen durchmachen und die betreffenden Gebühren bezahlen. Daher mußte er wieder die Kirche verlassen und nach einer kleinen Weile hereintreten.

Als er jetzt wieder vor den Tisch trat, bat der Bote um die zweite Morgensprache für ihn, und er mußte wiederum sechs Pfennige für die Werkmeister auf den Tisch legen. Darauf verließ er zum zweiten Mal die Kirche und trat sodann zum dritten Male vor den Tisch, worauf ihm die dritte Morgensprache bewilligt wurde und er einen Schilling für die Werkmeister und sechs Pfennige für den Boten erlegen mußte.

Der Werkmeister fragte ihn alsdann, ob er ehelich gezeugt und geboren sei von freien Eltern, und welchen Beweis er dafür hätte? Die Anwesenheit seines Vaters, eines Amtmannes, genügte als Beweis, da es sich von selbst verstand, daß ein Amtmann vollkommen rechtmäßig erzeugte Kinder hatte. Sodann verlangte man seinen Dienstbrief von dem Meister, bei dem er zuletzt gedient hatte.

Siegfried zog den Brief seines Braunschweiger Meisters hervor, der von den neuen Bürgermeistern und dem Gildenrath zu Braunschweig ausgestellt war, und der, als der Bürgermeister Holdenstede ihn laut vorlas, diesen veranlaßte, ein wenig die Nase zu rümpfen, was die Werkmeister und das ganze Amt sehr übel vermerkten.

Als der Brief aber dennoch in Ordnung befunden war, fragte der Werkmeister, ob er die vorgeschriebenen sechs Mark Pfennige, außer seinen Geräthschaften und allen sonstigen Unkosten für Meisterschaft und Bürgerschaft, zum Anfangen habe? Für diesen Zweck führte Siegfried die beiden guten Männer als Zeugen, den Werkmeister Bertram und seinen eigenen Vater, vor, die vor den Rathmannen auf die Heiligen den vorgesprochenen Eid schworen.

Darauf sagte der Bote: „Hier steht Siegfried Bunstorp und hat seine eheliche Geburt mit guten Männern bewiesen und seinen Dienstbrief vorgelegt und sein Meisterstück gemacht und escht das Amt der Maler zum dritten Male und bittet Euch, Ihr wollet ihm die dritte Morgensprache und das Amt gestatten und zugestehen."

Der Werkmeister fragte: „Ist das Meisterstück zur Stelle, damit es die Werkmeister und das ganze Amt beschauen?"

„Ja, würdiger Werkmeister, es ist zur Stelle."

„So entweiche der Meisterknecht, bis man ihn fordert, daß er sein Urtheil vernehme."

Wiederum entfernte sich Siegfried aus der Kirche. Der Werkmeister gab den beiden jüngsten Meistern ein Zeichen, daß sie das Laken von dem Bilde entfernten, damit es frei vor Aller Augen stände. Die Hülle fiel, und ein Ruf des Erstaunens brach aus dem Munde Aller hervor, als sie jetzt das Bild in seiner ganzen Herrlichkeit erblickten.

Hoch in den Wolken schwebte das Bild der heiligen Maria Magdalena, die rechte Hand zur Stirn erhebend, die von einem prächtigen, goldenen Strahlenkranz umgeben war, und die linke hob den Zipfel des Mantels empor und breitete ihn gegen die Sonne aus. Freundlich und anmuthig blickte die Heilige, die die Züge Marie Gelderſen's in sprechender Aehnlichkeit trug, auf die Deutschen hernieder, unter denen die Hamburger voranstanden. Ihr Banner flatterte lustig in der Luft und zeigte deutlich die drei Thürme des Hamburger Wappens, aber der Raum unter dem mittleren Thurm zeigte nicht mehr das Nesselblatt, sondern ein verschlossenes Thor. Vor den Hamburgern kniete Graf Adolph und erhob die Hände zum Himmel, den Bau des Maria Magdalenen-Klosters für den Sieg gelobend. Während die wüthend anreitenden Dänen auf der anderen Seite, unter denen die ritterliche Gestalt des Königs Waldemar, des Siegers, besonders hervorragte, die drohende Gefahr andeutete, zeigte das im Hintergrunde hinter der Alster sichtbare Marien Magdalenen-Kloster schon die glückliche Erhörung des Gebetes und die Erfüllung des Gelübdes.

Dieſes Hauptbild erregte das größte Intereſſe. Alle ſtanden von ihren Plätzen auf, die gemeinen Amtsbrüder, die Werkmeiſter und ſelbſt die Morgenſprachsherren, und traten auf die Stufen des Altars näher an das Bild heran und beſahen daſſelbe bald in der Nähe, bald in der Ferne.

Man prüfte dann ein Bild nach dem andern genau auf Farbe, Zeichnung und Inhalt, ob derſelbe richtig angedeutet und erkennbar ſei. Auf der linken Flügelthür des Altarſchreins war Graf Adolph's Leben vor der Schlacht von Bornhöved, auf der rechten Flügelthür ſein Leben nach der Schlacht von Bornhöved dargeſtellt. Das erſte Bild zeigte Hamburg im Hintergrunde und Adolph III. in ſchweren Ketten, wie ihn die Dänen in Gefangenſchaft führen, ſein unmündiger Sohn aber weinend die Hände zum Himmel emporſtreckt.[42]) Auf dem folgenden Bilde ſah man den Grafen Adolph IV., wie ihn die Edlen von Holſtein und Stormarn der Edelfrau von Deeſt zur Erziehung übergeben.[43]) Das dritte Bild ſtellte dar, wie die Deutſchen die däniſche Burg zu Schiffbeck ſoeben erſtürmt haben und dieſelbe brechen, was durch das Einſtürzen eines Thurmes und durch wirbelnde Staubwolken angedeutet wird. Unten im Thal an den Marſchwieſen der Bille ſind verſchiedene Zelte aufgeſchlagen. Vor dem vorderſten derſelben, das beſonders ſtattlich hervortritt, ſtand Graf Adolph mit vielen Rittern und vor ihm die Bürgermeiſter und Rathmannen der Stadt Hamburg. Der eine Bürgermeiſter, in dem Alle und

der Bürgermeister selbst die Gestalt Ludolph Holdenstede's erkannten, hatte in der Hand eine Urkunde, an der eine Reihe schwerer Siegel hingen, und mit der Rechten zeigte er auf einige Worte der Urkunde, die ganz deutlich hineingeschrieben waren, und die Herr Vicko las als „Rechte und Freiheiten", worüber Alle, selbst der gestrenge Bürgermeister Holdenstede, lächeln mußten. Diese Scene sollte darstellen, wie der Rath von Hamburg den Grafen nicht eher einziehen lassen wollte, als bis er die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigt hätte. [44]) Auf dem vierten Bilde hielt Graf Adolph seinen stattlichen Einzug in Hamburg; man erkannte deutlich die Steinstraße, die festlich mit Laub und Blumen und Fahnen geschmückt war. An den Fenstern standen die Zuschauer Kopf an Kopf und auf den Straßen drängte das Volk so ungestüm auf den Grafen und seine Umgebung, daß die Rathsdiener kaum im Stande waren, dasselbe zurückzuhalten. Allgemeine Heiterkeit erregte es, als man unter den Rathsdienern die hagere Gestalt Knieper's und den umfangreichen Körper Swertute's, sowie seinen struppigen Schnauzbart entdeckte.

Darauf folgte das Hauptbild, das zwar die allgemeinste Aufmerksamkeit von vornherein auf sich gezogen hatte, jetzt aber noch einmal besonders gemustert wurde. Von allen Seiten ertönte es: „Das ist die Jungfrau Marie Gelderſen, wie ähnlich, wie schön!" Das erste Bild der rechten Flügelthür zeigte den Bau des Maria Magdalenen-Klosters. [45]) Im Hintergrunde

konnte man deutlich die Thürme der Hamburger Kirchen erkennen und im Vordergrunde unter den helfenden und beaufsichtigenden Mönchen die wohlbekannten Gestalten von Vater Berthold und Vater Sibich. Das sechste Bild stellte den Grafen Adolph als Mönch dar, wie er seine erste Messe hält.[46]) Auf dem siebenten Bilde war der Mönkedamm dargestellt in dem Augenblick, wo die Söhne Adolph's darüber reiten und der Graf voll Reue über seine Anwandlung von Hochmuth und Stolz sich den Milchtopf über den Kopf gießt.[47]) Dieses Bild fand unter den Amtsbrüdern außer dem Hauptbilde am meisten Anklang. Endlich auf dem letzten Bilde sah man Graf Adolph als Mönch im Sarge, und wie ihm seine Klosterbrüder eine herrliche Vigilie singen.

Nachdem man die innere Seite der Flügelthüren und das Hauptbild genugsam betrachtet hatte, schloß man die Thüren und man beschaute die Außenseite der Flügelthüren. Die Bilder gingen hier über die ganze Breite der Fläche, so daß oben die vier ersten und unten die vier letzten Bilder waren. Auf dem ersten Bilde war das sündige Leben der Maria Magdalena dargestellt.[48]) Man sah ein üppiges Gastmahl feiern, wo die Gäste paarweise geordnet waren, von denen verschiedene freundlich die Arme umeinander geschlungen hatten, ein Paar aber, zu dem Maria Magdalena gehörte, tanzte einen Rundtanz nach dem Tacte der Trompeter und Pfeifer und Geiger, die auf einer Erhöhung saßen. Die Gestalt und besonders das Ge-

ſicht der Maria Magdalena war hier und auf den meiſten der folgenden Bilder verſchieden von dem Hauptbilde dargeſtellt. Unter den Spielleuten erkannte man mit Leichtigkeit einige von des Raths Trompetern. Das zweite Bild ſtellte Maria Magdalena dar, wie ſie Chriſtus, der bei dem Phariſäer an einer reichbeſetzten Tafel ſpeiſt, die Füße wäſcht und ſalbt, und mit ihrem Haare trocknet. Auf dem dritten Bilde ſah man, wie Chriſtus den Lazarus, den Bruder der Maria Magdalena, auferweckt.[49]) Im Hintergrunde ſieht man die erſtaunten Juden und die Schweſtern des Lazarus. Auf dem vierten Bilde erſcheint Chriſtus nach der Auferſtehung der Maria Magdalena zuerſt im weißen Gewande. Ein Spaten ſteckt neben ihm in der Erde und deutet an, daß ſie ihn fälſchlich für den Gärtner hält. Das fünfte Bild ſtellte dar, wie Maria Magdalena, ihr Bruder Lazarus und Maximinus, einer der Zweiundſiebenzig, in Marſeille landen, deſſen Einwohner damals noch dem Gräuel des Heidenthums huldigen, das durch ein goldenes, auf einem hohen Sockel ſtehendes Kalb angedeutet wird. Auf dem ſechſten Bilde ſah man Maria Magdalena predigen, und wie der Herzog von Marſeille und ſeine Gattin vor ihr niederknien und gläubig werden. Im Hintergrunde aber reißt das Volk die Tempel der Götzen nieder. Das ſiebente Bild ſtellte den Herzog von Marſeille vor, wie er auf einem Schiffe ſich der Inſel naht, wo er ſeine todte Frau zurückgelaſſen hat. Ein kleiner nackter Knabe aber wirft Steine ins Waſſer. An dieſer

Frau und dem kleinen Sohne hatte Maria Magdalena einst ihre größten Wunder bewirkt. Auf dem achten Bilde war dargestellt, wie Maria Magdalena aus den Wolken herniederschwebte, von englischen Chören umgeben, und wie ihr der Bischof Maximin voller Andacht das heilige Abendmahl reicht. Auf diesem Bilde war die Maria Magdalena dem auf dem Hauptbilde fast ganz ähnlich, nur die Haltung war der veränderten Scene nach ein klein wenig verschieden.

Als man die Bilder der Außenseite hinlänglich besichtigt hatte, wurden die Flügelthüren wieder geöffnet, und von Neuem betrachtete man besonders das Hauptbild. Endlich forderte der Werkmeister die Herren und die Amtsbrüder auf, Platz zu nehmen, damit man sich berathen könnte über die Fehler des Bildes. Nur die Maler und Glaser hatten zu urtheilen, aber Niemand brachte etwas vor, sondern es war nur Eine Stimme, daß man nie etwas Herrlicheres in Hamburg gesehen hätte. Es war dies um so auffallender, als es sonst mit zum Ceremoniell der Meisteraufnahme gehörte, daß dem jungen Meister alle Fehler möglichst deutlich vorgehalten wurden, daß man ihn aber in der Hoffnung, daß er sich noch als Meister vervollkommnen werde, dennoch aufnehmen wolle.

Als Niemand etwas vorbrachte, meldete sich Meister Bertram zum Wort und erklärte, daß er mit der Ausführung des Bildes durchaus zufrieden sei, daß sein früherer Lehrknecht und Meisterknecht ihn bei Weitem überflügelt habe, aber, setzte er mit einem Tone des

tiefſten Bedauerns hinzu: „Es iſt ſehr die Frage, ob ein Maler ſich und die Seinen redlich ernähren kann, wenn er ſo lange an einem Bilde malt.“ Der andere Werkmeiſter fragte ihn darnach, wie lange er dazu gebraucht hätte? Aber als ihm Meiſter Bertram ſagte, daß er vier Wochen für die Entwürfe gebraucht und fünf Wochen auf die Ausführung verwandt hätte, da ſagte Jener: „Meiſter Bertram, Ihr mögt Recht haben, aber ſeid unbeſorgt, er wird nicht alle Tage ſolche Bilder zu malen bekommen. Es wird ſich Eure Befürchtung im Leben nicht erfüllen.“

Da erhob ſich Herr Vicko und ſagte: „Ehrenwerthe Meiſter! Wie hoch ſchätzt Ihr die Arbeit an dieſem Bilde, gerechnet neun Wochen für den geſchickteſten Meiſter oder Meiſterknecht?“

Dieſelben beriethen ſich eine kleine Weile und ſetzten den Preis für Holztafeln, Farben und Arbeit auf fünfzig Mark Lübſch feſt. Herr Vicko aber ſagte: „Das ſcheint mir zu gering zu ſein für ſo viel Kunſt, daher will ich die Summe auf ſechzig Mark Pfennige erhöhen. Mir aber iſt mit der Anfertigung dieſes Bildes eine ſo große Freude bereitet worden, daß ich nicht umhin kann, noch eine beſondere Stiftung für den Maria Magdalenen-Tag zu machen.[50]) Es ſoll fortan am Maria Magdalenen-Tage ein beſonders feierlicher Gottesdienſt in dieſer Kirche gehalten werden zum Gedächtniß an die glückliche Befreiung unſerer Stadt von dem Joche der Dänen. Die guten Väter dieſes Kloſters ſollen an dieſem Tage aus meiner

Stiftung eine besondere Mahlzeit halten, wozu Jedem ein Stübchen Rheinwein gereicht werden soll. An demselben Tage sollen zehn Arme dieser Stadt aus dieser Stiftung ein Seelbad [51]) erhalten, wofür sie an diesem Tage für meine arme Seele beten mögen, falls sich dieselbe in diesem Leben bei der Erwerbung des irdischen Gutes an dem himmlischen Gute versäumt habe. Nach dem Bade soll ihnen ein Schönroggen, [52]) zwei Heringe und zwei Kannen Bier gereicht werden, und außerdem Jedem ein Paar Schuhe. Sollte aber aus dem löblichen Amte der Maler- und Glaserwerken ein oder der andere Arme sein, — was Gott in Gnaden verhüten möge, — so soll er vor anderen frommen Armen den Vorzug haben. Dieses Geld ist an sichere Renten in Häuser für ewige Zeiten gelegt, und zu mehrerer Sicherheit habe ich dieses niederschreiben lassen und meine Marke [53]) unten daranhängen."

Damit holte er aus der inneren Tasche seines Hoykens eine Pergamentrolle hervor, die er aufrollte und mit den Worten dem Werkmeister gab: „Die Verwalter dieser Stiftung sollen stets der Guardian dieses Klosters sein und ein Werkmeister dieses löblichen Amts. Zum ersten Verwalter habe ich Meister Bertram ernannt." Dieser erhob sich von seinem Sitz und reichte dem Rathmann die Hand über die Lade. „Damit aber dem Amte die Vortheile aus dieser Stiftung nicht entzogen werden mögen," fuhr der Rathmann fort, „so habe ich eine Abschrift dieses

offenen Briefes ausfertigen laſſen, die in der Lade bleiben ſoll.“

Darauf wurde der Bote beauftragt, Siegfried wieder hereinzurufen. Dieſer führte ihn wieder vor den Tiſch, wo ihm der Meiſter mittheilte, daß das Amt mit ſeinem Meiſterſtück wohl zufrieden ſei und beim beſten Willen keinen Fehler an demſelben entdecken könne, obwohl es Pflicht des Amtes ſei, den jungen Meiſter auf ſeine Unvollkommenheit aufmerkſam zu machen. Nur ein Fehler ſei von Meiſter Bertram an dem Bilde hervorgehoben worden, die lange Arbeitszeit, aber durch die große Güte des Herrn Vicko von Gelderſen ſei nicht nur der von den Werkmeiſtern beſtimmte Preis bezahlt, ſondern noch darüber hinaus. Er brauche ihn nicht dazu zu ermahnen, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, denn er hätte hinreichend bewieſen, daß er ſeine Wanderjahre gut angewandt habe. Man hoffe beſtimmt von ihm, daß er auch fernerhin ähnliche, herrliche Bilder, ſelbſt mit großem Zeitaufwande, zur Ehre Gottes und zur Zierde dieſer Stadt male, wenn Kirchen und Klöſter, Ein Ehrbarer Rath oder gute Bürger ſolche Werke von ihm verlangten. Aber warnen müſſe er ihn, ſolche Werke im Voraus und auf ſeine Gefahr zu malen, denn er könne leicht keinen Käufer finden, ſondern er ſolle es ſich dann nicht verdrießen laſſen, die gewöhnliche Handwerksarbeit fleißig und ſorgſam auszuführen, denn wenn auch die Kunſt die Seele des Menſchen erheitere und erfreue, nur die gute Durchſchnittsarbeit ernähre ihren Mann.

Dann bedankte er sich noch besonders dafür bei ihm, daß sein Bild die Veranlassung gegeben habe zu der neuen Stiftung von Herrn Bicko, die zu allen Zeiten dem Amt der Maler zur Ehre und zum Nutzen gereichen würde.

Darauf griff der Werkmeister an Siegfried's Kappe, die er auf dem Kopfe hatte, und sagte: „Ich lasse Dich hiermit in Gegegenwart unserer Herren und des ganzen Amtes zu dem freien Amt der Maler im Namen Gottes und aller seiner Heiligen." Er ließ die Kappe Siegfried's wieder los und legte ihm folgende Fragen vor, die er einzeln mit Ja beantworten mußte:

„Willst Du bewilligen und zusagen vor unseren Herren, daß Du, wenn Du freien willst, zusehest und freiest, daß das Amt damit gewahret sei?"

„Willst Du Deinen Harnisch kaufen binnen Jahr und Tag ohne Gnade?"

„Willst Du Niemand von unsern Amtsbrüdern aus seiner Wohnung miethen und seine Knechte verlocken?"

„Willst Du Niemand seine Malkunden, heimlich noch offenbar, abspannen, noch abwendig machen?"

„Willst Du keine gehegte Morgensprache, und was darin geschieht und verhandelt wird, verrathen, noch dasselbige Deiner Frau, Deinen Kindern, Fremden oder Deinem Gesinde entdecken und offenbaren?"

Nachdem Siegfried diese Fragen zustimmend beantwortet hatte, befahl ihm der Werkmeister, hinter

dem Amtsboten als jüngster Meister Platz zu nehmen. Darauf sagte der Werkmeister zu dem Riemenschläger mit dem schlechten Hoyken und der schmutzigen Hose: „Ich frage Dich, wenn der neue Amtsbruder eins oder mehrere der Stücke, die er hier vor den ehrsamen Herren und dem ganzen Amte gelobt hat, in Zukunft bricht, übertritt und nicht hält, was dann von Rechts wegen seine Buße und Brüche sein soll?“

Der Riemenschläger, den der Werkmeister absichtlich deswegen aufgerufen hatte, die Antwort zu geben, weil er einige dieser Punkte kürzlich übertreten hatte, und die Formeln der Morgensprache gewöhnlich nicht sicher wußte, antwortete nicht gerade sehr fließend: „Ehrsame, liebe Herren und Werkmeister! Wenn er von diesen Stücken eins oder mehrere brechen sollte, so daß man ihn überführt, so soll man ihn in der gehegten Morgensprache bei seinem vordersten Daumen fassen und aus der Thür leiten, und er soll damit des Amtes ganz verfallen sein, und er soll alles das verloren haben, was er früher an das Amt gelegt und gethan hat.“

Der Werkmeister wandte sich jetzt an Siegfried und sagte ihm, daß er somit wisse, was er zu thun und zu lassen und was er zu erwarten habe, wenn er es nicht thäte. Die einzelnen Obliegenheiten des Meisters wisse er ja schon aus langjähriger Erfahrung und würden ihm von seinen Amtsbrüdern wohl zur Genüge mitgetheilt werden.

Darauf klopfte der Werkmeister auf den Tisch, Alle

erhoben sich bis auf die Herren, und er fragte einen der jungen Meister: „Ich frage Dich, wenn ich in dieser Morgensprache etwas versäumt habe, ob das auch in der andern Morgensprache ebenso wohl nachzuholen sei als in dieser?“

Der junge Meister antwortete: „Da Ihr das hier befürwortet, so mögt Ihr es alsdann ebenso gut thun, wie in dieser Morgensprache.“

Darauf setzte sich der Werkmeister und die Amtsbrüder gingen von den Bänken fort und beglückwünschten Siegfried zu seiner Meisterschaft, und Mancher sagte ihm noch ein besonderes Wort des Lobes über sein schönes Meisterwerk. Die Herren aber standen auf, um zu gehen. Der Worthalter fragte sie, ob sie es wünschten, daß die vier jungen Meister sie geleiteten, und die Herren bestanden heute, wo es darauf ankam, alle Rechte des Rathes zur Geltung zu bringen, auf ihr Recht. Nachdem auch sie dem jungen Meister die Hand geschüttelt hatten und Herr Vicko noch besonders, so gingen sie, feierlich geleitet von den vier jungen Meistern, aufs Rathhaus, um noch an dem übrigen Theil der Sitzung Theil zu nehmen.

Als sich aber die Herren entfernt hatten, löste sich der Zwang von dem Herzen Aller, und Alle belobten ihren Werkmeister wegen seiner tapferen Haltung. Die Stimmung war so angeregt, daß fast das ganze Amt beschloß, mit auf das Hohe Haus zu gehen, wo der junge Meister den Werkmeistern das Meistereſſen zu geben hatte.

Während die neuen Werkmeister mit Siegfried auf das Rathhaus gingen, und ihm vor dem Rath zur Bürgerschaft verhalfen, sorgten Siegfried's Vater und die alten Werkmeister dafür, daß der Garbrader das Essen in den Keller des Hohen Hauses lieferte, wo sich fast alle Amtsbrüder versammelten, um dort beim Kruge Bier noch einmal die Ereignisse des Tages durchzusprechen.

Bald kehrte Siegfried mit den Werkmeistern zurück und aß an einem besonderen, mit einem weißen Laken gedeckten Tische die vorgeschriebenen drei Gerichte mit den Werkmeistern.[54]) Die Tische der anderen Amtsbrüder, woran auch Siegfried's Vater saß, waren nicht mit einem Tafellaken gedeckt und standen in einer Entfernung von zwei Fuß von dem gedeckten Tische, aber ihn zierten dieselben Gerichte, wie den andern Tisch, die auch zu derselben Zeit kamen und verschwanden. Der neuen Satzung wurde wieder einmal gründlich Hohn gesprochen, denn für den kleinen Tisch bezahlte Siegfried, aber für den großen Siegfried's Vater, wodurch der ganze Artikel gegen die übermäßigen Meisterschmäuse eigentlich hinfällig wurde. Noch lange saß dort das ganze Amt beisammen, zu dem sich auch bald andere Selbstherren gesellten, die der Zufall in den Weinkeller führte, und bald hallten die hohen Gewölbe des Kellers wieder von den frohen Gesängen der Handwerker und von ihrem Gelächter und von ihren Spottreden auf den Rath, dem es heute der Werkmeister der Maler so gründlich gesagt hatte. Nur

Herr Bicko wurde wegen seiner freundlichen und menschlichen Denkungsweise über den ganzen Rath erhoben. Siegfried aber brachte man manchen Krug Bier zu auf das Wohl der künftigen Frau Meisterin, als die man ziemlich deutlich diejenige bezeichnete, die er auf seinem Bild als Hauptperson dargestellt hatte.

Drittes Capitel.

Nachdem Siegfried Meister geworden war, hatte er sogleich seine eigene Wohnung im Schopenstehl bezogen, die ihm freilich ziemlich öde und leer vorkam, da ihm die Hausfrau fehlte. Nur der kleine Hartwig füllte mitunter die Leere seiner einsamen Wohnung und brachte eine andere Stimmung mit, da er mündlichen oder schriftlichen Gruß von seiner Schwester brachte. Siegfried wollte daher in den nächsten Tagen förmlich bei Mariens Eltern um die Hand der Tochter werben. Sein wohlgelungenes Meisterwerk schien die freundschaftliche Gesinnung seitens der Familie des Rathmanns zu ihm nur noch erhöht zu haben. Am Tage nachdem er Meister geworden, war er wiederum des Abends in des Rathmanns Haus eingeladen, wo er nach alter Gewohnheit den Stadtschreiber nebst Frau und den Guardian der Barfüßer fand. Er war hier allgemein gefeiert worden als der erste Maler in Hamburg, und groß war der Stolz der verschiedenen Mitglieder der Gelderſen'schen Familie, daß einige von ihnen auf diesem Bilde verewigt waren. Besonders fühlte sich Frau von Gelderſen geschmeichelt, weil sie

auf dem Bilde als die Edelfrau von Deeſt gemalt worden war, weshalb ſie ſich auch an dieſem Abend ausnehmend liebenswürdig zeigte. Ja, dieſe Stimmung ſchien ſich in den folgenden Tagen noch zu erhöhen, als das Gerücht von dem Bild durch die ganze Stadt gegangen war und Alt und Jung zum Kloſter wallte, um daſſelbe zu ſehen. Ja, es verbreitete ſich ſogar die Kunde in der Stadt, daß die Kraft der Wunderthätigkeit, die von dem alten, jetzt vor das Kloſter geſetzten Maria Magdalenen-Bilde ſeit einem Menſchenalter gewichen war, ſich plötzlich in erhöhtem Grade an dem neuen Bilde zeige. Ein lahmer Bettler von außerhalb ſollte plötzlich wieder geſunde Beine bekommen haben, wenigſtens ſah man neben dem Bilde eine Krücke hängen, die der Bettler dort als überflüſſig zurückgelaſſen hatte. Aber ſofort wurde von den Dominikanern und den eiferſüchtigen Domherren eine andere Geſchichte in Umlauf geſetzt, daß dieſer lahme Bettler ein gemeiner Gauner und Betrüger ſei, der für Geld und gute Worte und einen Trunk aus dem Kloſterkeller ſeine Glieder gar künſtlich zu verrenken verſtehe und allerlei ſchwere Gebrechen ſcheinbar an ſeinem Körper hervorzubringen wiſſe, um ſie durch die Kraft irgend eines Heiligthums ebenſo ſchnell heilen zu laſſen.

Frau von Gelderſen glaubte weder an die großen Wunder des Bildes, noch lag ihr daran, die Widerlegungen der Dominikaner und Domherren glaubwürdig zu finden, aber jedenfalls ſchmeichelte es ihrem Stolz

ungemein, daß von diesem Bilde, worauf sie und ihre Tochter dargestellt waren, von dem Bilde, das ihr Haus gestiftet hatte, so viel in der Stadt gesprochen wurde. Ja es schien sogar, als hätte sie sich in Folge dessen mit ihrer Tochter, der sie seit Porner's Abweisung heftig grollte, fast vollständig wieder ausgesöhnt und als hätte sie den Braunschweiger schon aufgegeben.

In diesen Tagen nämlich war ein fahrender Spielmann aus Holstein nach Hamburg gekommen und hatte dort von Godeke Porner ein lustiges Märlein erzählt: wie der Ritter von Hummelsbüttel einen Brief an den Rath von Braunschweig geschickt hätte mit der Anzeige, daß er Herrn Porner gefangen hielte, und daß er bereit sei, ihn gegen ein gutes Lösegeld der Stadt Braunschweig auszuliefern. Da hätten ihm die Braunschweiger einen überaus lustigen Brief zurückgeschrieben, worin sie sich fein bedanken thäten und ihre besondere Freude ausdrückten, daß er diesen Geschlechter in seinem Burgverließe schmachten ließ und daß er das noch recht lange thun möge, wenn es ihm Freude mache. Ihnen sei Godeke Porner keine drei Heller werth. Sollte es sich aber ereignen, daß er noch einige von den verfesteten Braunschweigischen Geschlechtern fangen könnte, dann wollten sie ihm gern eine kleine Beisteuer dazu schicken, daß er sie so lange in Kost und Wohnung hielte, bis sie ihren Geschlechterstolz ganz und gar vergessen hätten, vorausgesetzt, daß er sie fein knapp im Essen und Trinken hielte.

Marie hatte das Lachen ihrer Mutter über dieſes artige Stücklein der Braunſchweiger für ein gutes Zeichen gehalten und Siegfried deswegen durch Hartwig Botſchaft geſandt, er ſolle am nächſten Morgen ſeinen Antrag machen, denn es ſchiene ihr, als wäre die Gelegenheit günſtig bei der Mutter, zumal bei dem Vater kaum ein Widerſtand zu erwarten ſei.

Am andern Morgen wachte Siegfried vor innerlicher Unruhe frühe auf, kleidete ſich aufs Sorgfältigſte an und hoffte Herrn von Gelderſen beſtimmt zu Hauſe zu treffen, zumal an dieſem Tage keine Rathsſitzung war. Aber das Unglück wollte gerade, daß Frau von Gelderſen ihren Ehegemahl von Neuem daran erinnerte, daß er dem Domſcholaſter ernſtliche Vorſtellungen zu machen habe, weil er ſich von Gelderſen's Zinsgänſen einige im Voraus unbeſcheidener Weiſe angemaßt hatte. Frau Taleke von Ochſenwärder nämlich mußte alle Jahr anderthalb Gänſe an den Domſcholaſter und anderthalb Gänſe an Vicko von Gelderſen liefern. Man hatte das freundſchaftliche Abkommen getroffen, daß jeder Theil abwechſelnd das eine Jahr eine Gans bekäme und das andere Jahr zwei. In dieſem Jahr ſollte Herr Vicko zwei Gänſe bekommen, aber da der Domſcholaſter gerade jetzt ein ganz beſonderes Gelüſte auf Gänſebraten verſpürt hatte, ſo hatte er Frau Taleke dahin vermocht, ihm ſchon im Voraus alle drei Gänſe zu liefern, anſtatt der einen, die ihm zu Martini zukam. Er wolle mit Herrn Vicko die Angelegenheit ſchon in Ordnung bringen. Dies

hatte er offenbar auch thun wollen, aber in leichtfertig vornehmer Weise versäumt. Frau Taleke, die sonst im Gelderſen'schen Hause als eine pünktliche Zahlerin bekannt war, um die Gänse gemahnt, war voller Bestürzung in die Stadt gekommen und hatte Frau und der Jungfer Gelderſen ihr Leid geklagt. Da der Rathmann auch sonst noch von Raths wegen ein Hühnchen in Sachen der Domschule mit dem Scholaster zu pflücken hatte, so war er, von seiner Frau gemahnt, in die Curie des Scholasters gegangen, während Marie, nichts davon wissend, sich ins Barfüßerkloster begeben hatte, um im heißen Gebet die Schutzherrin des Kosters anzuflehen, den innigsten Wunsch ihres Herzens erfüllen zu helfen.

Indessen war für Siegfried unter großem Bangen die Stunde heran gekommen, wo er ins Gelderſen'sche Haus gehen wollte, um das höchste Ziel seines Lebens zu erringen. Seit Jahren hatte sich seine Seele nicht so beengt gefühlt, als an diesem Tage. Während ihm gestern bei dem letzten Brieflein Mariens noch die ganze Welt so rosig erschienen war, heute war ihm die Welt düster wie ein Leichentuch. Es schien auch, als hätte der Himmel das entsprechende Gewand dazu angelegt, denn es herrschte jenes Wetter, — Schnee und Regen durcheinander, — das für Hamburg im Winter so eigenthümlich ist. Tief und schwer hingen die grauen Wolken hernieder, so daß man kaum die Thurmspitzen zu sehen vermochte, und die engen Straßen, die durch die überhängenden Stockwerke und vorspringen-

den Erker in den oberen Theilen dem Himmel überhaupt wenig Durchblick gönnten, waren so düster, daß man in vielen Häusern noch zwischen neun und zehn Uhr Licht brannte, um nur die nöthigen Arbeiten vornehmen zu können. Endlich näherte er sich dem Gelderſen'schen Hause mit klopfendem Herzen. Mit langsamen Schritten ging er über die große Diele und die winklige Treppe hinauf, wo er auch unglücklicher Weise sogleich Frau von Gelderſen auf dem Vorplatz fand, wie sie in einer Lade das Leinenzeug zurecht legte, während er gehofft hatte, mit Herrn Vicko zuerst sprechen zu können. Seine Verlegenheit wuchs dadurch ungemein. Er fragte nach Herrn Gelderſen, aber wer beschreibt seinen Schrecken, als ihm die Hausfrau sagte, daß derselbe soeben ausgegangen sei und sicher nicht vor einer Stunde wiederkommen würde, da er unangenehme Dinge mit dem Domcapitel abzumachen habe. Indessen nöthigte sie Siegfried freundlich in ein vorderes Zimmer hinein und bat ihn, seinen nassen Hoyken abzulegen und über einen Stuhl zu hängen, was immer ein Zeichen großer Vertraulichkeit war, und auf einer mit einem schönen Teppich belegten Bank neben ihr Platz zu nehmen. Ja sie fragte ihn sogar um sein Anliegen.

Siegfried's Befangenheit stieg von Augenblick zu Augenblick, jedoch die freundlichen Worte der Hausfrau schienen ihn wenigstens vorläufig zu beruhigen, denn sie sagte fast scherzend zu ihm: „Nun, Meister Bunstorp, Amtsheimlichkeiten werdet Ihr meinem Ehegemahl doch schwerlich mitzutheilen haben, und als

Hausfreund könnt Ihr mir, der Hausfrau, wohl alles Uebrige ebenso gut mittheilen. Nicht wahr, Meister Siegfried?"

Der huldvolle Blick, den sie ihm dabei zusandte, ließ ihn einen Augenblick alle Bedenken vergessen, aber auch nur einen Augenblick. Siegfried erhob sich jetzt, immerhin noch ziemlich verlegen, seine Kappe zwischen beiden Händen drehend, und sagte: „Geehrte Frau Gelderſen, was ich zu sagen habe, das kann ich Euch allerdings so gut sagen, als Eurem Ehegemahl. Aber ich hätte gewünscht, es Euch Beiden zugleich vortragen zu können. Ihr werdet bemerkt haben, daß ich Eurer Tochter Marie wohlgewogen bin, und dieselbe mir nicht abgeneigt ist."

Bei diesen Worten verloren sich die freundlichen Züge der Frau Gelderſen und machten zunächst einem gespannt aufmerksamen Gesichte Platz, man konnte es noch kein unfreundliches nennen. Siegfried aber wurde dadurch verwirrt und hielt einen Augenblick inne in seiner Rede. Als er noch länger zu zögern schien, erhob sich die Hausfrau mit unbeweglich ernstem Gesicht und sagte mit sonderbarer Ruhe: „Fahret nur fort, junger Mann."

Die Anrede „Junger Mann" verdroß Siegfried nicht wenig und zeigte ihm, was er zu erwarten hatte, und er sagte daher mit einer, wie es schien etwas weniger verlegenen, aber doch vor innerer Erregung bebenden Stimme: „Frau von Gelderſen, ich bin Meister des löblichen Maleramts geworden, wie Ihr wißt,

bin wohl kundig meiner Kunst, wie Ihr auch wißt, Sohn guter Leute, und im Stande, einen Hausstand zu gründen, und darum trete ich vor Euch, um Euch zu fragen, ob Ihr mir Eure Tochter Marie zum Eheweibe geben wollt?"

Frau von Gelderſen ſah ihn groß an, muſterte ihn von oben bis unten mit einem vernichtenden Blick, trat einen Schritt zurück, machte eine abweiſende Bewegung mit der rechten Hand, wendete ihren Kopf verſchiedene Male umher und ſah nach der Decke des Zimmers, als ſuchte ſie dort nach Worten, um ihrer Entrüſtung und ihrem Erſtaunen Ausdruck zu geben. Es dauerte in der That lange, ehe ſie Worte fand. Und die wenigen Worte, die ſie mehr aus der ſich gewaltſam hebenden Bruſt hervorkeuchte als ſprach, waren: „Ihr freit um meine Tochter? Hätte ich doch eher geglaubt, daß die Elbe ihren Lauf rückwärts wenden würde, als daß ein Amtmann um meine Tochter freit, deren Mutter eine Kölner Geſchlechterin, eine geborne Overſtolt iſt."

Als Siegfried ſah, daß doch einmal Alles auf dem Spiel ſtand, ſo fand er etwas ſeinen Muth wieder und ſagte: „Und wenn Ihr das ſeid, was thut's in Hamburg? Wir kennen hier zum Glück keine Geſchlechter und werden hoffentlich dergleichen nie in Hamburg haben."

„Meine Hoffnung iſt eine andere als die Eure, und ich habe meine Gründe dazu, die Ihr, trotzdem Ihr ein recht achtbarer Handwerksmann ſeid, freilich

nicht verſtehen werdet. Und haben wir bis jetzt keine Geſchlechter in Hamburg, wie konntet Ihr es wagen, um eines Rathmannes Tochter zu freien aus der Stadt, die Köln in der Rangordnung der Hanſa zunächſt folgt?"

„Die große Güte, mit der Euer Herr Gemahl mir entgegenkam, das Wohlwollen, mit dem Ihr mich ſelbſt bisher behandelt, und endlich, wie ich glaube, die Zuneigung Eurer Tochter waren mir Grund genug."

„Glaubt Ihr etwa, wir hätten uns einen Schwiegerſohn heranziehen wollen? Wenn ich dieſe meine Hand zum Fenſter hinausſtrecke, an jedem Finger hängen ſofort fünf Freier für meine Tochter und für mich, die beſſer ſind als Ihr."

„Es kommt darauf an, was Ihr unter beſſer verſteht. Iſt die redliche Arbeit etwa ſchlecht und nur derjenige etwas werth, der keinen Werth ſchafft, ſei es nun zum Nutzen oder zur Freude der Menſchen?"

„Meiſter Bunſtorp, das ſind nun einmal Dinge, über die man mit Leuten Eurer Art nicht vernünftig ſprechen kann. Ihr ſeid im Staub der Arbeit erzogen, Ihr werdet Euch im Staub der Arbeit nähren Zeit Eures Lebens, und die Spuren davon an Eurem Kleide und an Euren Fingern tragen. Höchſtens einmal ein Feiertag oder die freien Stunden machen Euch unſerer Art in Etwas ähnlich. Nur der, der nicht arbeitet oder der nicht zu arbeiten braucht im Schmutz und Staub der Werkſtatt, es höchſtens einmal zu ſeinem Vergnügen thut, das iſt der wahrhaft freie Mann.

Er weiß am Beſten zu beurtheilen, was die Arbeit werth iſt.“

„Meine werthe Frau von Gelderſen,“ ſagte Siegfried jetzt mit einem Anflug von Spott, „Ihr freilich ſcheint gar wenig von dem Werth der Arbeit zu verſtehen. Denn wenn der Maurer Euch nicht dieſes Haus baute und der Maler es ſchmückte, daß Ihr gemüthlich darin wohnen könntet, wenn der Tuchmacher nicht das Tuch webte, worin ihr Euch kleidet, und der Bauer nicht das Korn bauete, wovon Ihr Euch nährt, und durch deren Verkauf Ihr Euch bereichert, mehr als Jene, die es im Staub der Arbeit mühſam geſchaffen haben, um ihren kümmerlichen Lebensunterhalt zu haben, wenn wir ſchmutzigen Amtleute, wie wir da Alle ſind, nicht wären, mit all Eurem Reichthum kämt Ihr nicht über den Schmutz des niedrigſten Lebens hinaus. Oder Ihr müßtet Euch dann ſelber dazu verſtehen, das Handwerk zu treiben, um Euch zu einem gemüthlicheren Daſein empor zu arbeiten.“

„Genug, Meiſter Bunſtorp, das ſind Dinge, die Ihr nicht verſteht, wie ich Euch ſchon geſagt habe.“

„Und ſollte nicht Euer eigener Sohn die Malerei bei mir erlernen?“

„Ja, freilich ſollte er es. Aber nur darum geſtattete ich es, weil ſeine bucklige Geſtalt ihn daran hindert, Domherr oder Biſchof zu werden. Und wollte er Maler werden, nun, dann wollte er es zu ſeinem Vergnügen; Gott ſei Dank, er hatte es aber nicht nöthig. Unſere große Güte verblendete Euch. Wenn

Ihr einige von unſern Geſichtern in Euer Bild gemalt habt, ſo glaubt nicht, daß Ihr uns damit geehrt habt, ſondern wir Euch. Fühltet Ihr Euch zu unſerem Hauſe hingezogen, ſo war es Euch gern geſtattet, mich zu verehren, wie ich Euch allerdings vom erſten Tage, wo Ihr in unſerem Hauſe arbeitetet, mit einer gewiſſen Huld beehrte, da Ihr als Amtmann ein weißer Rabe unter jenen Blaufingern und Schurzfellen waret. Es war Euch erlaubt, — mich ein wenig lieb zu haben, — verſteht ſich, aber nur ganz aus der Ferne, — wie es in den alten Ritterliedern ſteht. Aber meine Tochter ſo ſchlicht weg und rein bürgerlich zu lieben und zur Ehefrau machen zu wollen, oh! ich glaube, meine ritterlichen Vorfahren drehten ſich im Grabe um, wenn ſie ſo etwas hörten oder ſähen."

Und dieſes ſagend, lief die ſtolze Frau in der Stube auf und ab, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und lachte einmal über das andere laut auf. Endlich ſtand ſie wieder vor Siegfried ſtill und ſah ihn an, als erwartete ſie eine Antwort von ihm. Er ſchien ſchließlich von ihrer krankhaft guten Laune angeſteckt zu werden und ſagte mit ironiſchem Lächeln:

„Laßt ſie nur ruhen, Eure ritterlichen Vorfahren. Sie ſcheinen auch ruhig weiter geſchlafen zu haben, als Ihr Euch in das gut bürgerliche Hamburg verehelichtet. Hamburg wird auch bürgerlich bleiben, ſo lange es ſteht, und wird nichts vom Geſchlechterfirlefanz annehmen."

„Junger Mann!" ſagte Frau von Gelderſen jetzt

ſtolz aufgerichtet: „Ich ſage Euch, Hamburg wird etwas davon annehmen, und wehe Euch Amtleuten, wenn Ihr Euch nicht bei Zeiten beugt. Dann wird Euch gezeigt werden, was Euch zukommt, wie es die Kölner Geſchlechter den Webern in der Weberſchlacht gezeigt haben. Briefe vom Kaiſer Karl ſind unterwegs, die die Stadt Hamburg ganz frei erklären, und dann hat nur noch der Rath hier in dieſer Stadt zu gebieten. Denn, was iſt der Kaiſer für's Reich? Ein leerer Name! Wer unter dem Kaiſer ſteht, hat keinen Herrn mehr. Dann ſind die Rathmannen die wahren Herren von Hamburg, denen Ihr unbedingten Gehorſam zu leiſten habt."

„Ich verſtehe von Eurer Weisheit wenig, meine werthe Frau. Welchen Beweis nur mögt Ihr für die Wahrheit Eurer Worte haben?"

„Ich glaub's Euch wohl, mein Freund, daß Ihr in Eurer Werkſtatt wenig darüber nachgedacht habt. Kommt, tretet her ans Fenſter und ſeht das Wahrzeichen der Freiheit Hamburgs."

„Ich ſehe nichts!" ſagte Siegfried mit einem Anflug von Spott, „als die Häuſer und hier die Krahnzieher, die mühſam ihre Karre mit Kaufmannsgütern ziehen. Meint Ihr vielleicht, daß die Arbeit, die die Bürger an dieſe Häuſer geſetzt und die ſie nun in dieſen Häuſern thun, meint Ihr, daß die bürgerliche Arbeit die wahre Freiheit Hamburgs iſt?"

„Nein, mein Herr Maler. Seht dort hinter der Rolandsbrücke auf dem Dornbuſch das Wahrzeichen der

Freiheit Hamburgs. Die Rolandssäule verbürgt uns unsere Freiheit, daß die Rathmannen von Hamburg die wahren Herren desselben sind und ritterliches Recht haben. Wahrlich, ich sage Euch, so lange dieser Roland dort auf dem Platze steht, so lange sollt Ihr meine Tochter nicht haben! Ich schwöre es Euch beim allmächtigen Gott."

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, — der Rathmann trat ein und sah voll Erstaunen auf seine aufgeregte Frau. Er war mit dem Scholaster sehr hart an einander gerathen, so daß ihre Unterredung ein sehr schnelles Ende genommen hatte. Da das Haus im Innern sehr hellhörig war, trotz der äußeren starken Mauern, so hatte er die letzten Worte seiner Frau deutlich durch die Thür vernommen und sofort Alles, was vorgegangen war, errathen. Er trat jetzt zwischen sie und Siegfried und sagte fest: „Frau, schwöre nicht diesen frevelmüthigen Eid, oder nimm ihn zurück. Ein solcher Schwur im Zorn ist Gott nicht lieb."

„Also Du willst diesen verwegenen jungen Mann, der es wagt, um unsere Tochter zu freien, noch unterstützen? Ich sage Dir, ich schwöre es bei Gott und allen Heiligen, so lange der Roland steht, so lange soll dieser Mann unsere Tochter nicht haben."

Siegfried wollte nicht mehr länger Zeuge der sich darauf entspinnenden häuslichen Scene sein und stürzte hastig die Treppe hinunter. In der Hausthür begegnete ihm mit hochgeröthetem, verweintem Gesicht

Marie Gelderſen. Sie kam aus dem Kloſter und errieth Alles an ſeinem wilden, verſtörten Ausſehen. Er hatte ſeinen Hoyken oben vergeſſen und ſeine Kappe noch nicht aufgeſetzt.

„Es iſt Alles vorbei,“ rief ihr Siegfried zu, „der Himmel iſt uns nicht gnädig.“ Er drückte ihr die Hand und ſagte: „Lebe wohl auf immer!“

Noch bevor Marie irgend etwas fragen oder erwidern konnte, war er ihren Blicken entſchwunden.

Viertes Capitel.

Als Siegfried Marien an der Thür des Gelderſen'ſchen Hauſes verlaſſen hatte, ſchritt er über die Rolandsbrücke nach dem Dornbuſch. Er ließ das Haus ſeiner Eltern unbeachtet liegen, denn er ſcheute ſich, den Eltern und beſonders ſeiner Mutter das Geſtändniß ſeiner ſchimpflichen Abweiſung zu machen, oder es ſich von der Stirn leſen zu laſſen. Nur dem Roland, der ihm ſonſt immer als ein angenehmer Gefährte ſeiner Jugendſpiele erſchienen war, warf er heute einen feindlichen Blick zu, als hätte er die Säule damit von ihrem Sockel ſtürzen können. Schnell eilte er durch die engen Gaſſen auf den Berg, wo er das ihm ſonſt ſo intereſſante Leben und Treiben der ſchwatzenden Mägde am Brunnen und die am Fleiſchſchrangen feilſchenden Knochenhauer und Käufer heute nicht beachtete. Ja, er war ſo unempfindlich gegen alle äußeren Eindrücke, daß er es nicht einmal merkte, daß er ſeinen Hoyken vergeſſen hatte. Der feinſprühende Regen ſchien ihm nur wohlthuend zu wirken; denn ſein Blut ſiedete und kochte, die Adern in den Schläfen ſchlugen ihm, als pochten Hämmer darin.

Wie war plötzlich seine ganze Gesinnung von der friedfertigsten Stimmung umgeschlagen in die wildeste Empörung über die Anmaßung derer, die im Regiment saßen und die Handwerker höchstens als ihre Diener betrachten wollten! Wie war er sonst so stolz gewesen auf seine Vaterstadt Hamburg! Wie hatte er in den Städten am Rhein und an der Donau, wo die Kämpfe der Zünfte und Geschlechter an der Tagesordnung waren, es häufig genug gewagt, das gute Recht der Reichen und der Kaufleute zu vertheidigen!

Ja selbst in Braunschweig, wo er Augenzeuge eines der fürchterlichsten aller Zunftaufstände gewesen war, hatte er es in den Tagen der schlimmsten Aufregung gewagt, einige Trunkenbolde, die nicht übel Lust gezeigt hatten, noch mehr zu sengen und zu brennen, nach Hause zu führen. Und als er dann wieder zurückkehrte nach Hamburg und die gährende Stimmung der Aemter merkte, auch da war er ruhig geblieben. Es war ihm vorgekommen, als könnten es einige Aufwiegler in Hamburg nicht länger mit ansehen, daß es schon so manche Stadt im Reich zu einem ansehnlichen Zunftaufruhr gebracht habe und daß Hamburg noch so weit zurückgeblieben sei. Als er vollends das Gelderſen'sche Haus kennen lernte, wo ein Stück des Kölnischen Geschlechterthums leibhaftig vertreten war, und als er sah, wie dort der besonnene, weitschauende Kaufmann friedlich sich damit abfand und allen vernünftigen Ansprüchen der Aemter Gerechtigkeit widerfahren ließ, da schien ihm Hamburg doch die Perle

aller deutſchen Städte zu ſein, weil es die großen Gegenſätze in dem Leben der damaligen Bürger auszuſöhnen verſtanden hatte.

Wie ſchauten ihn die Dinge jetzt plötzlich ganz anders an! Was die verwegenſten Amtsleute ihm einſt vom Hochmuth der ſtolzeſten Geſchlechter erzählt, mit was für Strafen jene auch dieſen dafür in ihrem Grimm gedroht haben mochten, alles das däuchte ihm heute nur ein wahrer Kinderzorn. Er hatte den Stolz der Geſchlechter jetzt in einer Weiſe empfunden, wie er glaubte, daß ihn Niemand je tiefer empfunden habe. Die Arbeit und die Kunſt hatte man verachtet, weil ſich die Handwerker davon nähren müßten und dieſelben nicht bloß zum Zeitvertreib übten, weil ſie das Kleid und die Hand beſchmutzten!

Manches von dieſen Gedanken hatte er hier und da äußern hören, beſonders in den letzten Wochen in Hamburg in Anlaß davon, daß das Brauweſen in dieſer Stadt eine freie Nahrung geworden war, und daß alle reichen Leute Brauhäuſer anlegten, ohne ſelbſt etwas von der Brauerei zu verſtehen, indem ſie ſich Knechte mietheten, um dies Gewerbe auszuüben. Aber er hatte die große Frage, die die Gemüther der Hamburgiſchen Handwerker damals bewegte, nie in ihrer ganzen Schärfe verſtanden. Er hatte ſich vielmehr durch die Gründe der Gegner beſtimmen laſſen, den Brauhausbeſitzern Recht zu geben, da ſie ja das Meiſte zum Wohlſtand der Stadt beitrügen. Siegfried hatte es eben als bewieſen hingenommen, daß man die Hand-

werke nicht alle über einen Kamm ſcheeren dürfe, und daß die Braurerei anders betrieben werden müſſe, wenn ſie gedeihen ſolle.

In dieſem Sturm der Gedanken war er hinausgelangt vor das Mühlenthor, und unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte in den Grindelwald, wohin er ſo häufig gegangen war, um Freudigkeit für die Schöpfung ſeines Bildes zu finden. Alles, Alles erinnerte ihn hier an jene glücklichen Tage und Stunden, wo ſein Herz noch voller Hoffnung war, wo ſeine Seele voller freudiger Zuverſicht an dem Bilde arbeitete. Bei dieſem und jenem Baum, an dem er vorüberging, fiel ihm wieder ein, was er vor einigen Wochen über Marien gedacht, bis zu welchem Grade damals ſeine Ausſicht auf die Erwerbung Mariens und die Klarheit ſeiner Anſchauung von dem Bilde gelangt war. Aber Alles bildete heute einen traurigen Gegenſatz dazu. Wie die ſchönen, friſchen Septembertage damals einen wunderbar klaren Ueberblick über die ganze Landſchaft bis zu der fernen Stadt gewährt hatten, ſo hatte ſein Herz ſtolze, kühne Pläne in unermeſſene Fernen gebaut. Und wie heute die grauen Wolken tief herniederhingen und der feine Sprühregen Alles ſo dicht verſchleierte, daß man die ganze Landſchaft mit Einer Farbe, mit Grau, hätte malen können, und wie ſich heute nicht einmal die Kirchthürme durch die dicke Novemberluft ſichtbar machen konnten, ſo vermochte er für die Zukunft keinen einzigen klaren Gedanken zu faſſen.

Es hatte ihm geſchienen, als er vor wenigen Mo-

naten nach Hamburg kam, als wären alle seine Schritte von einer sichtlichen Fügung des Himmels geleitet gewesen. Wie oft hatte er sich vergegenwärtigt, daß es Alles gerade so hätte kommen müssen: daß der Braunschweigische Aufstand ihn aus Braunschweig trieb, daß ihn die Vorsehung an jenem Sonntage gerade ins Maria Magdalenen-Kloster führte, wo er Marien sehen und Marie seine verlorenen Blümlein finden sollte, daß Meister Bertram gerade ihn in Herrn Vicko's Haus schicken, und daß er gerade zum Maler des Maria Magdalenen-Bildes erlesen werden mußte, daß Godeke Porner gerade an jenem Tage um Mariens Hand werben mußte, wo er dem Guardian seine Entwürfe zeigte, damit er in der Klosterkirche in Marien das Urbild seiner Heiligen und zugleich die Geliebte seines Herzens fände. Wie planvoll schien das Schicksal nicht alle diese Knoten geschlungen zu haben, so daß es ihm fast wie selbstverständlich erschienen war, daß das Geschick auch den letzten dazu passenden Knoten schürzte, — die glückliche Vereinigung mit Marien!

Jetzt aber hatte das Geschick selbst mit gewaltsamer Hand das Gewebe zerrissen und schien dasselbe überhaupt nur angesponnen zu haben, um ihn zuerst in trügerische Hoffnungen zu wiegen und dann nur um so tiefer in Elend und Verzweiflung hinunter zu stürzen. Wenn er so an die Gebrechlichkeit des Glücks und an die Hinfälligkeit aller Hoffnungen dachte, und wie all sein freudiges Schaffen an dem kunstvollen Meisterwerke vergebens gewesen sei, dann däuchte es ihm

ſchier, als wäre die ganze Welt nur ein Faſtnachtsſcherz, als könnte er raſend werden über dieſe Unzweckmäßigkeit und Unvollkommenheit in der Weltregierung, die herzlos und kalt an dem Glück des Einzelnen vorübergeht, ja es ſogar ſchonungslos zertritt und zermalmt!

Was ſollte er thun in Hamburg? Was beginnen? Würde nicht bald alle Welt von ſeiner ſchimpflichen Abweiſung ſprechen, wie Viele ſeine Werbung erwartet hätten? Und war die Welt, die hinterher allen Erfolg in den Himmel erhebt, ja klugerweiſe ſchon voraus gewußt haben will, auf der andern Seite nicht gar zu ſehr geneigt, den Unglücklichen, dem ſein kühnes Werben und hohes Streben mißlungen, noch oben darein zu verſpotten?

Schon war er eine geraume Zeit im Walde umhergegangen, ohne den Einfluß des feuchten, kalten Wetters auf ſich nur im Geringſten zu empfinden. Aber doch fühlte er ſich allmälig von dem Gehen in den ſchmutzigen Waldwegen ermüdet, ſo daß er eine nicht weit vom Wege liegende, abgehauene Buche benutzte, um ſich ein wenig auszuruhen. Er war bis in die Nähe des Nonnenkloſters von Harveſtehude gelangt, auf das er von hier aus durch eine lichte Stelle des Waldes ziemlich deutlich ſehen konnte, ſo weit das neblige Wetter dies geſtattete. Aber nichts konnte ſeine Gedanken von ſeinem eigenen Geſchick abziehen. Sogleich verfiel er wieder in ein tiefes Sinnen und Grübeln darüber, was er beginnen ſolle.

Jetzt, da ihm das Schicksal doch nichts von dem halten zu wollen schien, was er gehofft, war ihm wenig daran gelegen, seine Kunst in Hamburg auszuüben, zumal er hier unter den Malern mit seinen höhern künstlerischen Bestrebungen eine große Ausnahme bildete. Die Kunst war hier noch zu sehr im gewöhnlichen Handwerk vergraben. Die Nachfrage nach Kunstwerken war hier verhältnißmäßig eine sehr geringe. Er fürchtete jetzt, daß sein höheres Streben hier zu Grunde gehen könne in der Masse der alltäglichen Arbeiten, wie Wändestreichen, Schildermalen, Leuchterbäume bunt zu verzieren und — er mußte unwillkürlich bei dem Gedanken lächeln, — den Roland alljährlich weiß zu streichen. Er hätte sich nicht gescheut, diese Arbeiten willig, selbst freudig zu vollziehen, wenn er das Weib gehabt hätte, was sein Herz begehrte, um für sie zu sorgen. Sie würde ihm Stärke und Selbstüberwindung gegeben haben, die gewöhnliche Arbeit pflicht- und handwerksmäßig zu thun, und andererseits auch Freudigkeit und Schwung, Kunstwerke mit Liebe auszuführen. Wozu sollte er jetzt sein Leben dieser eintönigen Arbeit opfern, da es keinen Zweck hatte?

Siegfried hatte davon gehört, daß die Meister in den Niederlanden und besonders in Italien viel mehr künstlerische Arbeiten als Handwerksarbeiten anfertigten, daß sie diese meistens den ungeschickten Knechten überließen. Ja, als er noch in Basel arbeitete, da war dorthin durch einen wandernden Knecht eine seltsame Kunde gelangt, daß man in Rom wunderbare Bild-

ſäulen und Gemälde von den alten Römern und Griechen ausgegraben hätte, die alles von den gegenwärtigen Meiſtern Geleiſtete weit an Schönheit überträfen, wie die Sonne den Mond. Jenen alten Künſtlern ſei noch ein uraltes Volk von Helden und Heldinnen vor Augen geweſen, die das gegenwärtige Geſchlecht an Heldenſinn und Leibesſchönheit hoch überragt hätten. An dieſen Bildern hätten die italieniſchen Meiſter ihre Kraft geübt und wären allmälig in die Geheimniſſe der alten Meiſter eingedrungen. Konnte er nicht ihrem Beiſpiel folgen? „Fort, fort nach Wälſchland!“ ſagte er laut, und ſein ganzes Geſicht nahm wieder einen zuverſichtlicheren Ausdruck an.

„Seid Ihr nicht der junge Meiſterknecht, der, vor wenigen Wochen aus Braunſchweig zurückkehrend, unſeren Aemtern Briefe von den dortigen Gilden brachte?“ hörte Siegfried plötzlich eine kräftige Stimme hinter ſich ſagen und fühlte einen freundſchaftlich derben Schlag auf ſeiner Schulter.

Er ſprang auf, wandte ſich erſchrocken um und erblickte die breite Geſtalt des Werkmeiſters der Knochenhauer, Tideke Bickelſtedt, an deſſen Schafpelz und ſchwerer Geldkatze Siegfried ſofort erkannte, daß er einen weiten Weg über Land machen wolle. Doch als er in deſſen biederes, offenes Geſicht blickte, fand er bald ſeine Faſſung wieder.

„Der bin ich allerdings!“ erwiderte Siegfried.

„Und ſeid Ihr nicht auch der berühmte Meiſter, der das herrliche Maria Magdalenen-Bild gemalt und

den älteſten Meiſtern im Amt Etwas zu rathen aufgegeben hat?"

„Ich habe allerdings ein Maria Magdalenen-Bild gemalt, doch von dem übrigen Theil Eurer Rede weiß ich nichts."

„Eure Beſcheidenheit weiß nichts davon, junger Meiſter Bunſtorp, aber das weiß die ganze Stadt. Und Ihr ſitzt an dieſem ſchauerlichen Novembertage ohne Hoyken mitten im Walde und redet zu den Wolken, als wäret Ihr aus der Thorenkiſte entſprungen? Was iſt Euch begegnet, daß Ihr die Meiſterſchaft in Hamburg aufſagen wollt, nachdem Ihr dieſelbe ſoeben in allen Ehren und mit gutem Gelde erworben? Was iſt geſchehen, daß Ihr nach Wälſchland ziehen wollt? Junger Mann," fuhr der Knochenhauer treuherzig fort, indem er Siegfried's Schulter berührte, „ich habe zwar noch nie in der Wirklichkeit einen unglücklichen Verliebten geſehen, wie ihn die Spielleute ſo rührend in den Liedern ſchildern, denn in der Wirklichkeit ſind ja alle Menſchen viel vernünftiger und viel ſchlechter. Aber gedacht habe ich ſie mir immer ſo, wie Euch hier, mit wild zerzauſtem Haar, das tollſte Wetter nicht achtend, mit Mond, Sternen und Wolken Zwieſprache haltend. Es geht ein wunderlich Gerede in der Stadt von dem Bilde, das Ihr gemalt. Kein vernünftiger Menſch könne ein ſo ſchönes Bild malen, ſondern nur ein raſend Verliebter durch die Künſte der Hölle. Darum die viele Heimlichkeit und das ſonderbare Weſen, bevor es zum

Malen kommt. Nun! Mögen die dummen Leute ſchnacken, was ſie wollen. Aber Meiſter Bertram ſagt ja auch, die neumodiſchen Maler müſſen immer erſt ein Paar Stunden in die Wolken ſehen, oder, ſind ſie in der Werkſtatt, an den Balken, bevor ſie eine Stunde fleißig malen können. Sinnt Ihr etwa wieder über ein neues Bild nach?"

„Herr Werkmeiſter!" ſagte verlegen Siegfried, der bei des Knochenhauers Rede verſchiedene Male erröthet war und nun auf jeden Fall das Geſpräch von dem Bilde abziehen wollte. Zugleich war ihm plötzlich, wie ein Blitz, der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß er im eifrigen Anſchluß an die aufrühreriſchen Aemter es wohl möglich machen könne, den Roland, woran die Entſcheidung über Mariens Beſitz geknüpft war, umzuſtürzen. Hatten das vor neun Jahren nicht auch die Bremiſchen Zünfte gethan? Die Gedanken an Wälſchland waren ſchnell verweht, und kühn entſchloſſen ſagte er zu Tideke: „Ich ſitze hier und denke über das Schickſal der Aemter nach, wie ſie von den Kaufleuten, den Reichen und den Brauern unterdrückt werden."

„Das thut Ihr hier im Walde," ſagte Tideke, ungläubig den Kopf ſchüttelnd, „ohne Hoyken oder Pelz, im froſtigen Regenwetter? Nein, mein Freund," fuhr Tideke lachend fort, „ſo etwas macht man nicht an dieſem Orte ab, noch allein mit ſich, ſondern das geſchieht am Beſten beim Bierkruge, zuſammen mit den Kumpanen. Wie kommt es überhaupt, daß Euch

die Noth der Aemter jetzt plötzlich so klar geworden ist? Vor etlichen Wochen war Eure Erzählung von dem Braunschweigischen Gildenaufstand so ruhig und besonnen, fast als hättet Ihr Mitleid mit den gestürzten Geschlechtern. Euch muß etwas Besonderes begegnet sein, was diesen Wandel hervorgebracht hat. Nicht wahr? Zeit habt Ihr ja wohl, wie es scheint. Könnt Ihr Stunden lang auf der Buche sitzten, so könnt Ihr auch mit mir durch den Wald gehen und mir etwas davon mittheilen, wenn Ihr Vertrauen zu mir habt. Dann können wir die Noth der Aemter bedenken, so lange es Euch beliebt. Mir findet man kein lieber Gespräch."

„Und wohin geht Ihr?" fragte Siegfried. „Denn ich kann mir kaum denken, daß Euch der Viehkauf aus der Stadt führt, da der Vorkauf von Vieh ja allen Knochenhauern verboten ist, und der Aufkauf von Lämmern erst zu Ostern stattfindet.[55]) Aber die schwere Geldkatze um Euren Leib läßt dies vermuthen."

Der Knochenhauer blickte ihn listig an und sagte: „Habt Vertrauen zu mir, und Ihr sollt Vertrauen bei mir finden. Ich sage Euch denn, daß ich allerdings auf die Dörfer gehe, um Vieh zu kaufen, da ich's dort billiger kaufen kann, als in der Stadt auf dem Berge, wo die Bürger den Vorkauf vor uns Knochenhauern haben. Trotz unserer Bitte hat der Rath den Bürgern und uns nicht gleichen Kauf geben wollen. Ihr wißt, wenn ein Knochenhauer um ein Rind handelt, und ein Bürger kommt dazu und will es haben —

und hat er auch schon den Preis heruntergedungen, — er muß es Jenem überlassen für denselben Preis. Nur muß ihm der Bürger einen Schilling geben; für ein Schwein vier Pfennige, für ein Schaf zwei Pfennige.[56]) Es ist eine empörende Ungerechtigkeit, daß uns die Bürger das beste Vieh vor der Nase fortkaufen dürfen, wenn wir es mit Kennerblick ausgelesen haben. Verkaufen wir aber von unserem Block ungesundes Fleisch und nicht genau nach den Preisen, die der Schragen[57]) des Rathes auf dem Hause ausweist, dann will der Himmel einstürzen. Wir wollen gleichen Kauf haben mit den Bürgern und wollen den Rindsschilling nicht. Aber verweigern wir die Annahme desselben, der Rath will es strafen nach seiner Willkür. Da müssen wir uns helfen, so gut wir können. Zwar ist's verboten, auf den Dörfern Vieh aufzukaufen und den Viehtreibern entgegen zu gehen;[58]) — aber wir können nicht anders, wenn der Rath keine Vernunft annehmen will. Ich als Werkmeister gehe dem ganzen Amt der Knochenhauer mit gutem Beispiel voran."

„Aber auf welche Weise bringt Ihr denn das Vieh unbemerkt in die Stadt? Ihr selbst und Eure Knechte dürfen es ja kaum wagen; des Raths Diener sähen es wohl am Thor oder auf der Straße. Und laßt Ihr es bei Gelegenheit des Marktes von den Bauern in die Stadt treiben, kann es ihm nicht jeder Bürger abkaufen, und muß der Gast es ihm nicht lassen um einen ziemlichen Pfennig? Würde es nicht gar bald, wenn er den Verkauf verweigert, an den Tag

kommen, daß das Vieh ſchon vorher verkauft war? Oder wie ſtellt Ihr es an, daß Ochſen und Schweine unbemerkt über die Stadtmauer kommen?"

Tideke Bickelſtedt ſtand einen Augenblick ſtill, ſah Siegfried prüfend an und ſagte: „Seid Ihr ein Freund der Aemter, und habt Ihr Vertrauen zu mir, ich ſag's Euch. Aber wehe Euch, ſeid Ihr ein Verräther! Doch das Amt der Maler iſt ja ganz auf unſrer Seite. Wenigſtens hat der Werkmeiſter Giſeke neulich dem alten Grisgram, dem Bürgermeiſter Holdenſtede, wacker Stand gehalten."

„Werkmeiſter, verlaßt Euch auf meine Verſchwiegenheit und ich will Euer Vertrauen durch mein eigenes verdienen. Ihr ſollt Alles wiſſen."

Der Knochenhauer erzählte ihm ſodann, daß das Vieh als Zehntenvieh der Domherren in die Stadt getrieben würde. In den Ställen der Domhöfe hielte ſich dann das Vieh einige Zeit auf, und die Knochenhauer holten es von dort ab, denn er kaufe für das ganze Amt, damit der Arme mit dem Reichen verwahrt ſei.[59]) Damit ſchlug er an die Geldkatze, daß die Pfennige darin klirrend hin und her geſchüttelt wurden. Zugleich erwähnte er dabei, daß das Domcapitel der Sache der Aemter durchaus gewogen ſei, und ebenſo die Grafen von Holſtein.

Siegfried war nicht wenig erſtaunt darüber, zu hören, daß die unzufriedenen Aemter ſo weitreichende Verbindungen hätten. Aber Tideke machte ihm bald

Andeutungen, daß dieſelben noch viel weiter reichten, — bis nach Tangermünde in die kaiſerliche Kanzlei.

Als Siegfried ungläubig lächelnd dazu den Kopf ſchüttelte, ſagte der Werkmeiſter: „Laßt mich hören, und ſeien es auch Herzensgeheimniſſe, was Euch, den Günſtling des vernünftigſten aller Rathmannen Hamburgs, aufſäſſig gegen den Rath gemacht hat, und Ihr ſollt Alles von mir erfahren. Aber vorläufig ſei Eure Zunge gebunden bis zu dem großen Tage der Abrechnung. Ihr könnt mich ja begleiten auf meiner Reiſe nach Eppendorf, Fuhlsbüttel, Hummelsbüttel, Poppenbüttel und wieder zurück zur Stadt. Da haben wir Zeit genug, Alles zu beſprechen. Doch in Eppendorf will ich Euch zuvor einen Hoyken borgen, damit Ihr mir nicht gar zu ſehr durchnäßt werdet."

In dieſem Dorf angekommen, machte Bickelſtedt zunächſt einige Käufe, auf die er einiges Geld baar voraus bezahlte. Alles Vieh ſollten die Verkäufer dem Dombauern Kors bringen, der es gelegentlich zur Stadt bringen würde. Bei dieſem entlieh der Knochenhauer einen feſten Bauernhoyken für Siegfried, und beide Männer ſtärkten ſich dort an einem einfachen Mahl für ihren weiteren Marſch.

Als ſie ſich wieder aufgemacht hatten, erzählte Siegfried Bickelſtedt das Erlebniß, das ihn heute in ſo große Aufregung verſetzt hatte, wobei auch ein großer Theil der ſtürmiſchen Gedanken, die ſeitdem ſeine Seele bewegt, nicht verborgen blieben.

Der Knochenhauer hörte ihm zufrieden und

wohlgefällig nickend zu und ſagte alsdann: „Meiſter Siegfried! Ich habe das aufrichtigſte Mitgefühl mit Eurem Schickſal. Es ruft mir das Vieles, ſehr Vieles ins Gedächtniß zurück aus längſt vergangenen Zeiten, das Eurem Schickſal nicht unähnlich iſt. Es iſt die ewige Melodie, ſo lange die Welt ſteht. Wir Alle ſind Menſchen, die einen himmliſchen Vater haben, aber überall ſind Scheidewände zwiſchen den Einzelnen, die nicht durchbrochen werden ſollen. Es kann nicht anders ſein, und doch drängen die Menſchen ewig, ſie niederzureißen.“

Er wurde ſo bewegt, daß er einen Augenblick inne hielt, und Siegfried ihn verwundert anſah. Doch nachdem er einen, wie es ſchien, unangenehmen Gedanken, der für wenige Augenblicke ſeine Stirne gerunzelt und ſein Geſicht verfinſtert, durch ein haſtiges Kopfſchütteln gleichſam verjagt hatte, fuhr er gefaßt wieder fort: „Euer Schickſal indeſſen kann noch zum Glück gewandt werden. Noch ehe vier Wochen ins Land gezogen ſind, wollen wir den Roland in aller Form Rechtens umſtürzen.“

So ſehr dieſe Worte Siegfried erheiterten, ſo ſehr ſetzten ſie ihn auch in Erſtaunen, ſo daß er verwundert fragte, wie dies möglich ſei. Und der Knochenhauer erzählte ihm offen, daß er von dem Dompropſt beſtimmt wiſſe, daß Kaiſer Karl den Grafen und den Aemtern günſtig ſei, daß das, was der Kaiſer ſchreiben würde an die Wittigſten, viele Erklärungen zulaſſe, und daß es ſehr leicht ſei, daraus den Wunſch der Grafen abzuleiten,

die Rolandssäule umzustürzen, woraus einer der Rathmannen in Lübeck besonders die Reichsfreiheit hätte ableiten wollen.

Siegfried fiel aus einem Erstaunen in das andere und sagte: „Träume ich von den wunderbaren Worten Bickelstedt's, oder sind diese Worte selbst nur ein Lockmittel, mich für kurze Zeit in liebliche Täuschungen zu wiegen, um mich nachher desto tiefer in Schmerz und Verzweiflung hinabzustürzen? Sprecht Ihr die Wahrheit, Tideke? Ich bin zu Allem für die Sache der Aemter bereit, winkt mir doch der schönste Siegespreis!"

„Junger Meister," sagte der Knochenhauer fest, indem er ihm offen und ehrlich ins Auge sah, „diese Kunde ist so wahr, wie ich hier vor Euch stehe. Ich habe es aus dem eigenen Munde des Dompropstes. Was wir zu thun haben, kann kaum zweifelhaft sein. Aber wir müssen das junge Volk gewinnen, daß es Hand mit anlege an den Roland, ja an Alles, was uns entgegensteht. Wollt Ihr mir versprechen, daß Ihr nicht nur selbst eifrig thätig seid, sondern auch Andere mit dafür gewinnt, den Roland zu stürzen?"

Jubelnd stimmte Siegfried ein und legte seine Hand in die dargebotene Rechte des Knochenhauers.

„Topp!" sagte Tideke. „Da wäre Euch das Glück bei allem Unglück über die Maßen hold."

Wie war plötzlich die finstere Stimmung Siegfried's einer fast heiteren, wenigstens zuversichtlichen gewichen! Was er eben noch in seinem Leben wie eine Anhäufung

zusammenhangloser Zufälligkeiten von Glück und Unglück angesehen hatte, jetzt schien es ihm die allgütige Vorsehung, die weise über Alles und auch über ihn walte, planvoll geordnet zu haben. Er zweifelte jetzt nicht mehr an dem guten Willen der Vorsehung für ihn, die auch den Braunschweigischen Gildenaufstand, seine Erzählung davon, sein Ueberbringen der Briefe und die Wirkungen jenes Aufstandes auf Hamburg so wunderbar mit seinem eigenen Schicksale verknüpft hätte. Besonders tief empfand er das, als der Knochenhauer es gelegentlich durchblicken ließ, daß der Ueberfall der Hamburgischen Gesandtschaft bei Rahlstedt seitens derer von Hummelsbüttel auf Veranlassung der Grafen gemacht sei. Hatte ihn nicht jener Ueberfall von seinem lästigen Gegner, dem Geschlechter Porner, befreit? Ihm schien es keinen Augenblick mehr zweifelhaft, daß er sein Glück zu suchen habe auf Seiten der widerwilligen Aemter.

Als Tideke Bickelstedt die innere Bewegung seines Reisegefährten und sein allmäliges Heiterwerden bemerkte, fuhr er voll innerer Genugthuung fort: „Ich sage Euch nochmals, junger Meister, werbt fleißig unter den Amtleuten. Denn wollen die Aemter am Tage der Entscheidung etwas ausrichten, so können sie es nur durch Einigkeit, da das starke Amt der Böttcher leider keinen Muth besitzt, für die große Hauptfrage der Zünfte offen einzutreten. Viel Heldenmuth besitzt der Handwerksmeister nicht, denn um ein Stückchen Brodes willen verkäuft er leicht seine Gesinnung. Da

gehen die reichen Brauhausbesitzer, — nur so, nicht Brauer kann ich sie nennen, oder noch besser — die Bierhändler gehen zu dem Böttcher, bei dem sie einige Hundert Tonnen anfertigen lassen, und reden ihm freundlich zu, er würde sich doch sicher nicht auf der Seite der Aufwiegler finden lassen, die die armen Hauerbrauer für wichtiger halten als die reichen Brauhausbesitzer. Dem allmächtigen Pfennig kann er nicht widerstehen. Das seewärts versandte Bier erfordert mehr Tonnen als das hier verbrauchte, da diese Tonnen stets wieder gebraucht werden, aber jene selten oder nie zurückkommen. Wer hat also Recht dem feilen Böttcher und jedem Handwerksmeister? Der beste Kunde. So denkt das ganze unlöbliche Böttcheramt ins Besondere, vom Werkmeister bis zum jüngsten Lehrknecht.

Da lobe ich mir die Knechte! Haben sie sich einmal etwas vorgenommen, selbst gegen die ganze Meisterschaft, sie halten es tapfer durch, auch wenn man ihnen das Handwerk legt auf Jahr und Tag, auch wenn man ihnen den Lohn einbehält. Sie hungern und dursten lieber und frieren auf langer Walze, [60]) als daß so leicht Einer den Andern verräth, bis sie endlich einen Meister nach dem andern zu ihrem Willen zwingen. Wer ist dann der freiere Mann? Der Knecht, der sein Wohlsein und die künftige Meisterschaft kühn aufs Spiel setzt, oder der Meister, der keines edlen Manneszornes fähig ist, und dem guten Kunden zu gefallen, den Hoyken jedesmal nach dem Winde wendet?“

„Aber, Werkmeister Tideke, zwar habe ich nur soeben die Knechtsschuhe ausgezogen, doch niemals habe ich mich begeistern können für die widerwilligen Knechte. — Nun, Gott sei Dank, es gab in unserm Amt auch wenig Streitigkeiten mit den Meistern. Höchstens waren wir zuweilen unzufrieden mit Essen und Trinken. Aber was für den Meister, die Frau und seine Kinder gut genug war, mußte auch für die Knechte gut genug sein. Oft sah ich, wie die Kinder heimlich trocken Brod aßen, und der Knecht das gestrichene. Aß der Meister und die Meisterin auch einmal hinter der Thür besondere Leckerbissen, selten genug war's; und wird's der Knecht als künftiger Meister einst nicht ebenso thun können? Wir Knechte hatten uns wahrlich wenig zu beklagen."

„Ihr habt Recht!" erwiderte Bickelstedt. „Auch ich bin kein Freund der aufsässigen Gesellen. Aber ich wiederhole es, die Meister, gegen die Gesellen gehalten, sind Memmen. Träten die Meister dem Rath so keck entgegen, wie die Knechte den Meistern, es stände wahrlich anders um die Aemter. Wir können und dürfen es nicht dulden, daß hier aus einem Handwerk eine freie Nahrung gemacht wird und daß der Handel die Arbeit unterdrückt und verschlingt. Sonst würde bald bei einem Gewerbe, das augenblicklich reichlich lohnt, ein solcher Andrang gieriger Gewinnsüchtiger eintreten, daß bald Niemand mehr etwas verdient, denn die halbe Welt kann oft nicht so viel kaufen und verbrauchen, als Ein großes Amt in Einem Jahr anfertigt.

So haben wir es hier mit unſern Bierhändlern: Als das Hamburgiſche Bier anfing, draußen berühmt zu werden, da wollte Jeder ein Brauer ſein. Ein Brauhaus nach dem andern wurde aufgethan. Erbärmliche Buden,[61]) die nur gut für das Brauen gelegen waren, wurden für rieſiges Geld verkauft. Ihr wißt es nicht, — denn Ihr waret in der Fremde, — welch' Schwindel damit in den letzten Jahren bei uns getrieben wurde. Weil hundert Bierhändler reich wurden, ſo dachten fünfhundert Andere, ſie würden es ebenfalls werden. Das Drängen zum Bierhandel würde leicht vermindert worden ſein, hätte man von jedem dieſer vermeintlichen Brauer verlangt, daß er Amtsgerechtigkeit erfüllte, als Lehrling, Knecht und Meiſter.

Geſchah es ihnen nicht vor etlichen Jahren in Amſterdam, daß man ſo viel Bier dorthin geführt hatte, daß die ganze Chriſtenheit nicht dagegen anſaufen konnte, noch die Heidenſchaft, wenn ihr Gott die Gnade verliehen hätte, Bier trinken zu können? Ganze Braue, ganze Schiffsladungen wurden ihnen ſauer. Anderes Bier mußten ſie um ſo wenige Pfennige geben, daß ſie nicht einmal die Unkoſten für Hopfen und Malz wiedergewannen, geſchweige denn Knechtelohn, Fracht, Holz u. ſ. w.

Was wir Wittigſten ſogleich vorausſagten, daß es mit dieſer wilden Freiheit der Nahrung nicht auf die Dauer gut gehen könne, — wovon aber der Rath und die Bierhändler nichts hören wollten, ſo daß er uns ſeitdem nie mehr berufen und befragt hat, — das

trat gar bald ein. Mancher dieſer vermeintlichen Brauer verſaß den Zins und mußte von Haus und Hof laufen oder lange im Winſer Baume [62]) ſitzen. Dagegen mancher arme Hauerbrauer, der klein angefangen und das Brauweſen gründlich verſtand und nicht blindlings auf Abenteuer [63]) gebraut hatte, der nur einen langſamen und ſichern Gewinn gemacht, wie ihn das Handwerk machen ſoll, konnte ſich jetzt ein eigen Brauhaus kaufen; ſo tief war der Werth derſelben geſunken. Dieſe wirklichen Brauer gedeihen am Beſten dabei, aber Jene lebten heute in Ueppigkeit, und morgen aßen ſie das Brod des Kummers im Schuldthurm.

Mancher Amtmann und ich haben herzlich gelacht und uns unſerer Schadenfreude nicht geſchämt, als dieſe Helden, die ſich ſcheuten, den Finger zu benetzen und ſelber den Dechſel zu ſchwingen, mit Schimpf und Schande vom Brauweſen abſtehen mußten.

Da kam denn endlich ein klein wenig Ordnung in das Brauweſen. Man einigte ſich, daß nicht Alle nach Amſterdam Bier ſenden ſollten, oder wohin ſie ſonſt wollten, ſondern Einige nach Flandern, Andere nach andern Ländern und Städten. [64]) So nahm der Eine wenigſtens dem Andern nicht das Brod vor dem Munde fort.

Alsbald verſuchten ſie es, auf andere Weiſe anzufangen, wilden Gewinn zu ernten. Man ſparte an Hopfen und Malz, und Einer gab es immer um weniger Pfennige als der Andere. Das Bier ward

ſo ſchlecht, daß kein Chriſtenmenſch dabei gedeihen konnte, und daß die Bürger dieſer Stadt etlichen Brauern die Diele ſtürmten, die Spunde aus den Tonnen ſchlugen, daß das Bier zu den Kellerluken herausfloß. Ja einige Brauhausbeſitzer ließen ſie in ihrem eigenen Bier ſchwimmen und ſo viel davon trinken, daß ſie flehentlich baten und gelobten, für die Zukunft die Stadt beſſer mit Bier zu verwahren.

Da hatte der Rath, von den gemeinen Bürgern beſtürmt, endlich ein Einſehen und führte für die Hauerbrauer, die für die Stadt und landeinwärts brauten, eine Bierprobe ein. Alles Bier, das nicht gute Farbe und guten Geſchmack hatte, laſſen jetzt die Bierprüfer ohne Gnade in die Flethe laufen, ſo daß die Stadt wohl verſorgt iſt. Aber für den Verſand nach ſeewärts hielt man die Bierprobe bis jetzt noch nicht für nöthig, und ſo treiben die Bierhändler ihr altes Weſen weiter. Doch die Marktvögte in Flandern ſchütteten ihnen ſchon ganze Braue in den Hafen und verbrannten die Tonnen am Pranger. Schon kamen deswegen von manchen Städten böſe Briefe an den Rath, und wenn wir tüchtig in dieſelbe Kerbe ſchlagen, dann ſetzen wir es hoffentlich durch, daß ein regelmäßig Brauamt aufgerichtet wird, wo ein Jeder, der Knechte hält, ſelbſt gelernt und als Knecht gedient hat."

„Siegfried," wandte er ſich jetzt lebhafter an ſeinen Gefährten, „ich ſage Euch, iſt das erſt geſchehen und ſind die etlichen Hunderte von Brauern erſt Amtleute wie wir, — denn das Amt muß wohl hundert und

mehr Brauhäuser eingehen lassen, wenn sich Einer mit dem Andern nähren will,[65]) — ich sage Euch, dann brauchen sich die Aemter in Hamburg nicht vor dem Kaufmann zu verstecken. Dann werden wir nach dem Kaufmann die erste Rolle in Hamburg spielen, und mindestens ein Drittel oder die Hälfte der Rathmannen muß aus den Handwerkern gekoren werden."

„Aber, Werkmeister," unterbrach ihn Siegfried, „warum erregt es Euch so, daß das Brauwesen in Hamburg kein Amt bildet? Warum sollen wir andern Amtleute uns sonderlich darum quälen?"

„Junger Meister," sagte Tideke, „ich nehme es Euch nicht so übel, wenn Ihr also sprecht. Sprechen ja die alten erfahrenen Meister häufig nicht vernünftiger. Das ist ja eben das Unglück der Handwerker, daß Jeder nur an das Nächste denkt, nicht weiter sieht. Höchstens bedenkt er den Nutzen seines eigenen, ganzen Amtes. Und doch muß er auch die andern Aemter vor Schaden wahren. Ihr seid einer der wenigen Erleuchteten unter den Handwerkern; aber wenn Ihr noch in dieser Weise sprechen könnt, seid Ihr nicht reif zum Rathmann einer ganzen Stadt, ebenso wenig wie die meisten Handwerker. Wann wird der Handwerker aufhören, nur das Nächste, nur das Seine zu bedenken, wann wird er reif werden zum Rathen für das Ganze?! So gebt denn fleißig Acht und seht zu, daß Ihr mich versteht."

Siegfried nahm dem Knochenhauer diesen freundschaftlichen Unwillen nicht gerade übel, aber er be-

hagte ihm auch nicht ganz. Doch er hörte der Rede desselben wo möglich noch aufmerksamer zu, als jener also fortfuhr: „Wird erst ein Handwerk von der freien Nahrung ergriffen, so wird auch bald ein zweites und ein drittes davon erfaßt werden. Wir müssen dem Anfang widerstehen, nachher ist es zu spät. Jetzt fängt man mit der Brauerei an und macht eine freie Nahrung daraus. Auch die Tuchhändler haben in vielen Städten schon die Tuchmacher unterdrückt und sie zu hungrigen Weberknechten erniedrigt. Wer steht uns dafür, wenn es eines Tages Mode wird, daß jedes Haus ein Heiligenbild haben muß, oder wenn der heilige Vater in Avignon plötzlich viele tausend Heiligenbilder gebraucht, — wer steht uns dafür, daß sich reiche Leute nicht Malhäuser einrichten, sich geschickte Malerknechte miethen und sich von ihnen auf Tagelohn die Bilder fuderweise machen lassen, und dann lächelnd das Fett vom Ertrag der Arbeit abschöpfen, wenn sie die Bilder für schweres Geld verkaufen?“

„Werkmeister Tideke,“ erwiderte Siegfried, sich im Geheimen freuend, dem Knochenhauer auch einen Stich versetzen zu können, „diejenigen scheinen doch Recht zu haben, die da sagen, Ihr wärt ein großer Volksverführer und Ihr sprächt viel wilde Worte, um die Leute nach Eurer Pfeife tanzen zu lassen, aber Ihr locket sie damit nur auf die Leimruthe. Glaubt Ihr, Ihr hättet ein Kind vor Euch, daß Ihr mich damit erschrecken wollt, es könnten jemals Leute, die wohl

Geld, aber nicht die Kunstfertigkeit haben, Malhäuser errichten, daß ihnen die eigentlichen Meister darin als Knechte dienen? Geht mir mit dieser Thorheit. Es ist ja ganz undenkbar, nein, es wäre Wahnsinn, daß ein Mensch, der nichts vom Malen versteht, Bilder malen läßt und damit handelt."

„Nur nicht so hitzig, mein junger Meister. Da hab' ich Euch ja dahin gebracht, wohin ich Euch haben wollte. Ihr scheint mich vorher wirklich nicht verstanden zu haben. Das war der Sinn meiner ganzen Rede, was Ihr jetzt als so selbstverständlich aussprecht? Aber sagte ich es Euch nicht, daß die meisten Handwerker nur das Ihrige, das Allernächste verstehen. Sobald sich die Gefahr dem eigenen Vortheil naht, erkennen sie dieselbe, niemals bei dem fremden Schaden, der sie kalt läßt. Der Handwerker erkennt stets nur das Besondere, nicht das Allgemeine. Aber wer rathen will, muß es verstehen, die vielen einzelnen Dinge in Eins, ins Allgemeine zusammenfassen zu können. Dämmert es Euch nun endlich? Handelt es sich bei dem Brauwesen nicht ganz um dasselbe? Weil bis jetzt Malhäuser noch etwas Unerhörtes sind, darum glaubt Ihr, es wäre unmöglich, daß man einmal Malhäuser aufrichte? Vor fünfzig Jahren dachte man in Hamburg von den Brauhäusern ebenso. Das ist's ja gerade, daß die Bierhändler nichts vom Bierbrauen verstehen, wenigstens ebenso wenig wie ein Bilderbezahler vom Malen. So viel ich beurtheilen kann, verstehen diese Herren sogar von Bildern ebenso viel, vielleicht

noch mehr, als vom ordentlichen Heizen, vom Dörren und Umstechen des Malzes. Ihr seid ja Maler und habt die Bewunderer und Käufer über Bilder reden hören, vielleicht viel mehr, viel erhabener und, wie's scheint, verständiger, als den besten Meister. Was machen sie für ein Wesen in wunderlichen Worten vom zarten Duft der Farben, von schlechter Fernsicht, von kühnen Verkürzungen! Ja, sie tadeln sogar ganz dreist, als ob sie's besser machen könnten. Seht, ich bin ein einfacher Knochenhauer und kann nicht so hohe Worte machen, wie Jene, aber ich weiß, ob mir ein Bild gefällt oder nicht, und damit gut, wie ich weiß, ob mir ein Bier schmeckt oder nicht. Und am Morgen nach dem Rausch kann ich es ganz bestimmt sagen, ob das Bier gut war oder nicht. Aber darum sind doch Jene noch nicht fähig, Maler zu sein, oder ich ein Brauer. Seht, so steht's also mit dem Recht dieser Herren, Brauerei zu treiben. Die Lehrlinge müssen etwas verstehen, die Knechte müssen etwas mehr verstehen, nur die Meister, nein, nicht die Meister, die Herren brauchen nichts davon zu verstehen.

„Die Malhäuser waren nur ein gedachtes Beispiel, Meister Siegfried. Wie Ihr vorher nur bei dem Gedanken Euch entsetztet, so sollten sich alle Handwerker nur bei dem Gedanken daran entsetzen, daß solche Häuser einst den freien Handwerker vernichten können. Doch beruhigt Euch. Mit den Malhäusern hat es gerade noch keine Noth. Alle Händler handeln am liebsten mit dem, woran sie am leichtesten möglichst viel Geld

verdienen, und mit dem, wovon die Leute sehr viel schnell verbrauchen. Bilder hegt und pflegt man wie seinen Augapfel, aber man reißt auf Kleider und Schuh, man brennt auf Grapen und Kessel los, so daß sie nach einiger Zeit stets aufgebracht sind. Das sind Dinge, die alle Welt gebraucht, wie alle Welt Bier trinkt. Natürlich werden Häuser der Art, wie ich sie im Sinne habe, zuerst für die Dinge entstehen, die massenhaft verbraucht werden, woran die reichen Leute also am meisten verdienen können, wie Kleiderhäuser, Grapenhäuser, Schuhhäuser, Kesselhäuser u. s. w. Die Ausübung der Kunst gleicht einem dürren, fleischlosen Knochen, den man gern dem schaffenden Arbeiter ganz überläßt. Und salbungsvoll sagt ihm der Händler: Schafft, arbeitet, begeistert Euch nur tüchtig, dann empfindet Ihr den irdischen Hunger weniger. Unsere Arbeit gestattet es uns ja leider nicht, uns mit diesen Dingen zu befassen, uns zu begeistern, aber darum sind wir auch verdammt, an reichbesetzter irdischer Tafel mit ewiger Sehnsucht nach himmlischer Kost zu sitzen. Kommt nur, Ihr Künstler, begeistert wie Ihr seid, und kitzelt uns zuweilen ein wenig mit der Kunst, dann findet sich auch wohl dann und wann für Euch ein Plätzchen an unserer irdischen Tafel. Darum wird die Kunst stets Zunft bleiben, nie freie Nahrung werden; nur ein Künstler kann der Herr und Meister des werdenden Künstlers sein. Manche Kunst ist auch so wenig einträglich, daß sich nicht einmal eine Zunft für sie bildet. Seht die Pfeifer und Trompeter an, die

man als unehrliches Volk betrachtet, deren Söhne die Zunft aufzunehmen sich schämt. Ebenso die Schnitzerei. Seht Herrmann Schlichtekrull [66]) an, den das Amt der Kistenmacher zurückwies, und der doch die schönen Stühle für die Rathshalle geschnitzt hat. Ihn beschränkt keine Zunft; kein Handwerker und kein Kaufmann verkümmert ihm seine Nahrung. Er ist frei in seiner Weise; er begeistert sich und hungert!

„Siegfried, wenn die Kunst vielleicht auch am Wenigsten von der freien Nahrung bedroht wird, wir dürfen es überhaupt nicht dulden, daß diese Herren, ohne Meister zu sein, ein Gewerbe treiben. Ist die Gefahr auch noch fern, fern den meisten Aemtern, — wer weiter blickt, muß es bemerken, daß das Gift der freien Nahrung um sich frißt. Noch können wir's ersticken, denn das Uebel ist noch klein. Wir müssen die freie Nahrung und die freien Gewerbe ertödten, sonst tödten die freien Gewerbe die Zünfte."

„Nein," sagte Siegfried lebhaft, „lieber wollen wir Amtleute Jene tödten."

„Nicht so ungestüm, junger Meister," sagte Tideke. „Wartet damit, bis es so weit ist. Auch hier versteht Ihr mich noch nicht ganz. Drücke ich mich schlecht aus, oder bin ich mir selbst noch unklar über das, was ich meine? Jene tödten nicht die Einzelnen, sondern das ganze Amtsrecht. Das dürfen wir auf keine Weise zulassen, sondern wir müssen das Recht der freien Nahrung im Keim ersticken. Wehe uns, wenn es jemals umgekehrt wird. Dann werden die frommen

Handwerksknechte zu Tagelöhnern und die Meister dazu, ja zu Leibeigenen, wie Ihr es noch hier in Hummelsbüttel seht.“

Die beiden Wanderer waren mittlerweile in Hummelsbüttel angelangt, wo der Werkmeister Siegfried auf die niedrigen Hütten der hörigen Bauern aufmerksam machte und dann fortfuhr: „Die alten Leute erzählen noch, wie sie von ihren Großvätern gehört haben, daß in uralten Zeiten, vor zweihundert Jahren etwa, die Handwerker Hörige eines großen Herrn waren, wie noch heute die Bauern, Schäfer u. a. m., deren Söhne die Handwerker nicht in die Zunft lassen, um jedes unfreie Blut davon fern zu halten. Und hat ein solcher Knabe dennoch Zutritt ins Amt gefunden, zur Meisterschaft gelangt er sicher nicht. Auch diese Leute scheinen mir gefährliche Feinde der Zunft zu sein.“

„Das sind sie sicher,“ fiel Siegfried ein.

„Und zwar mit vollem Recht,“ sagte der Knochenhauer.

„Das sagt Ihr!“ erwiderte Siegfried, ganz entsetzt zurücktretend.

„Und das Unrecht, was darin liegt, habt Ihr nie gefühlt?“

„Es ist eine ehrliche Gewohnheit aller Zünfte des Reichs, wie könnte sie Unrecht sein?“

„Es gab eine Zeit, wo es keine Gewohnheit war, und ich halte es für eine sehr böse. Worin besteht das Recht zur Arbeit?“

„Darin," antwortete Siegfried zuverſichtlich, „daß der Handwerker nach den Gebräuchen der Zunft Lehrling, Knecht und Meiſter wird."

„Nein, ſo iſt's jetzt, und will's immer mehr werden, wie es ſcheint. Aber das natürliche Recht zur Arbeit beſteht darin, daß Jeder ſich davon nähren darf, was er leiſten kann."

Siegfried wollte erwidern, doch es unterbrach ihn eine laute Stimme, die alſo über den Weg ſchallte: „Heda, Knochenhauer! Wollt Ihr ſchöne billige Schweine, Ochſen und Schafe kaufen?"

Tideke und Siegfried wandten ſich um nach der Stelle, woher die Stimme kam, und erblickten vor dem Thor des verfallenen Hauſes von Hummelsbüttel einen Knappen, der einen Reifen um ein Wagenrad ſchlug. Durch den tiefen Koth der Dorfſtraße gingen ſie hinüber zu ihm, und Tideke fragte: „Nun, welchem Viehtreiber habt Ihr denn dieſe billigen Schweine und Ochſen abgezwackt?"

„Sie ſind in ehrlicher Fehde unter dem Banner meines Herrn genommen, des edelen Ritters Bruno von Hummelsbüttel. Wagt nicht wieder ſolche Fragen zu thun, ſonſt könnten wir leicht an Euch die Frage richten, wer es Euch geſtattet hat, auf unſerer Landſtraße mit einer ſo ſchweren Geldkatze frei und ungehindert einherzugehen?"

Dabei faßte der Knappe dem Knochenhauer unverſchämt an die Geldkatze und ſchlug freundſchaftlich einige Male darunter, daß die Pfennige darin luſtig klimpernd

hin und her sprangen. „Welch lustige Musik! Freund Knochenhauer, ich glaube, mein Herr würde Euch Eure Last gern auf dem weiten Wege etwas erleichtern, — —“

„Das ist ja der wendische Platenschlägerknecht,“ sagte jetzt Siegfried, den Knochenhauer hastig und erstaunt am Arm ergreifend.

„Jawohl, das ist der wendische Platenschlägerknecht, das Wunderthier,“ antwortete Wendelin, der's wirklich war, „der aus der Büttelei zu Hamburg entsprang, dann wieder in Hamburg mit dem dürren Kniper und dem dicken Swertute Brüderschaft trank, in Lübeck den Hamburgischen zum zweiten Male entschlüpfte, der den Amtleuten von Hamburg und allen Seestädten und dem ganzen Rath von Hamburg noch manches Schnippchen schlagen wird.“ Dabei legte er die ausgebreiteten Finger an die Nase und sah die beiden erstaunten Hamburger verschmitzt an, und fuhr zu Siegfried gewendet fort: „Und Ihr seid der fromme Meisterknecht, vielleicht als Meistersöhnchen gar schon Meister, der da meinte, ein wendischer Knecht dürfe froh sein, wenn ihm der Rath um Gottes Willen eine elende Freimeisterstelle für Flickarbeit gäbe, der gut genug wäre, als Brauerknecht, Salzträger oder Flethenkieker [67]) sein spärliches Kummerbrod zu essen.“

„Guter Freund!“ fiel der Knochenhauer ihm hier in die Rede, „seid nicht so bitter. Haben's die Aemter gerade auf Euch abgesehen? So wenigstens sprecht Ihr. Geht es nicht Hunderten so wie Euch? Kann

Meiſter Siegfried und ich das allein ändern bei allem guten Willen?“

„Und wenn es Tauſenden ſo geht, wie mir, und noch zehnmal ſchlimmer, darum wird Unrecht noch lange kein Recht. Es iſt Euer Glück, daß Ihr Hamburgiſche Amtleute ſeid, denen die Edlen Frieden halten wollen, ſo lange ſie mit dem Rathe in Hader liegen; ſonſt ſolltet Ihr hier nicht ſo frei und ungeſtraft auf der Landſtraße wandern. Aber Eurem Altgeſellen, Meiſter Siegfried, dem ſagt nur, wenn er jemals noch wandern ſollte, oder wenn er jemals als Meiſter auf einen freien Jahrmarkt zieht, er ſoll niemals Frieden bei mir haben, und wenn König, Herzöge und alle Grafen der Welt den Aemtern Hamburgs Urfehde geſchworen haben. Ich habe ihm einen Staupenſchlag zugedacht mit einem Staupbeſen, zehnmal größer als der größte des Büttels zu Hamburg, und hundertmal ſtärker geſtrichen, wie nur der erſte Schinderknecht des Teufels ſelber es vermag, und ſollte er darob am Leben verzagen.“

„Junge, Junge,“ ſagte der Knochenhauer lachend. „Du weißt, die Nürnberger u. ſ. w. Aber nimm Dich in Acht vor dem Ausreitervogt und den reitenden Dienern. Faſſen ſie Dich, der höchſte Galgen iſt Dir ſicher.“

„Meiſter Knochenhauer,“ gab ihm der Wende zurück, „Ihr wißt, die Hamburger hängen auch Keinen, ſie haben ihn denn zuvor. Kommt nur heraus mit

Euren reitenden Dienern; die Viehtrift, die nach Hamburg soll, zahlt uns doch den billigen Zoll."

„Zu diesem Zoll gehören auch wohl die Schweine, die Euer Herr zu verkaufen hat? Wißt, ich bin der Werkmeister der Knochenhauer und darf nicht gut mit bösem Beispiele voran gehen, wenn ich nicht beschwören kann, ich hätte es nicht gewußt, daß es Raubgut ist. Anders muß ich ein Jahr aus dem Amt.[68]) Treibt's nur nach der Stadt oder verkauft's einem Viehtreiber; dann kaufen's die Knochenhauer und essen's die Bürger von Hamburg mit gutem Gewissen."

„Und seid Ihr der Werkmeister des Knochenhauer-amts von Hamburg, dann habt Ihr hier in kleinen Dingen gegen den Rath ein zart Gewissen, aber für größere Dinge habt Ihr's vorläufig eingesalzen und in den Rauch gehängt, da verrathet Ihr die Stadt für eine Wurst und einen Schinken."

„Kerl," sagte der Knochenhauer, jetzt ernst, fast ärgerlich werdend, „thue er seine Arbeit und halte Frieden mit den Leuten, mit denen es ihm befohlen ist. Rede Er nicht von Dingen, die Er nicht versteht. Nur hüte Dich vor dem Ausreitervogt."

Damit ging Tideke, seinen Begleiter mit sich ziehend, von dannen, um alle weiteren Erörterungen abzuschneiden, und machte einige Einkäufe in Hummelsbüttel, während der Wende wieder an seinem Rade hämmerte, den beiden Hamburgern noch einige kräftige Scheltworte nachschickte und dann ein lustig Spottlied über die Städter sang.

Als sie wieder aus Hummelsbüttel gingen, nahm Tideke das abgebrochene Gespräch auf und bewies Siegfried an dem Beispiel des eben von ihnen verlassenen wendischen Knechts, wohin die Ungerechtigkeit und die Härte mancher Zunftgewohnheiten den Menschen triebe, daß Jener sicher niemals ein so verwegener und unverschämter Wegelagerer und Ausreißer geworden wäre, wenn er sich von der Arbeit seiner Hände eigen Feuer und Rauch halten könne. Aber nur schwer wollte Siegfried die Ungerechtigkeit dieses Zunftgebrauchs einleuchten. Doch Tideke versicherte ihm, daß es ihm selber auch lange so ergangen sei.

Endlich kamen sie auch im ferneren Verlauf des Gesprächs auf den Ausschluß der Unehelichen von der Handwerksarbeit und der Zunft. Siegfried vermochte auch davon das Unrecht nicht einzusehen. Doch Tideke sagte ihm ernst und feierlich: „Auch mir hat das früher nie scheinen mögen, wie wir Alles, das uns nicht selber berührt, kaum begreifen. Aber da ist in meiner eigenen Familie ein Fall vorgekommen, der mir in den letzten Wochen viel Kummer bereitet hat. Tag und Nacht sann ich darüber nach, wie die Zunft diese Leute weniger ungerecht behandelte, wenigstens nicht das an den Kindern straft, was die Eltern gefehlt. Aber wen soll man strafen, wenn die Eltern Wenden, Pfeifer, Schäfer sind? Wenn diese, die arbeiten können, nicht ihr eigen Handwerk treiben dürfen, warum sollen die Brauhausherren, die selber nicht brauen können, diesen Elenden nicht Arbeit geben? Was ist

Recht, was ist Unrecht darin? Wohin ich blicke, wie ich's auch durchdenke und zerdenke, überall geht's nicht glatt, überall bleibt Unrecht zurück. Da mag der Henker Werkmeister sein!

„So liegt mir seit Wochen der unglückliche Klaus, der Schreiber von Harsefeld, in den Ohren, denn er hat kaum trügliche Beweise, daß er meines Bruders Werner, der am schwarzen Tode starb, unechter Sohn ist. Er hätte am Liebsten ein Handwerk gelernt, aber keine Zunft nahm ihn auf. Zum Pfaffen hatte er keine Ausdauer. So zieht der unglückliche Mensch umher, von Ort zu Ort, überall als nicht vollberechtigt angesehen, Schmähungen ausgesetzt, die er nicht verdient hat, und liegt jetzt dem Schmied Schütt halb zur Last, dessen Schwiegerin ihn einst aus kurzsichtiger Habsucht bei sich behielt und groß zog. Wer ist die Mutter des Elenden? Ich war zu jung zur Zeit des schwarzen Todes, um alles, was um mich vorging, begreifen zu können, und mein Gedächtniß kann sich nicht auf jedes Einzelne zurückbesinnen. Der schwarze Tod hat die meisten Zeugen dahin gerafft und die Lebenden wissen keine Auskunft zu geben. Ich habe wohl Vermuthungen und ich bemühe mich, die Spur dieses dunklen Geheimnisses aufzuklären, doch vergebens. Ich wollte auch ehrliche Leute nicht leichtfertig kränken. Das ist's, was mich in der letzten Zeit vielfach auf Gedanken gebracht hat, die sich mit Amtsgewohnheit und Handwerksbrauch nicht vertragen. Den meisten Meistern sind diese Gedanken, nur leise in tiefster Brust gehegt, schon ein

ſchwarzer Verrath. Was mein Bruder an Klaus geſündigt, ich ſuche es gut zu machen, ſo weit ich kann. Die Aemter haben viel Schreiberei nach außen in dieſer Zeit. Vielleicht kann er der Schreiber der Wittigſten werden, wenn der Rath gezwungen wird, die Worthalter der gemeinen Bürger regelmäßig zu befragen. Ein ſolches Amt kann einen unechten Mann vertragen, eine Zunft nicht, denn die Zünfte, ſagt man, ſollen ſo rein ſein, als wären ſie von den Tauben geleſen.“ [69])

Alſo mit einander ſprechend, machten die beiden Männer zuſammen die Reiſe durch eine Reihe von Dörfern. Als ſie ſich wieder der Stadt näherten, war der Abend ſchon vollſtändig hereingebrochen. Vor ihnen hob ſich vom dunkeln, ſternenloſen Abendhimmel die noch dunklere Stadt kaum merklich ab, aber klar bezeichnet durch die hellen Fenſter der hohen Thurmwohnungen und der dahinterliegenden Häuſerreihen. Nur vorſichtig taſtend mit Fuß und Stock konnten ſie ſich im rechten Wege halten, bis der ſchrille Ton einer kleinen Glocke ſie daran erinnerte, daß ſie den Wohnungen der Ausſätzigen, die im Siechenhauſe von St. Georg in gemeſſener Entfernung von der Stadt ihr elendes Daſein friſteten, zu nahe gekommen ſeien. [70]) Ein wenig erſchreckt bogen ſie links ab und wanderten im tiefen Schweigen, Jeder mit ſeinen eigenen Empfindungen beſchäftigt, an den geſpenſtiſch ragenden Gerüſten des Hochgerichts vorbei auf das nahe Steinthor zu.

Selbſt der Lärm der Stadt, der ihnen in der Steinſtraße hundertfach entgegendrang, vermochte nicht,

ihre ernsten Gedanken zu verbannen, so daß sie, ohne zu sprechen, bis in die Nähe des Beginenconvents gelangten, wo der Knochenhauer seinen Gefährten nach einer kurzen Ermahnung zur Standhaftigkeit verließ, um rechts abzubiegen, wo er bald darauf in einem der Domhöfe verschwand.

Als Siegfried in seiner einsamen Wohnung ankam, fand er den im Gelderſen'schen Hause vergessenen Hoyken vor und darin einen Brief Mariens, die ihm mittheilte, daß sie festhalten würde an ihm bis zum letzten Athemzuge. So wenig sie für die Empörung der Aemter glühe, sie könne jetzt nicht umhin, ihn zu ermuntern, bei einem Aufruhr den Roland zu stürzen, damit der Wille der Mutter gebeugt würde. Sie hoffe ihn vielleicht in der nächsten Zeit in der Zelle der Meisterin der Beginen, ihrer Muhme Elsbeth, zu sehen. Hartwig aber, der über die Maßen unglücklich sei über Siegfried's Abweisung, solle auch ferner der Liebesbote sein.

Erschöpft suchte Siegfried sein Lager auf, aber er fand wenig Ruhe. Die Gedanken, die ihn am Tage bewegt, jagten immer wieder in wilder Empörung durch seine Seele. Auch Tideke's gewaltige Art zu sprechen, hatte ihn mächtig angeregt und Manches in ihm wachgerufen, was ihm sonst meilenfern lag. Und doch, wenn er Alles reiflich überdachte, konnte er nicht umhin, Jenem in vielen Dingen Recht zu geben. Die Zunft war also nicht das vollkommenste Muster guter Ordnung, selbst dem eifrigsten Worthalter der-

ſelben? Es wurde ihm jetzt deutlich, wie Meiſter Bertram, der biedere Zunftmeiſter, an ſeinen eigenen künſtleriſchen Beſtrebungen häufig ſpöttiſch hatte mäkeln können. Denn durchbrach nicht die Kunſt die Schranke der Zunft? War nicht auch zwiſchen Kaufmann, Rathmann und Handwerker, wenn keine geſetzliche, ſo doch eine gewohnheitsmäßige Schranke, die er bei ſeinem Werben nicht beachtet? Und hatten dieſe Schranken nicht ein gewiſſes Recht? War es nicht Verwegenheit, ſie überſchreiten zu wollen, wenigſtens ohne Kampf?

Er wollte dieſen Kampf wagen, wollte alle Hinderniſſe überwältigen, um den köſtlichen Preis zu erringen! Dann ſchien es ihm wieder, als wäre ihm das Glück nicht gar ſo ungünſtig, wenn er bedachte, wie leicht, wie ſchnell es ihm ermöglicht war, die Meiſterſchaft glänzend zu erwerben, wenn er erwog, wie viele Hunderte von fähigen, tüchtigen Menſchen durch dieſelben Geſetze unglücklich wurden, die ſo Manchen und auch ihn leicht und glücklich hoben und durch den harten Kampf des Lebens dahingeleiteten. Was dem Einen Glück bringt, daſſelbe bringt dem Andern Unglück, ſo klang's in ſeinem Herzen. Zum reinen, ungetrübten Glück iſt dem Menſchen das Leben nicht gegeben, ſondern zum Kämpfen, zum Ringen, ſich durchzuwinden und durchzuſchlagen zwiſchen Leid und Freud, zwiſchen Trübſal und Glück. Er hatte gehofft, die Schranken der Sitte leicht zu überſpringen, wie ihm Vieles ſo leicht gelungen war. Seine Seele faßte ſich, ſammelte und beruhigte ſich jetzt in dem Gedanken,

daß ihm das Glück bei treuem Ausharren doch noch hold sein würde.

Endlich gegen Morgen schlief er ein. Aber bunte Träume beunruhigten seinen Schlaf. Er sah, wie er und Marie den Roland an die Hand faßten, und wie der alte Held willig zu ihnen herunterstieg. Aber auf den leeren Sockel stieg stolz und majestätisch Frau Gelderſen. Er selbst versuchte sie herunterzuziehen, doch vergebens. Da half ihm Marie, doch auch vergebens. Herr Vicko kam, der junge Vicko kam, der Guardian kam, Muhme Elsbeth kam, sie Alle zogen einzeln und vereint, aber die stolze Frau wich nicht. Endlich als Alle ihre Bemühungen eingestellt hatten, da erschien der kleine Hartwig, und mit dem kleinen Finger bewegte er die sonst so starre, unbewegliche Frau.

Fünftes Capitel.

Nachdem Siegfried das Gelderſen'ſche Haus verlaſſen, entſtand dort eine Scene, wie ſie der Rathmann niemals bisher mit ſeiner Frau erlebt hatte. Wenn Vicko von Gelderſen auch nicht gerade dafür eingenommen war, daß ſeine Tochter einen Handwerker heirathete, ſo konnte er doch den maßloſen Vorwürfen, die jetzt ſeine Frau über ihn und den jungen Malermeiſter ausſchüttete, nicht gut anders begegnen, als daß er ſich und jenen zugleich vertheidigte, wodurch jene nur um ſo aufgeregter wurde. Herr Vicko erklärte endlich, daß er ſeiner Tochter in Herzensangelegenheiten durchaus keinen Zwang anthun würde, und daß er dem jungen Malermeiſter weiter nichts Uebles nachſagen könne, ſondern ihn für einen ehrenwerthen Mann halten müſſe. Marien gegenüber erklärte er ſpäter, daß er aber auch vorläufig auf ſeine Gattin keinen Zwang ausüben würde, ſondern daß er es der Zukunft und dem Himmel anheimſtelle, ob ſie ihren ſtarren Sinn endlich beugen würde. Der Schwur bei der Rolandsſäule ſei durchaus thöricht und in der Uebereilung geſchehen, ſo daß ſie ihn jeden Augenblick

zurücknehmen könne, was ihr kein Priester verargen, vielmehr hoch anrechnen werde.

Fast noch unglücklicher als Marie war Hartwig, als er aus der Schule kam und hörte, daß sein lieber Siegfried nicht mehr wiederkommen würde. Er bedauerte es um so mehr, da er dann wahrscheinlich auch nicht zu Siegfried in die Lehre kommen würde. Er ließ es sich nicht nehmen, Siegfried den vergessenen Hoyken selber zu bringen, sowie den Brief seiner Schwester. Außerdem versprach er Marien, daß er täglich den lieben Gott bitten wolle, er möge das Herz der Mutter erweichen.

Gegend Abend entfernte sich Marie unter einem Vorwande aus dem Hause und ging zu ihrer Muhme Elsbeth in den Beginen-Convent. Diese war eine gute, treue Seele, die von allen Kindern des Gelderſen'schen Hauses geliebt und geehrt wurde. Sie sahen dieselbe aber leider nur selten, denn Elsbeth, deren Gemüth die Güte und Sanftmuth selber war, konnte sich mit Frau Gelderſen durchaus nicht stellen. Was die Begine an Milde und Bescheidenheit fast in zu hohem Maße besaß, das fehlte ihrer Schwägerin im höchsten Grade. Während die Frau des Rathmannes eine Gesundheit hatte, die durch nichts zu erschüttern war, die fast des Aergers und des Streites wie einer kräftigen Nahrung bedurfte, war die Begine äußerst kränklich und scheute vor der geringsten Aufregung zurück. Früher hatte sie es oft versucht, bei den häuslichen Zwisten des Rathmannes die Vermittlerin zu spielen, doch als sie

keinen Dank dafür erntete, ſondern im Gegentheil Undank dazu von ihrer Schwägerin, da hatte ſie das Haus gemieden und war nur bei beſonderen Gelegenheiten in die Reichenſtraße gegangen, und auch dann nur auf möglichſt kurze Zeit. Für die Kinder war es ſtets ein Freudenfeſt, wenn die gute blaue Muhme, wie man ſie nach der blauen Kleidung der Beginen gern nannte, zu ihnen kam. Jedesmal wurde ſie vom Rathmann und den Kindern gebeten, häufiger zu kommen, aber vergeblich. Hartwig und Marie hatten ſie mitunter im Convent beſucht, was jener ſtets große Freude bereitet hatte. In der letzten Zeit hatten Beide dieſe Beſuche faſt ganz verſäumt, wovon Siegfried die Urſache geweſen war.

Jetzt aber in ihrer Herzensnoth wußte Marie keinen beſſern Rath, als zu Frau Holdenſtede zu gehen. Von ihr war noch Niemand betrübt und ungetröſtet gegangen, denn für Jede hatte ſie ein freundliches Wort und, ſoweit es in ihrer Macht ſtand, auch die helfende That bereit. Daher ſuchte die Nichte auch jetzt Troſt und Hülfe bei ihr.

Die Pförtnerin öffnete die Thür in der den Convent umgebenden Mauer, und Marie eilte auf das etwa vierzig Schritt dahinter liegende zweiſtöckige Giebelhaus zu.[71]) In der Küche fragte ſie eine der Schweſtern, ob die Meiſterin anweſend wäre, und als ihr das bejaht war, ging ſie die Treppe hinauf und trat in die Meiſterinnenzelle.

Ein zweiarmiger, ſilberner Leuchter erhellte das

kleine Zimmer genügend, an deſſen Wänden nur einige ſchwere Stühle und eine Schlafbank mit blauen Kiſſen ſtanden. Eine geſchnitzte Lade und ein Kannenbort mit zinnernen Tellern und Bierkrügen, — denn auch die blauen Schweſtern ſtärkten ſich damit, — ſowie ein Bücherbort mit einigen ſchweinsledernen Bänden, von der Hand der fleißigen Beginen geſchrieben, vollendete die Ausſtattung des Zimmers.[72])

Die Begine ſaß gerade auf ihrem großen Lehnſtuhle vor dem Tiſch und ſchrieb ſelbſt an einem ähnlichen Buch, wie ſie im Bücherbort ſtanden. Als Marie eintrat, erhob ſich dieſelbe, und die Feder fortlegend, eilte ſie freudig erregt auf Marien zu, ergriff ihre beiden Hände, küßte ſie und ſagte im herzlichen Tone: „Sei mir tauſendmal willkommen, liebes Kind! Du biſt mir ein gar ſeltener Beſuch geworden! Wäre Hartwig neulich nicht einmal gekommen, dann würde ich meinen, in der Reichenſtraße hätte man mich längſt vergeſſen.“

Damit küßte ſie ſie noch einmal herzlich auf Mund und Stirn, nahm ihr den Hoyken ab, und nachdem ſie denſelben fortgehängt, ging ſie wieder auf Marien zu, umarmte ſie und ſagte: „Nun mußt Du heute auch recht lange verweilen und mir erzählen, was Dich ſo lange fern gehalten hat. Aber, Kind, Du haſt geweint! Was fehlt Dir? Haſt Du wieder Streit mit der Mutter gehabt, oder hat die Mutter mit dem Vater geſcholten? Komm, ſetze Dich zu mir. Schütte mir,

wie Deiner getreuen Beichtmutter, Dein ganzes Herz aus, und erleichtert wirſt Du nach Hauſe gehen."

Damit zog ſie ſie mit ſich, ſetzte ſich ſelbſt auf den Lehnſtuhl, ſchob ſie auf einen kleinen Fußſchemel, der vor ihr ſtand, und ihr noch einmal die Stirn küſſend und Mariens Rechte mit beiden Händen haltend, forderte ſie ſie auf, nur Alles friſch weg zu erzählen.

Indem ſie ſich zurücklehnte, zuckte ſie ſchmerzlich zuſammen, aber ſie biß auf die Lippen und that, als wäre nichts geſchehen.

Es war ein rührendes Bild, die beiden Frauen ſo zu ſehen. Die Meiſterin war eine Frau von fünfzig Jahren. Es war eine zierliche, faſt kleine Geſtalt. Noch leuchteten die Spuren einſtiger Schönheit von ihrer Stirn und ihren Wangen, die freilich vom Gram durchfurcht erſchienen. Aus ihren dunklen Augen ſtrahlte ein unendlich milder Glanz, der für Augenblicke das ganze Geſicht erhellte, und den zuweilen ſelbſt ein freundliches Lächeln der Lippen begleitete. Man ſah ihr an, daß ſie hin und wieder von Kränklichkeit hart mitgenommen wurde. Ihre Finger waren zart und fein, nur die ſtärkeren Knöchel der Hände ſtachen merkwürdig gegen die zierlichen Finger ab. Es waren die letzten Spuren eines Gichtanfalles.

Mit zufrieden lächelndem Geſichte ſaß jetzt die Muhme da und fragte Marien: „Nun, mein liebes Kind, der junge Malermeiſter, der Dich in das ſchöne Bild geſetzt hat und, wie mir Hartwig ſagte, eigentlich mich hineinſetzen wollte, weil er Dein jugendliches Ge-

ſicht nicht aus dem Kopf treffen konnte, der hat wohl an allem Schuld, daß ich meine Nichte ſo lange nicht geſehen habe.“

Dabei hob ſie freundlich drohend und ſchelmiſch lächelnd den Finger. Und als Marie tief erröthete, fuhr ſie fort, ihr das Geſicht ſtreichelnd: „Nun, ſchäme Dich nur nicht, mein Kind, das iſt einmal der Lauf der Welt, daß ſchließlich die jungen Leute ſich nach einander ſehnen und darüber die Alten vergeſſen. Ich hab' auch ſchon öfter daran gedacht, daß es wohl Zeit mit Dir würde, und mich immer im Stillen darüber gewundert, daß Du noch nicht gewählt. Ich hatte ſchon an Dieſen oder Jenen gedacht, der wohl ein guter Mann für Dich ſein könnte. Schüchternen Leuten muß man die Gelegenheit etwas bereiten, damit ſie ſich näher kommen. Nicht wahr, mein Kind?“

„Muhme Elsbeth,“ ſagte Marie jetzt erſtaunt, „thuſt auch Du das?“

„O ja, warum ſollte ich das nicht auch verſtehen, wie andere Frauen? So abgeſtumpft ſind wir hier nicht im Beginenconvent, wie es die im Harveſtehuder Kloſter ſein ſollen. Wir ſtehen ja nur mit einem Fuße im geiſtlichen Leben und können jeden Augenblick wieder ins weltliche zurücktreten. Darum wiſſen wir auch noch recht gut, was Euch Weltkindern Noth thut.“

„Muhme Elsbeth, die, welche ſich lieb haben, werden ſich das auch wohl ohne Vermittler ſagen können.“

„Doch nicht immer. Eine böſe Mutter, die ſpähen-

den Augen der Welt lassen oft ein schüchternes Paar, das vor Liebesgluth zu einander vergehen möchte, nicht zur Annäherung kommen. Eine verständige Alte macht dergleichen am Besten. — Nun, wie steht's mit Deinem Herzen?"

„Ja, Muhme, Du hast Recht," sagte Marie nach einigem Zögern. „Der junge Malermeister war's, der mich fern hielt von Deiner stillen Zelle, und er ist's, der mich heute wieder in dieselbe führt." Und darauf erzählte sie der Meisterin Alles: wie sich ihr Verhältniß zu Siegfried entsponnen, wie die Liebe in ihrer Beider Herzen erwuchs, wie sie sich in der Maria Magdalenen-Kirche versprochen, wie heute Siegfried von der Mutter so schimpflich abgewiesen und auf die Zeit vertröstet wäre, wo die Rolandssäule nicht mehr stände.

Die Muhme hörte Alles ruhig und mit großer Theilnahme an, und obgleich ihr Gesicht noch den Grundzug der Milde und Freundlichkeit bewahrte, so überzog dasselbe doch allmälig ein Hauch der Trauer, und den seelenvollen Glanz des Auges verschleierte die werdende Thräne. Sie nickte häufig mit dem Kopfe, schüttelte ihn auch zuweilen und verfiel schließlich in ein tiefes Sinnen. Und als Marie geendigt hatte, sagte die Muhme: „Du armes gutes Kind, was mußt Du noch Alles erdulden! Aber verzage nicht! Die heilige Maria Magdalena scheint Dir hold zu sein, da sie Euch vor ihrem Altar die Gelegenheit bereitete, Eure Herzen einander zu offenbaren. Hoffe auf die

heilige Nothhelferin, sie wird Dir auch ferner helfen. Sollte sie dem geschickten Meister, der ihr ein so herrlich Bild gemalt hat, nicht dankbar sein? Sollte ihr, die so viele Wunder gewirkt, die Todte erweckte und Säuglinge auf den nackten Felsen erhielt, die durch die Kraft ihres Gebetes in der Luft schwebte, als sie dem Gesang der Engel lauschte, sollte sie nicht auch das Herz Deiner Mutter erweichen können?"

„Sie sollte nur lieber gleich die Rolandssäule selbst umstürzen!" sagte Marie lebhaft. „Mag dieselbe auch ein noch so altes und ehrwürdiges Wahrzeichen dieser Stadt sein. So gern ich einst als Kind davor gespielt, mit wie großer Ehrfurcht ich sie als Jungfrau betrachtet habe, seit heute Morgen ist's mir, als müßte sie bald fallen."

„Mein Kind, schwer ist's, ein solches altes Wahrzeichen zu beseitigen, wenn die Leute auch selber nicht mehr wissen, was es soll, und warum es dort eigentlich steht. Mit Sorgfalt erhält man es, setzt ihm stückweise die verfaulten Arme und Beine ein,[78]) und ist es gar zu alt und morsch geworden, dann ersetzt man es mit einem neuen, wie es in meiner Kindheit geschehen ist. Aber mache Dir keine Hoffnung darauf, selbst wenn der Roland fiele, — so wie ich Deine Mutter kenne, sie würde auch dann nicht nachgeben."

„Aber, Muhme Elsbeth, dann wäre sie ja treulos, wortbrüchig und meineidig im höchsten Grade. Und das kann ich von meiner Mutter nicht glauben!"

Die Muhme beruhigte sie mit freundlichen Worten,

ihr alles Beſte wünſchend, und dann kam ſie wieder auf das Bild Siegfried's zurück, denn die Meiſterin der Beginen war noch nicht alt genug, als daß es nicht ihrem Stolz geſchmeichelt hätte, daß der Maler eigentlich ihr Geſicht in ſein Meiſterwerk geſetzt hatte.

„Hartwig hat mir viel von Siegfried Bunſtorp erzählt," ſagte ſie, „und ich habe mit Erſtaunen vernommen, daß meine Züge ihm zuerſt anſtatt der Deinen in die Hand kamen. Ja, mein gutes Kind, wir ſahen uns wohl in der Jugend ziemlich ähnlich. Auch unſer Schickſal ſcheint ſich ähnlich anzuſpinnen. Gebe der Himmel, daß es nicht ähnlich ende!"

Damit neigte ſie ſich liebkoſend zu der Nichte hernieder, und eine Thräne rollte über ihr Angeſicht. Erſchrocken blickte Marie zu ihr auf, und als ſie ſah, wie die Muhme beide Hände krampfhaft auf ihr Herz preßte, als wolle ſie die Schläge deſſelben bändigen, da ſprang ſie ängſtlich auf, und ſie umfaſſend, fragte ſie liebreich, was ihr wäre.

„Nichts, nichts, mein Kind, es war nur eine trübe Erinnerung, die aus dem Grabe emporſtieg bei der Erzählung Deines Leids, und die mich von Neuem mit Schmerz erfüllte. Aber es iſt ſchon vorüber, Kind!" Ihre Züge erheiterten ſich bald, und dann ſagte ſie: „Marie, Dein Auserkorener gefällt mir. Ich habe ihn zwar noch nicht geſehen. Aber nach dem, was Hartwig mir von ihm erzählt hat, muß er ja ein außerordentlicher Menſch ſein, und darnach verdenke ich es Dir keinen Augenblick, daß Du Vorurtheile des

Standes kühn bei Seite gesetzt hast und dem eigenen Herzen folgst. Ich habe den Menschen schon lieb gewonnen, bevor ich ihn gesehen habe. Bringe ihn doch hierher, ich möchte ihn sehen."

Bei diesen Worten leuchtete ihr Auge von einem Glanze, der nicht mehr jenem milden, ruhigen Glanz des Mitleids und der Barmherzigkeit glich, sondern welcher glühte und strahlte, wie das Auge eines Menschen, der vom Glück der Liebe beseelt ist, oder dessen Seele der Gedanke großer Thaten durchzieht. Ihr ganzes Gesicht nahm einen kühnen und verklärten Ausdruck an und schien an Rundung zu gewinnen. Die Furchen von Stirn und Wangen verschwanden und waren nur noch an einigen leichten Linien kenntlich, die man nur in der Nähe wahrnehmen konnte.

Die Nichte war lebhaft betroffen von der ganzen Wandlung im Wesen der Muhme und von ihrer warmen Theilnahme für Siegfried. Obgleich sie es im Innersten ihres Herzens gewünscht hatte, hier bei der Muhme sich mit Siegfried treffen zu können, so heuchelte sie jetzt doch mit der allen Evastöchtern eigenen Klugheit ein geschicktes Erstaunen und sagte: „Muhme Elsbeth, darf ich das thun? Was würde die Welt sagen?"

„Die Welt braucht sich ja nicht darum zu kümmern. Laß das meine Sorge sein, mein Kind. Traue der Muhme! Sie wird dafür sorgen, daß das, was geschieht, in Ehren geschieht. Komm hierher zu mir, und sieh

bei mir den Geliebten Deines Herzens, damit Dein Herz nicht ganz verzage."

„Nun, Muhme, herzlich gern thue ich es und ſage Dir tauſend, tauſend Dank dafür." Und nachdem ſie die Hände der Meiſterin mit Küſſen bedeckt hatte, fuhr ſie ehrlich fort: „Ich wünſchte es eigentlich ſelbſt, hier mit Siegfried zuſammenkommen zu können, und kam deswegen zu Dir, hielt es aber für beſſer, daß Du mir dies anböteſt. Verzeihe mir meine Unaufrichtigkeit. Ich wußte nicht, daß Du ſchon ſo für meinen Siegfried eingenommen wäreſt, und daß Du ſelber ihn zu ſehen wünſchteſt. Muhme, wie himmliſch ſchön ſahſt Du aus, als Du vorhin meinen Entſchluß belobteſt, bei Siegfried ausharren zu wollen. Wie ſahſt Du ſo jugendfriſch und ſtolz aus, als wäreſt Du viele Jahre jünger. Hätte Dich Siegfried ſo geſehen, er hätte Dich als Maria Magdalena paſſender als mich gemalt."

„Schmeichlerin! Ja man hätte mich nur früher ein wenig mehr lieb haben und mir mehr Freude bereiten ſollen, ich wäre nicht vor der Zeit alt geworden," ſagte die Muhme lächelnd, und einen Augenblick blitzte wieder die ſtolze, freudige Miene auf. „Und, Heuchlerin, die Du ſo liſtig die alte Muhme dazu bringen wollteſt, Deinen Wünſchen zuvorzukommen. Ja, ja, aber ſo iſt die Welt, und ſo will die Welt einmal genommen ſein. Wer mit der Thür ins Haus fällt und die Wahrheit gerade herausſagt, iſt dem lieben Gott angenehm, auch einigen wenigen, ſehr vernünftigen

Menſchen, aber durch die Welt kommt er nicht damit, oder es geht ihm nicht gut dabei, was ja daſſelbe iſt. Hier bei der alten Muhme aber, mein gutes Kind, da kannſt Du ruhig Deine Meinung und Deine Wünſche gerade heraus äußern. Sie hat genug erfahren in der Welt, ſie hat unendlich viel gelitten und geduldet und hat ſich auch einigermaßen mit den Widerſprüchen des Lebens abzufinden geſucht. Dein Wunſch, Deinen Geliebten zu ſehen, iſt ja nur zu natürlich. Hat ihn die heilige Maria Magdalena vor ihrem eigenen Altar gewährt, warum ſollte ich es nicht? Würdeſt Du von mir verlangen, daß ich Unbilliges dulden und geſtatten ſoll, dann würdeſt Du bei mir entſchieden Widerſtand finden. Aber ich denke, es iſt beſſer jungen Leuten zu erlauben, den natürlichen Neigungen ihres Herzens zu folgen, wo Neigung und Sitte noch Hand in Hand gehen können. Wo das natürliche Streben gewaltſam unterdrückt und in die hergebrachten Regeln der Welt gezwängt wird, da bricht ſich die natürliche Neigung einſt um ſo ſtürmiſcher Bahn. Und wehe, geſchieht es im Alter! Trotz aller Ungebundenheit fühlt ſich die Jugend doch ſtets gebundener, als das reifere Alter. Sie kann den Bruch der Sitte, iſt er nicht zu arg, noch ausheilen und vernarben laſſen, aber überſchreitet das Alter einmal die Schranken, der Bruch und Riß iſt unheilbar fürs Leben."

Die Nichte blickte die Muhme groß an, denn ſie konnte ihr nicht ganz folgen, als dieſelbe ſich in immer

höhere Worte verlor und schließlich, sie kaum noch beachtend, wie der engen Zelle entrückt, gesprochen hatte.

Die Meisterin machte eine Pause und sah die großen, gläubigen Augen ihrer Nichte und bemerkte zugleich, wie sie ihren Worten nicht mehr folgen konnte. Die Meisterin war wieder in ihren Ernst zurückgefallen, und sich dann plötzlich besinnend, sagte sie: „Du sagtest vorher, Meister Siegfried hätte mich passender als Maria Magdalena gemalt. Du hast nicht bedacht, was für ein ernstes Wort Du damit ausgesprochen hattest. Du wolltest der blauen Muhme wohl etwas Angenehmes sagen, aber Du hast ihr etwas furchtbar Wahres gesagt."

Alle Freundlichkeit entwich bei diesen Worten aus ihrem Gesichte, ja selbst Marie erschrak, während sie eben noch gedacht hatte, daß ein klein wenig Eitelkeit bei der Muhme mit im Spiel sein könnte. Aber immer mehr verfinsterten sich jetzt die Züge der Meisterin, und plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus, und schluchzend stieß sie die Worte heraus: „Ja, ich bin eine große, große Sünderin. Ich bin nicht werth, daß mich Gottes Sonne bescheint, denn eine Sünde hat alle meine Ehrlichkeit und Güte zu nichte gemacht. Alle guten Werke, die ich je gethan habe mit Beten und Fasten, mit Almosengeben und Nachtwachen und Kasteien, sie können diesen einen Frevel nicht wieder gut machen."

Marie erhob sich, hielt das Haupt der Muhme

und suchte sie zu trösten und zu beruhigen, so gut sie konnte. Und als endlich der Strom der Thränen versiegte, und sich ihr gepreßtes Herz etwas erleichtert fühlte, sagte sie zu der Nichte: „So, jetzt setze Dich wieder zu meinen Füßen. Du sollst meine ganze Leidensgeschichte hören, die selbst Dein Vater nicht weiß; selbst ihm, meinem Bruder, mochte ich sie nicht anvertrauen. Nur der Vetter Gelderſen, der jetzige Guardian des Maria Magdalenen-Klosters, weiß dieselbe; und auch ihm hätte ich sie nicht anvertraut, wäre er nicht ein Geistlicher.

„Ich war ein Mädchen, noch etwas jünger als Du, da lernte ich einen stattlichen Brauerssohn in Hamburg kennen, Werner Bickelstedt, den Bruder des jetzigen Werkmeisters der Knochenhauer. Werner Bickelstedt war mir wohl gewogen, und ich ihm. Einst beim Maifest wurden wir einig, einander für immer angehören zu wollen. Er war der älteste Sohn eines reichen Brauers in der Steinstraße und sollte selbst das Brauhaus übernehmen. Mein Vater, der viel von dem schlichten Sinne des Deinigen hatte, war wohl damit einverstanden, aber unüberwindlichen Widerstand fand ich bei meiner Mutter. Dieselbe war nämlich die Tochter eines Lüneburger Sülfmeisters, der viele Pfannen der Sülze besaß und von seinen Renten in süßem Nichtsthun leben konnte. Obgleich es nun ein Hamburgischer Kaufmann allezeit mit einem Lüneburgischen an Reichthum aufnehmen konnte und selbst mit vielen Sülfmeistern, so bildete sich unsere Mutter

doch ein, daß ein Sülfmeiſter etwas ganz Beſonderes wäre,[74]) denn ſie hatte auch, weiß Gott woher, allerlei hochfliegende Gedanken von Geſchlechterthum in den Kopf bekommen. Darum wies ſie meinen Geliebten mit ſchnöden Worten ab. Du weißt ja ſelbſt, daß das Brauweſen erſt ſeit wenigen Jahren den großen Aufſchwung genommen hat, und daß ſeit dieſer Zeit viele reiche Leute Brauhäuſer halten und ihre Arbeit durch Knechte verrichten laſſen. Damals aber war es mit dem Brauweſen ebenſo, wie mit allen Handwerken, wenn es auch keine ſtrenge Zunft hielt. Jeder Brauer arbeitete ſelbſt in der Brauerei mit. Ich ſah meinen Werner oft genug mit dem Schurzfell, wie er mit dem Dechſel die Bänder der Biertonnen nachtrieb oder wie er mit dem Schopen[75]) das Waſſer aus dem Keſſel zog. Er hielt es damit, wie es ſein Vater vor ihm gethan hatte. Was Andere ihm zur Ehre anrechneten, das rechnete meine ſtolze Mutter ihm zur Schande an, und leider zog ſie meinen Vater zu ihrer Anſicht hinüber. Jahr und Tag widerſtand ich den Wünſchen meiner Mutter, die ſchon einen andern Freier für mich bereit hatte, der mir aber wenig genug behagte. Es war Heine Holdenſtede, ein älterer Bruder des jetzigen Bürgermeiſters. Er war ein ſtattlicher Mann, ich will es nicht leugnen, aber er hätte mein Vater ſein können, und — er hatte ſchon zwei Frauen gehabt. Deſſen Frau und zugleich die Stiefmutter ſeiner vielen Kinder ſollte ich werden. Aber Alles ſtieß mich von ihm zurück. Die Laſt von den Kindern

zweier Mütter und die Sorge für das Haus lag mir fast ganz allein ob, da Holdenstede in kaufmännischen Geschäften sehr viel von Hamburg abwesend war. Er mußte heirathen oder eine Haushälterin haben, und um der Ehrbarkeit willen wollte er lieber eine echte Frau nehmen.[75a]) Dazu hatte mich meine Mutter ausersehen. Ich war jung und lebenslustig und sträubte mich dagegen, so viel ich konnte. Aber da Werner Bickelstedt den Widerstand meiner Eltern nicht überwinden konnte und die Nähe unseres Hauses und mich zu meiden anfing, so gab ich denn endlich leider dem anhaltenden Drängen meiner Eltern nach und heirathete Heine Holdenstede. Mit blutendem Herzen folgte ich ihm in sein Haus und erfüllte getreulich die Pflichten der Hausfrau und der Mutter, so gut ich es ohne Liebe vermochte. Kein Kind entsproß unserer Ehe, das allmälig vermocht hätte, meine innere Abneigung gegen ihn zu überwinden.

„Bald nach unserer Verheirathung mußte mein Ehemann nach Flandern reisen. Aber der schwarze Tod zog damals durch die Lande. Handel und Gewerbe lagen darnieder, so daß Holdenstede, um nur von seinem Verlust in Brügge und anderen Städten Flanderns möglichst viel zu retten, über Jahr und Tag ausbleiben mußte. Die Einkünfte blieben aus, und ich gerieth mit den vielen Kindern in große Noth, die nur mühsam durch meines Eheherren und meine Verwandten beseitigt würde. Oft genug fühlte ich mich einsam in dem großen Hause unter den mir fremden

Kindern. Da ſtarb Holdenſtede im fernen Lande als ein Opfer des ſchwarzen Todes!

„Meine Lage wurde dadurch eine immer bedenklichere. Ich hatte keinen wärmeren Freund als meinen alten Freier. Derſelbe hatte nach meinem Verlöbniß ein unechtes Weib ins Haus genommen, mit der er ein Kind erzielte. So war meine Trauer nicht groß, als Holdenſtede geſtorben war, da es mir die Ausſicht eröffnete, jetzt eher meinen Willen durchſetzen zu können. Der Zwang, den man mir früher auferlegt hatte als Mädchen, rächte ſich jetzt an der Ehefrau oder vielmehr der Wittwe. Wir konnten nicht ſogleich zur Ehe ſchreiten, da man wegen der Abtheilung des Vermögens und der Einziehung der ausſtehenden Gelder beſſere Zeiten abwarten mußte.

Aber die Verhältniſſe wurden für die ganze Welt ernſter und trüber, anſtatt ſicherer. Auch in unſere Gegend zog der ſchwarze Tod ein. Alles, was am Leben blieb, ſchloß ſich ängſtlicher und enger zuſammen. Vieles geſchah damals, was in ruhigeren Zeitläuften ſich wohl Niemand geſtattet haben würde. Noch dazu war Hamburg im Interdict. Die Prieſter ermahnten das Volk nicht zum Guten und wieſen ihm nicht den Pfad zum Himmel. Die Glocken der Pfarrkirchen ertönten nicht mehr für die Sterbenden und Geborenen, und ſo vergrößerte ein Uebel das andere. Zwar waren die Dominikaner und die Franziskaner dem Rath und der Bürgerſchaft treu geblieben, nachdem das Domcapitel und die Geiſtlichen der

Kirchſpiele aus der Stadt entwichen waren. Die Väter aus den beiden Klöſtern tauften die Kinder, reichten den Kranken die Sterbeſacramente und ſangen den Todten herrliche Vigilien und Seelmeſſen. Aber für die Lehre des Volkes und für die Predigt blieb ihnen keine Zeit übrig. Sie mußten fortwährend in den Häuſern der Bürger und in den Siechenhäuſern umhergehen, um den Kranken und Sterbenden Troſt zu ſpenden. Die Lebenden mußten ſich unter einander tröſten. Das that denn Jeder in ſeiner Weiſe. Die Einen verzechten und verjubelten das Ihre in kurzer Zeit, Andere griffen zu den herrenloſen Gütern, und Du weißt ja, wie man es ſich von Manchem ins Ohr raunt, daß er vor dem großen Sterben arm war und nachher plötzlich reich. Aber Werner und ich lebten wie Mann und Frau zuſammen, und bald fühlte ich mich Mutter. Doch als meine Zeit gekommen war, da brach in meinem Hauſe der ſchwarze Tod aus. Eins von Holdenſtede's Kindern nach dem andern ſah ich ins Grab ſinken. Das Geſinde verließ mein Haus. Wer es ſonſt nicht nöthig hatte, mied daſſelbe, und ſo blieb mein Zuſtand Allen außer ihm verborgen. Das letzte Kind Holdenſtede's lag im Sterben, als ich niederkam mit einem Knäblein. Der Rath hatte damals nicht nöthig zu verbieten, daß bei der Geburt eines Kindes nicht mehr als zwanzig Frauen ſchmauſen ſollten.[76]) Eine Frau kümmerte ſich nicht um die andere. Nur Werner's unechtes Weib half mir in meiner Noth, und um das Kind dem gewiſſen Tode zu entziehen, nahm ſie es zu ſich

in Werner's Haus und nährte es mit dem anderen Knaben. Da ward auch ich ſelbſt von der Krankheit ergriffen: es war die ſchon etwas mildere Form der Peſt, die Viele glücklich überſtanden. Auch ich genas nach einigen Wochen.

„Man erzählte mir, daß ich lange Zeit beſinnungslos gelegen hatte, und wunderliche Reden von einem Kinde geführt hätte. Aber man glaubte, es wäre eins von Holdenſtede's Kindern gemeint. Niemand dachte daran, daß ich mein eigenes gemeint haben könnte.

„Aber was war Alles während der Zeit meiner Krankheit geſchehen! Das Bickelſtedt'ſche Haus war dasjenige geweſen, wo die Peſt in ihrer ſchlimmen Geſtalt zuletzt noch verſchiedene Opfer gefordert hatte. Mein Verlobter war daran geſtorben, Verſchiedene vom Geſinde und — — mein Kind! Aber das war für mich nicht gewiß. Man wußte im Hauſe, daß Bickelſtedt ein Kind ſeinem unechten Weibe zum Nähren mitgebracht hatte, und daß eins von den Kindern geſtorben war. Man meinte, da ſie eine Entſchädigung beanſprucht, daß das Bickelſtedt'ſche Kind lebte und das fremde geſtorben wäre; wenigſtens hatte ſie Derartiges behauptet. Man hielt das fremde Kind für ein elendes Kind, das Vater und Mutter an der Peſt verloren hätte, wie es damals deren ja ſo viele gab. — Niemand hatte angenommen, daß Bickelſtedt oder ich zu dieſem Kinde in irgend welchen Beziehungen ſtände.

„Da ſtand ich arme, verlaſſene Frau nun da, hoffnungsloſer als je. Die Stadt nahm wieder ihr

gewöhnliches Aussehen an und die ganze Welt fing an, allmälig ruhiger zu werden nach der Pestilenz und all dem andern Schrecken. Die Geißler hatten eine Zeit lang alle Welt mit ihrem wilden Wesen und Treiben in Erstaunen gesetzt. Der Schrecken der Judenverfolgung hatte außerdem in den benachbarten Städten gewüthet, aber in unserm Hamburg nicht, weil wir keine Juden haben, sogar manchem der Flüchtigen einen vorläufigen Zufluchtsort bieten konnten. Darnach nun, da das Sterben, die Geißelfahrt und die Judenschlacht ein Ende hatten, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein, und die Menschen machten sich neue Kleider und sangen neue Lieder, aber — ich, ich konnte nimmer wieder von Herzen fröhlich sein.

„Ich hatte vordem gehofft, das große Sterben, das uns so lange verschont, sollte gänzlich an uns vorübergehen, als wollte das Schicksal uns doppelt glücklich machen nach so viel Kummer und Trübsal. Hatte ich gefehlt, so wollte ich tapfer und ehrlich meine Schande tragen und mein Lebenlang ohne Perlen, Pelzwerk und Geschmeide gehen, aber meinen Knaben als Mantelkind[77]) anerkennen lassen. Da die Brauer kein regelmäßig Amt hielten, so konnte man mich als Werner's Frau nicht zurückweisen; und nach der Pest nahmen's auch die Zünfte nicht so strenge damit.

„Aber jetzt war Alles so ganz anders geworden. Ich war eine Mutter ohne Mann, vielleicht mit einem lebenden, verstoßenen Kinde. Ich durfte mich nicht allzu genau im Bickelstedt'schen Hause nach dem Kinde

erkundigen, um keinen Verdacht zu erregen. Denn ſollte ich die Schande tragen an meiner Kleidung mein Lebenlang, ſo wollte ich wenigſtens wiſſen, warum. Konnte ich aber meinem Kinde nicht mehr nützen, weil es todt war, warum ſollte ich die Schmach auf mich nehmen, um der Welt eine Freude zu bereiten? Für mein Kind hätte ich Alles thun können, was eine Mutter nur für ein Kind thun kann!

„Aus dem Schiffbruch von Holdenſtede's Vermögen war bei Wiederkehr geordneter Verhältniſſe übergenug herausgekommen, womit ich dem Knaben über alle Fährlichkeiten des Lebens trotz unechter Geburt hätte hinweg helfen können. Ich zog daher unter der Hand alle möglichen Erkundigungen ein, aber vorſichtig, um mich nicht unnöthig bloß zu ſtellen. Dem Vetter Gelderſen, dem während der Peſt ebenfalls ſeine ganze Familie geſtorben und der darauf Barfüßermönch geworden war, beichtete ich alle meine Sünden, und er zog im Geheimen Erkundigungen ein über jenes unechte Weib Bickelſtedt's. Aber auch er konnte nur herausbringen, das jenes Weib ihr eigenes Kind mitgenommen, wofür ſie die Familie Bickelſtedt für immer entſchädigt hätte, daß aber das fremde Kind geſtorben ſei. Sie ſoll ſpäter noch lange Jahre die Haushälterin eines Hildesheimer Domherrn geweſen ſein, dann aber haben wir ſie aus dem Geſicht verloren. Ueber den Knaben haben wir nie etwas Anderes erfahren können, als daß er der Sohn jener Frau ſei,

und ſchließlich haben wir auch über ihn nichts mehr erkunden können.

„Dabei hätte ich mich ja — auch der Vetter Guardian rieth mir das tröſtend an, — zufrieden geben können. Aber ich fand nimmer Ruhe. Konnte jenes Weib nicht lediglich aus ſelbſtſüchtigen Gründen geſagt haben, ihr Kind ſei am Leben, um von der Familie Bickelſtedt eine Entſchädigung zu erhalten? Konnte ſie nicht, als jene geheimen Erkundigungen angeſtellt wurden, deren Zweck ſie wohl merken mußte, glauben, ſie ſollte wegen Betrügerei vor Gericht geſtellt werden? Ja, der Guardian hat ſogar bei den Prieſtern der dortigen Gegend vorſichtig anfragen laſſen, ob ihnen nicht eine ähnliche Betrügerei gebeichtet ſei, und fallen laſſen, daß hinter dieſen Erkundigungen keine Gefahr für jene Perſon lauere; aber Alles vergebens. Wir kamen zu keinem anderen Ergebniß.

„Trotzdem habe ich die felſenfeſte Ueberzeugung, daß mein Kind lebt, und daß es ihm ſchlecht geht, daß es alle die Mühſale und Drangſale durchmachen muß, die einem unecht geborenen Menſchen nur begegnen können, zumal wenn er arm iſt. Eine innere Stimme ſagt mir das mit Donnerſtärke, und täglich ſehe ich mich als die Urheberin von ſo viel Unheil an!

„Marie, ich wage es nicht auszudenken, welche ſchreckliche Strafe für meinen Leichtſinn mir noch bevorſteht. Möge Gott mir wenigſtens in Gnaden verzeihen in jenem Leben, wenn mir auch kein Glück mehr blüht in dieſem. Gern würde ich all mein Hab'

und Gut, ja mein Leben dahingeben, wenn ich meinem Sohne damit dienen könnte. Aber wo ist er zu finden? Wann werde ich ihn wiedersehen?"

Als die Meisterin zu Ende gesprochen hatte, verbarg sie ihr Gesicht in ihren Händen und weinte bitterlich. Marie hatte in athemloser Spannung ihr zugehört und brach nun in die Worte aus: „Arme, arme Muhme! Wer hätte das gedacht, daß Du so unglücklich und elend wärest."

Mit Thränen in den Augen erhob sie sich, liebkoste sie und sagte ihr einmal über das andere: „Du bist doch die gute Muhme, auf die wir Alle nichts kommen lassen werden. Der liebe Gott wird Dir gnädig sein und Dir noch ein glückliches und friedfertiges Ende geben."

„Hoffen wir es!" sagte die Muhme, ebenfalls aufstehend und sich ihre Thränen trocknend. „Jetzt erst wirst Du die alte blaue Muhme richtig verstehen. Sie will Dir gern eine Erleichterung Deiner Leiden verschaffen, die dem Anfang der ihrigen nur allzu ähnlich sind. Möge der Himmel Dir gnädiger sein, als er es mir war. Was ich dazu thun kann, werde ich thun. Sieh Deinen Siegfried hier bei mir im Convent und sei glücklich mit ihm in Ehren. Der allmächtige Gott wird Euch seinen Segen zu fernerem Glück geben, ich zweifle nicht daran."

Darauf verabschiedeten sich die beiden Frauen von einander, jede mit einem Sturm von Gefühlen in ihrer Brust.

Sechstes Capitel.

Seit jener denkwürdigen Zwiesprache, die Siegfried mit Tideke Bickelstedt gehabt hatte, war er häufiger mit den Amtleuten auf der Bierbank beisammen gewesen, und er hatte nicht unterlassen, die aufrührerische Stimmung gegen den Rath zu schüren. Ein verdächtiges Geraune ging durch alle Aemter. Es wurde hier und da im Hause eines Werkmeisters geheime Morgensprache gehalten, und man beklagte sich häufig über die Artikel, die wider das eigene Amt in die Rolle gesetzt waren. Zugleich wurden dort die Beschwerden erörtert, die allen Aemtern gemeinsam waren, wie die Erhöhung des Schosses, das Betreiben des Brauwesens ohne Amtsrecht, die Unterdrückung der Wollenweber durch die Wandschneider und endlich die verschwenderische Wirthschaft des Rathes, der kostbare, geschnitzte Lehnsessel machen ließ, üppige Mahlzeiten hielt und aus dem gemeinem Säckel Gesandtschaften zum Kaiser sandte, ohne die Wittigsten[78]) zu befragen. Es waren die Geschworenen der Pfarrkirchen und der Werkmeister überhaupt seit geraumer Zeit nicht berufen worden, und doch sollte der Rath nach dem alten Rechte

der Stadt nichts Wichtiges ohne die Wittigſten, die Vertreter der Bürgerſchaft, vornehmen. Doch was wichtig, was unwichtig war, das glaubte der Rath allein entſcheiden zu müſſen. Es ſchien überhaupt, als ob er ſie abſichtlich nicht einberiefe, um die Wittigſten allmälig ganz in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen. Aber je weniger der Rath daran dachte, die Wittigſten zu berufen, deſto mehr wünſchten dieſe, befragt zu werden. Und ſie dachten deswegen ernſtlich daran, von ſelbſt zuſammenzutreten, um die wichtigſten Angelegenheiten der Stadt zu berathen.

Nun war aber ſeit Menſchengedenken ſtets eine große Uneinigkeit zwiſchen den Wittigſten geweſen, da die acht Geſchworenen der vier Pfarrkirchen, oder die zehn, wenn die des Doms mit dazu gezogen wurden, gegen die vierzig Werkmeiſter der zwanzig vollberechtigten Aemter [79]) nicht aufkommen konnten, und es ſich nicht gefallen laſſen wollten, daß die Amtleute durch Stimmenmehrheit einen Worthalter aus ihrer Mitte wählten. Die Aemter hatten es oft genug verſucht, die Wittigſten nicht gänzlich in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, aber da zu den Kirchgeſchworenen meiſtens nur reichere Leute gewählt wurden, die hinlänglich im Rath vertreten waren, ſo hatten dieſe weniger Urſache, den Rath zu bewachen. Die Werkmeiſter murrten über den Verrath, den jene an der Gemeinde übten, und ſahen ſich in Folge deſſen bald als die alleinigen Vertreter der Gemeinde an, beſonders aber als die des ärmeren Theils derſelben. Aber da die Aemter

ſelten einig waren, und da ſich die Beſchwerden des einen gewöhnlich gegen ein anderes kehrten, ſo war es bisher immer bei dem guten Willen, ſelbſtſtändig zuſammentreten zu wollen, geblieben, ohne daß den hohen Worten die That gefolgt wäre. Jetzt aber fühlten ſich die meiſten Aemter durch die neuen Rollen des Raths aufs Schwerſte beleidigt, und den heimlichen Morgenſprachen einzelner Zünfte folgten bald heimliche Zuſammenkünfte ſämmtlicher Werkmeiſter. Auch die Geſchworenen der Kirchen wurden eingeladen, aber dieſelben erſchienen nicht. Da handelten die Amtleute auf eigene Hand, und bald machten ſie einen heimlichen Bund, wobei ſich Alle mit Eiden verſtrickten, daß ſie treu zu einander ſtehen wollten in Noth und Gefahr, bis ſie alle Beſchwerden der gemeinen Aemter abgeſtellt hätten.[80]) Zum Worthalter der Aemter wurde mit großer Mehrheit Tideke Bickelſtedt erwählt.

Das Domcapitel und beſonders der Dompropſt unterhielt fortwährende Verbindung mit den Handwerkern, um dadurch den Grafen von Holſtein für den Fall der Noth eine mächtige Partei in der Stadt zu ſichern. Da man ſich ſeitens der Aemter nicht gut eines angeſehenen Geiſtlichen für die Anfertigung der vielen Schriften bedienen konnte, ſo hatte Bickelſtedt den Schüler Klaus zum Schreiber der Wittigſten gemacht, der dann häufig genug Briefe nach Auswärts beſorgte an dieſen und jenen holſteiniſchen Ritter, die die Fäden von Hamburg weiter ſpannen bis zu den Grafen von Holſtein und bis in die kaiſerliche Kanzlei

zu Tangermünde. Man wußte, daß in der nächsten Zeit ein kaiserliches Schreiben an die Bürgerschaft nach Hamburg kommen würde mit einem Inhalt, der dem Rath nicht sehr angenehm sein würde. Man wollte abwarten, ob der Rath, der auch alle Briefe an die Bürgerschaft, wenn solche überhaupt eintrafen, zu empfangen und zu öffnen pflegte, bei dieser Gelegenheit endlich, wie es sich geziemte, die Wittigsten zusammenberufen würde. Sobald das nicht geschähe, wollte man von selber zusammenkommen. Geschähe es, so würde man die Gelegenheit wahrnehmen, die Beschwerden der gemeinen Aemter dort heftig zur Sprache zu bringen.

Geheimnißvoll und wichtig unterhielt man sich schon Wochen lang vorher von dem muthmaßlichen Inhalt des kaiserlichen Schreibens an die Bürgerschaft. Dazwischen schwirrten allerlei Gerüchte, daß der Kaiser dem Rath heftig zürne, weil er die Wittigsten nie befrage; daß er wünsche, der Roland müsse fallen, weil der Rath darauf Rechte gründe, die ihm nicht zukämen, sowohl gegen die Grafen, als auch gegen die Bürgerschaft. Kein Mensch wußte, woher diese Gerüchte kamen. Genug, von Tag zu Tag gewannen sie mehr Festigkeit, und in allen Bierschenken wurde mit großer Erregtheit die Frage erörtert, welche wichtigen Privilegien in dem Sockel der Rolandssäule verborgen sein könnten. Das schien Allen gewiß, daß dort sämmtliche Urkunden, wovon die Alten erzählten, die aber nirgends zu finden waren, verborgen seien. Die Krämer, welche

sonst nicht gerade rathsfeindlich waren, aber unter den Aemtern gern die erste Rolle spielen wollten, weil sie doch eigentlich Kaufleute seien, erinnerten sich jetzt plötzlich, daß ihr Amt von Heinrich dem Löwen ein wichtiges Privileg bekommen hätte, das sie aber stets vergeblich in der Lade gesucht hatten.[81]) Der Schreiber Klaus, dem man in solchen Dingen eine große Einsicht zutraute, wurde in diesen Tagen von Werkmeistern und gemeinen Amtleuten unendlich viel um Rath gefragt, und er wußte auch stets vortrefflich Bescheid zu geben. Hatte er die Originale auch nie in Händen gehabt, so wollte er doch so viel wissen, daß darin stände, der älteste Aeltermann der Krämer solle stets im Rathe sein. Die Folge davon war, daß die schwankenden Krämer in dieser Zeit aufrichtig gemeinsame Sache mit den Aemtern machten, so viel sie sich auch sonst mit allen herumzankten.

Auch der alte Rangstreit der Aemter kam bei dieser Gelegenheit wieder zur Sprache. Seit Menschengedenken war es die Weise der Gewerke gewesen, bei weltlichen Aufzügen oder kirchlichen Processionen darum zu streiten, wer vorangehen sollte. Die Wandschneider und die Krämer, von denen häufiger ein Amtsbruder Mitglied des Rathes wurde, glaubten deswegen die erste Stelle beanspruchen zu können. Die anderen Aemter dagegen behaupteten, daß es ein Unrecht sei, daß Krämer und Wandschneider vor ihnen in den Rath gelangten, denn wie die Arbeit dem Verkauf vorangehe, so müßte auch der Handwerker dem Krämer und Wandschneider vor-

angehen. Der Großkaufmann wäre billigerweise der Erste, darüber waren Alle einig. Fast hätten sich die Krämer mit den anderen Amtleuten wieder veruneinigt, wenn Klaus nicht versichert hätte, daß darüber das wichtige Privileg Heinrich des Löwen sicher Auskunft geben würde.

Auch die anderen Aemter stritten mit großer Wichtigkeit über die Rangordnung. Das Alter der Zünfte sollte natürlich entscheiden. Aber, welches Amt war das älteste? In Hamburg war man ziemlich einig darüber, daß die Gärtner das älteste Amt bildeten, denn Gott der Herr selber war der erste Gärtner, da er den Garten zu Eden pflanzte. Aber diese Einstimmigkeit für die Gärtner kam nur daher, weil es in Hamburg deren überhaupt nicht gab, sondern die Stadt ihren Gemüse- und Obstbedarf von den Bauern der Elbinseln und der benachbarten Marschdörfer bezog. Nach den Gärtnern hofften aber die Schneider in Hamburg das beste Anrecht auf den ersten Platz zu haben, da sich Adam und Eva Schürzen machten und so zuerst das Schneiderhandwerk trieben. Wenn die Zimmerleute gegen dies hohe Alter auch wenig einwenden konnten, so glaubten sie ihre neutestamentlichen Beziehungen zu Gott dem Sohn doch höher anschlagen zu müssen, als die alttestamentlichen der Schneider zu Gott dem Vater. War der Pflegevater Jesu nicht ein Zimmermann und war es daher nicht mehr als wahrscheinlich, daß Christus wenigstens als Kind dies Handwerk getrieben habe? Die Fischer aber glaubten sich

dieſes nicht gefallen laſſen zu können, denn ſie meinten das erſte Recht dadurch zu haben, weil ſchon bei der Gründung Hamburgs das Fiſcheramt Kaiſer Karl dem Großen beigeſtanden hätte. Freilich über dieſes Alter wagte ſich für Hamburg kein Amt hinaus. Aber da die Fiſcher keinen ſchriftlichen Beweis für ihre Behauptung beibringen konnten, ſo ſagten die Schuſter, ſie ſeien die Nächſten nach den Großkaufleuten, weil ſie in ihrer Lade eine beglaubigte Abſchrift von einem Privileg Kaiſer Rothbart's haben wollten, das er noch auf dem Wege nach Paläſtina kurz vor ſeinem Tode ausgefertigt hatte. Doch waren die andern Aemter dreiſt genug, ihre Gründe für noch beſſer zu halten, als dieſe Abſchrift in der Schuſterlade, deren Echtheit ſie keck anzweifelten. [82])

Alle dieſe Fragen nun wähnte man mit einem Schlage löſen zu können, wenn man die Urkunden aus dem Fuß des Roland's herausholte. Die Aemter rüſteten ſich im Geheimen auch auf einen ernſtlichen Kampf, falls der Rath ſich erkühnen ſollte, die Verſammlung der Wittigſten zu ſprengen. Ein Jeder ließ in der Stille ſeinen Harniſch und ſeine Waffen in Ordnung bringen. Was ſonſt die Herren und die Werkmeiſter nur nach jahrelangem Treiben und Mahnen erreicht hatten, daß jeder Amtmann wenigſtens Helm und Schild und eine Armbruſt nebſt fünfzig fertigen Pfeilen hätte, [83]) das thaten ſie jetzt unaufgefordert mit dem größten Eifer. Während man früher die Wachen auf den Thürmen, Mauern und Wällen der Stadt bei

der geringen Möglichkeit einer Belagerung meist ohne Helm und Schild bezogen hatte, mit Armbrüsten, deren Winde nicht in Ordnung war, ja häufig mit leeren Köchern, so that man nun sogar ein Uebriges, wo es zu einem ernsthaften Kampf kommen könnte, um Leib oder Leben möglichst zu sichern. Die Amtleute erschienen jetzt auf den Thürmen gewöhnlich im Brustharnisch, obgleich sie nicht dazu verpflichtet waren. Die Helm- und Plattenschläger, sowie die Armbrustmacher waren plötzlich sehr begehrte Leute geworden. Fleißiger als gewöhnlich übten sich die Handwerker im Armbrustschießen, sogar in dieser rauhen Jahreszeit.

Dem Rath war diese Sorgfalt der Aemter in der Bewaffnung nicht entgangen. So ließen die Kaufleute und die Brauer es auch nicht an sich fehlen, ihre an sich schwerere und vollständigere Bewaffnung noch zu verbessern. Die reitenden Diener und die übrigen Hausdiener des Raths wurden mit neuen Schwertern und mit besseren Harnischen versehen. Ebenso wurde eine Menge von Pfeilen und Armbrüsten auf dem Hause bereit gehalten. Ja, die Amtleute erzählten sich sogar scherzweise, daß der Kniper stets unter seinem Wamms ein Panzerhemd trüge und daß selbst der Butterstößer [84]) und der Hühnervogt [85]) mit neuen Werkzeugen ihres Amtes versehen seien, so wie das Grasweib [86]) mit einer neuen Sichel und starken Besen.

So lagen die Dinge gegen Ende November.

Eine große Gährung hatte sich aller Gemüther bemächtigt und der geringste Funke konnte den glimmenden

Aufstand zu hellen Flammen anfachen. Da kam an einem der letzten Novembertage gegen Abend ein Bote des Kaisers von Tangermünde und ließ sich von einem der reitenden Diener in das Haus des Bürgermeisters Krauel führen. Derselbe saß gerade mit seiner Familie beim Abendessen und hatte seinen Cleriker bei sich, der ihm soeben einen Brief von Godeke Porner vorlas, worin ihm jener mittheilte, daß seine Freunde ihn endlich für hundert Mark Pfennige aus der Gefangenschaft des Ritters von Hummelsbüttel erlöst hätten, nachdem jener ihn auf verschiedenen festen Schlössern in Holstein herumgeschleppt hätte. Außerdem erkundigte er sich theilnehmend nach Marie Gelderſen, ob sie jetzt seiner vielleicht gnädiger gedenke. Sodann theilte er mit, daß der Holsteinische Adel, von den Grafen aufgehetzt, auf die Hamburger sehr ergrimmt sei, und daß es ihm fast schiene, als hätten die Schauenburger ein Einverständniß mit einer großen Menge von Bürgern, ja, daß ein Handstreich seitens der Grafen nicht unmöglich sei, wenn sie mit Hülfe einiger Amtleute diesen und jenen Thurm und einige Thore der Stadt gewinnen könnten.

Der Bürgermeister machte gerade eine spöttische Bemerkung über diese Schwarzseherei des Braunschweiger Geschlechters, der hinter jedem Busch mordschnaubende Amtleute wittere, als der Bote des Kaisers eintrat und ihm den Brief des Kaisers überreichte. Er erbrach ihn sofort und las ihn, da er deutsch geschrieben war. Doch weil er des Hochdeutschen nicht

ganz mächtig war, so gab er ihn dem Geistlichen zum Uebersetzen ins Niederdeutsche. Schon wollte er sich mit seinem Cleriker in sein geheimes Sprechzimmer begeben, als ihn der Bote fragte, wem er den andern Brief an die Gemeinde zu übergeben habe. Der Bürgermeister war aufs Höchste erstaunt, als er hörte, daß der Kaiser ohne Weiteres an die Gemeinde schriebe mit Umgehung des Rathes. Aber in der offenen Briefbüchse des Boten steckte der Brief, darüber war kein Zweifel. Fast hätte er die Amtswürde vergessen und seinem Erstaunen darüber noch vor dem Boten Luft gemacht, doch der Geistliche, der ihn am Aermel zupfte, hielt ihn davon zurück. Mit einiger Mühe setzte er dem Boten auseinander, daß er sich nicht weiter zu bemühen hätte, da alle solche Briefe durch den Rath befördert zu werden pflegten. Als er dann demselben ein etwas reichlicheres Trinkgeld [87]) gab, und ihn anwies, mit dem reitenden Diener in des Raths Weinkeller zu gehen und sich an einem Stübchen Rheinwein zu stärken, so überreichte er auch diesen Brief dem Bürgermeister.

Darauf ließ er sich im geheimen Sprechzimmer beide Briefe hochdeutsch vorlesen und ins Niederdeutsche übersetzen, wobei er schon stark wetterte und fluchte, als er hörte, wie der Kaiser Bürgermeistern und Rathmannen der Stadt Hamburg aufforderte, den Grafen gehorsam zu sein. Als aber der Cleriker vollends in dem andern Brief die Stelle las: „Darum gebieten Wir Euch ernstlich, daß Ihr die ehegenannten Bürger-

meiſter und Rath zu Hamburg unterweiſen ſollet, daß ſie den vorgenannten Grafen von Holſtein und von Schauenburg, als ihren Erbherren, gehorſam ſeien", da ſprang er auf, riß dem Clericus den Brief aus der Hand und las die freche Stelle, wie er ſagte, ſelber. Aber da ſtand es Schwarz auf Weiß, und das daran hängende Siegel des Kaiſers verbannte jeden Zweifel an der Echtheit des Schreibens.

Noch an demſelben Abend unterredete ſich der Bürgermeiſter Krauel mit den andern Bürgermeiſtern und einigen Rathmannen über das, was unter ſothanen Umſtänden zu thun ſei, aber man wurde noch nicht einig.

Am nächſten Tage einigte man ſich in voller Rathsſitzung endlich dahin, weil es doch nicht zu vermeiden ſei, die Wittigſten zuſammen zu berufen, jedoch vorher zu verſuchen, die zehn Kirchengeſchworenen ſo viel wie möglich auf die Seite des Raths zu ziehen. Da die Wittigſten ſeit Jahren gar nicht berufen waren, ſo hatte ſich für ihre Verſammlungen keine rechte Ordnung ausgebildet. Man wußte nicht einmal, auf welche Weiſe ihr Worthalter zu ernennen ſei. Allerdings pflegten die Wittigſten ihn mit Stimmenmehrheit zu wählen, aber häufig hatte in früheren Zeiten der Rath einen ſeiner getreueſten Anhänger unter den Geſchworenen dazu ernannt. Auf dieſes Mittel wollte man dieſes Mal zurückgreifen, um dadurch von vornherein die Angelegenheit in eine dem Rath bequeme Bahn zu lenken. Man einigte ſich daher, die Geſchwornen vorher ein-

zeln zu bearbeiten, damit sie muthig für den Rath einständen, und Heine Klinckſporn [88]) damit zu beauftragen, die Wittigſten auf das Hohe Haus zuſammenzuberufen. Vor allen Dingen ſollte Heine Klinckſporn darauf ſehen, daß unmittelbar nach dem Verleſen des kaiſerlichen Schreibens die Verſammlung auseinanderginge, und daß nicht noch andere Dinge verhandelt würden.

Als nun die Wittigſten im Anfang December auf das Hohe Haus beſchieden wurden, und zwar von Heine Klinckſporn, nicht vom Rath, da merkte man ſogleich, daß der Rath ſich dieſes Recht nur darum aus der Hand gegeben, um ihnen einen Worthalter aufzudrängen. Selbſt die ſchwankenden Aemter, wie die Krämer, Kannen- und Grapengießer, Heringwaſcher und Garbrader, [89]) wollten ſich den Schimpf nicht gefallen laſſen, daß die fünfzig Werkmeiſter nicht ſo viel gelten ſollten, als die zehn Kirchengeſchworenen. Auch die Böttcher traten gegen den Rath auf, zumal Meiſter Bump ausgeſchieden war. Die entſchieden rathsfeindlichen Aemter thaten das Ihrige, um dieſe Stimmung zu ſchüren, ſo daß für kurze Zeit eine ſeltene Einigkeit unter den Aemtern herrſchte.

So verſammelten ſich denn am 1. December 1375, Morgens um neun Uhr, die Wittigſten von Hamburg in einem der oberen Säle des Hohen Hauſes, um zu hören, was der Rath ihnen mitzutheilen hätte. Ein Rathmann war dieſes Mal nicht zugegen, der die Verſammlung eröffnet hätte, wie ſonſt zuweilen ge-

ſchehen war, — aber Heine Klinckſporn unterzog ſich dieſem Amte. Doch kaum hatte er zu ſprechen begonnen, als ein allgemeines Murren begann, das ſich bald zu tobendem Geſchrei erhob, daß der Geſchworene Klinckſporn durchaus nicht berechtigt ſei, ohne den Willen der Wittigſten ihr Worthalter zu ſein. Es half ihm nichts, daß er ſich auf den Auftrag des Raths berief, die Aemter führten für ſich das Herkommen früherer Zeiten an und wählten mit Stimmenmehrheit zum erſten Worthalter den Knochenhauer Tideke Bickelſtedt und zum zweiten den Platenſchläger Giſeke.

Die Kirchgeſchworenen mußten ſich wohl oder übel der Uebermacht, wie ſie es nannten, fügen, und Klinckſporn den Brief des Kaiſers an Bickelſtedt ausliefern. Dieſer ſorgte ſogleich dafür, daß genügend Bänke auf den Saal geſchafft wurden, da die Berathung vorausſichtlich lange dauern würde. Außerdem wurde ein Tiſch für die Worthalter und ein kleiner Tiſch für ihren Schreiber aufgeſtellt. Tideke begann mit folgenden allgemeinen Bemerkungen: Es wäre wünſchenswerth, daß die Wittigſten regelmäßig an beſtimmten Tagen im Jahre zuſammenkämen, und daß ſie zur Führung der Geſchäfte einen eigenen Schreiber hätten, damit Alles ſeinen ordentlichen Gang ginge. Als er darauf die Verſammlung fragte, ob ſie einwillige, daß er den Schreiber Klaus vorläufig für dieſe Verſammlung herbeirufe und vor Allem zur Verleſung des kaiſerlichen Briefes, willigte dieſelbe ohne Weiteres ein.

Einer der jüngeren Werkmeiſter ging hinunter in

den Weinkeller und holte von dort den wartenden Klaus herauf. Neugierig drängten sich Viele, die schon zu so früher Stunde in den Weinkeller und an die Buden der Garbrader gekommen waren, um dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein, heran, um etwas von dem Vorgefallenen zu hören. Von ihnen erfuhr der abgesandte Werkmeister, daß der Rath die reitenden Diener und die übrigen Hausdiener auf dem Rathhause versammelt habe, um die Wittigsten auseinander zu treiben, falls dieselben nicht unmittelbar nach Verlesung des kaiserlichen Briefes auseinandergingen. Und als sich gar Swertute vor dem Hohen Hause erkundigte, ob die Versammlung noch nicht beendet sei, und Kniper drohende Worte über den aufrührerischen Geist der Aemter fallen ließ, da schien diese Absicht des Rathes sicher zu sein.

Der Werkmeister ging mit Klaus auf den Saal hinauf und theilte mit, was er draußen erfahren hatte. Ein allgemeines Murren erhob sich unter den Amtleuten, und Tideke verkündigte nach einer kurzen, leisen Besprechung mit Meister Giseke, daß es das Beste wäre, wenn jener mit sechs Andern in die Stadt zöge und den alten Werkmeistern ankündigte, daß sie die sämmtlichen Amtleute unter die Waffen riefen. Man hatte dies wohlweislich vorher bedacht, und der Werkmeister der Platenschläger, der während seiner Wanderschaft einige Jahre als Landsknecht gedient hatte und sich wohl auf das Waffenhandwerk verstand, hatte sich schon vorher mit Bickelstedt darüber geeinigt, daß

dieser Alles auf dem Hohen Hause zu leiten, er die etwaige Vertheidigung gegen die Anhänger des Rathes zu leiten habe. Dazu hatte Giseke Alles aufs Sorgfältigste vorbereitet, und so vollzogen sich seine Befehle bald in der größten Ordnung und Sicherheit.

Giseke und seine sechs Kumpane verließen alsbald das Hohe Haus. Neugierig umdrängte sie wieder die Menge der müssigen Handwerker, denn Alles war auf den Dornbusch geeilt und die Buden der Garbrader daselbst waren förmlich belagert, während die Knechte des Weinzapfers gar nicht so viel Wein und Bier auf die Straße hinaus tragen konnten, als verlangt wurde. Alle Kammern des Weinkellers waren schon am frühen Morgen mit Gästen überfüllt. Es lag etwas Geheimnißvolles und Unheilschwangeres in der Luft. Sobald nur Einer von der Treppe des Hohen Hauses herunter kam, wurde er befragt, wie es stände, und die seltsamsten Gerüchte schwirrten umher. Ja, Kniper und Swertute hatten es sogar vorgezogen, die Garbraderstraße zu verlassen und sich aufs Rathhaus zurückzuziehen, während sie dorthin einige reitende Diener schickten.

Giseke und die sechs Werkmeister zerstreuten sich sofort nach den verschiedensten Richtungen, und jeder überbrachte bestimmten Aemtern Befehle, an welchen Brücken oder Plätzen sie sich aufzustellen hätten. Kurze Zeit darauf sah man die geharnischten und bewaffneten Handwerker einzeln oder in Abtheilungen an ihre bestimmten Plätze gehen. Die Knochenhauer besetzten die Domstegel [90]) und das Mühlenthor, die Fischer die

Molkenbrücke und die Schusterbrücke, um den Fischmarkt zu sichern, die Gerber und Schuster die Zollenbrücke und die Trostbrücke, welches ein besonders gefährlicher Posten war, da er sich in der Nähe des Rathhauses befand. Die Rolandsbrücke und die Schreiberbrücke hatte das Amt der Maler und Glaser inne, verstärkt durch das zahlreiche Amt der Schneider, um jedem Angriff vom Neß und der Reichenstraße her sogleich begegnen zu können. Die stärkste Wache aber war vor der Treppe des Hohen Hauses selber aufgestellt, bestehend aus den Grobschmieden, Kleinschmieden, Schwertfegern und Platenschlägern, und unter ihnen ragte besonders der gewaltige Schmied Schütt hervor, dessen riesige Gestalt, bewaffnet mit einer Hellebarde, alles Volk am Eingang des Hohen Hauses um eines Hauptes Länge überragte. Alle Diejenigen, die vor der Hand nicht zu verwenden waren, hatten sich, zur Ablösung bereit, auf dem Fischmarkt, dem Berge und in den Gärten der Klöster gelagert, wobei ihnen der frische, klare Decembertag recht zu Statten kam.

Es hatte natürlich in der ganzen Stadt großes Aufsehen erregt, als die Amtleute aus den Häusern bewaffnet hervorströmten und mit fliegenden Bannern durch die Straßen der Stadt an ihre bestimmten Posten zogen. Fuhrwerken und Personen, die nicht in den besetzten Stadttheil gehörten, wurde der Durchgang nicht gewährt. Auch die Flethe wurden von den Brücken aus sorgfältig bewacht, daß sich keine Be-

waffneten von der Seite der Kaufleute und Brauer zu Waſſer in das beſetzte Gebiet ſchlichen.

Nachdem nun die Wittigſten die Kunde bekommen hatten, daß alle zum Dornbuſch führenden Wege beſetzt ſeien, ließ Tideke durch Klaus den Brief des Kaiſers in ſächſiſcher Ueberſetzung verleſen. Mit großer Aufmerkſamkeit hörten Alle zu, und als Klaus an die Stelle kam, wo der Kaiſer der Bürgerſchaft ernſtlich gebietet, den Rath zu unterweiſen, daß er den Grafen Gehorſam ſchuldig ſei, da wurde er durch lautes Beifallrufen von Seiten der Werkmeiſter unterbrochen. Kaiſer Karl wurde von Allen geprieſen als der weiſeſte und gerechteſte Herrſcher, der ſich der armen und gedrückten Aemter annehme.

Nach der Verleſung des Kaiſerlichen Schreibens machten die zehn Kirchengeſchworenen Miene, den Saal zu verlaſſen, aber ſie wurden energiſch aufgefordert, dort zu bleiben, bis die Verſammlung der Wittigſten über alle Beſchwerden der Bürgerſchaft ſchlüſſig geworden wäre. Als ſie es dennoch verſuchten fortzugehen, wurden ſie durch die vor der Treppe aufgeſtellten Schmiede wieder in den Saal zurückgetrieben.

Klaus ſchrieb die Hauptpunkte der Berathung auf und ſollte dieſelben in den nächſten Tagen in eine eigene Schrift verfaſſen. Tideke Bickelſtedt hatte ſich im Voraus die Reihenfolge der Verhandlungen ins Einzelnſte zurecht gelegt und ebenſo einen großen Theil der Einwürfe, die etwa gemacht werden konnten, ſo daß er mit großer Schlagfertigkeit alles das wider-

legte, was ihm entgegnet wurde. Auch wurde ihm überhaupt nur von den Geschworenen widersprochen, denen sich zuweilen die Krämer anschlossen.

Zuerst brachte er das Einberufen der Wittigsten zur Sprache und die Erwählung des Worthalters derselben. Es sollte an den Rath die ehrerbietige Bitte gerichtet werden, dieselben im Jahr dreimal zusammen zu berufen, damit sie über die wichtigen Angelegenheiten der Stadt, besonders über die Einnahme und Ausgabe, unterrichtet würden. Außer diesen drei Malen, wo sie sich auch ohne Aufforderung des Raths versammeln dürften, könnte der Rath sie so oft berufen, als er es für nöthig hielte. Ihr Worthalter sei durch Stimmenmehrheit von ihnen selbst jedes Jahr zu erwählen. Außerdem sollten sie einen festen Schreiber haben, der die laufenden Schriften besorgte. Alle Vorschläge wurden mit großer Stimmenmehrheit gegen die Stimmen der Geschworenen angenommen.

Sodann kamen die Klagen der einzelnen Aemter wegen ihrer Rollen zur Sprache, und diese Berathung nahm fast den ganzen Tag in Anspruch, weil die Beschwerden der einzelnen Werkmeister gewöhnlich solche Dinge betrafen, die der Rath zum Vortheil der gemeinen Bürger bestimmt hatte. In diesem Falle aber pflegten sich alle Handwerker als gemeine Bürger, nicht als Amtleute zu fühlen und gegen das sich beklagende Amt zu stimmen, obgleich nachher ihre eigenen Beschwerden von denselben Grundsätzen wie die andern ausgingen. Nach dieser Berathung, die man nicht

ohne Unterbrechung beenden konnte, sondern durch ein schnell von den Garbradern aufs Hohe Haus befördertes Mittagessen und einen stärkenden Trunk aus dem Weinkeller theilen mußte, kam die Frage des Schosses zur Sprache. Hierbei herrschte wieder bei allen Werkmeistern eine merkwürdige Uebereinstimmung. Darauf wurde die Wandschneider- und Wollenweberssache behandelt, die verhältnißmäßig glatt zu Gunsten der Wollenweber entschieden wurde, da die Aelterleute der Wandschneider es verschmäht hatten, in der Versammlung zu erscheinen. Die Brauerfrage brachte Bickelstedt geflissentlich nicht auf die Tagesordnung, sondern überließ es Andern, für dieselbe einzutreten, was jedoch nicht geschah, weil die Hauerbrauer keine Vertreter besaßen. Er unterließ dies wohlweislich, um das mächtige Amt der Böttcher nicht zu reizen.

Während die Wittigsten auf dem Hohen Hause beriethen, war nicht allein der von den Amtleuten besetzte Stadttheil, sondern der ganze übrige Theil der Stadt in die größte Bewegung gerathen. Der Rath hatte nichts unternommen, und weder die Brauer, noch die Kaufleute unter die Waffen gerufen, denn er hatte gehofft, daß sich die Amtleute zur Mittagszeit von selbst nach Hause begeben würden. Aber darin hatte er sich verrechnet. In Voraussicht der langen Sitzung hatte Giseke angeordnet, daß selbst zur Mittagszeit Niemand den ihm angewiesenen Posten oder die allgemeinen Sammelplätze verlassen dürfe. Jeder könne sich aber sein Essen von Hause oder aus den Garküchen

bringen lassen. So bot das Petrikirchspiel, das im Wesentlichen den besetzten Theil der Stadt bildete, nach zehn Uhr[91]) einen interessanten Anblick dar. Die Kinder der Amtleute hatten sich schon vorher in den besetzten Theil begeben, und standen in ehrerbietiger Entfernung von den Wachtposten und sahen ihren Vater an, der im Harnisch unter dem fürchterlichen Helm hervor ihnen zunickte. Die Knochenhauer auf dem Berge hatten aus dem Fleischschrangen einen Ochsen preisgegeben, der dort gebraten wurde; auf dem Fischmarkte aber hatten die Fischer ihre schönsten Fische gespendet, um damit ihre Wachtgenossen zu speisen. Zu dem Außenposten brachten die Frauen oder Lehrjungen das Essen, und die Besatzung verzehrte dasselbe, einander ablösend, auf den Brücken oder den Treppen der benachbarten Häuser.

Strenge wurde von den Amtleuten darauf gehalten, daß Keiner von der feindlichen Seite in den besetzten Stadttheil eingelassen wurde, nur die eigenen Knechte und Lehrburschen ließ man in unbeschränkter Zahl zu. Auch diese wichen fast den ganzen Tag nicht von der Straße und nahmen ihre Mahlzeit unter freiem Himmel ein. Der Brodschrangen lag ja in dem besetzten Theil, ebenso Fischmarkt und Fleischschrangen, nicht zu gedenken der Buden der Garbrader, die Giseke an diesem Tage wohlweislich nicht unter die Waffen gerufen hatte, zumal sie nur ein kleines und noch dazu unzuverlässiges Amt bildeten. Heute aber waren sie in ihren Buden bei der Bedienung der Amtleute viel rathsfeindlicher,

und doch wünschten sie aufrichtig, daß der Rath den Aemtern noch lange diese und jene Rechte vorenthalten möchte, damit ähnliche Aufläufe noch öfter stattfänden.

Als der Rath aber einsah, daß er vergeblich auf ein Verlaufen der Aemter zur Mittagszeit gehofft hatte, versammelte er sich auf dem Rathhause und berieth, was er thun sollte. Man wurde endlich einig darüber, daß man vier Rathsherren, begleitet von vier reitenden Dienern, nach dem Hohen Hause senden wollte, um die Wittigsten aufzufordern, sogleich auseinander zu gehen. Als diese an dem Posten am Neß ankamen, wurde ihnen der Durchgang verweigert, doch entsandte man auf ihre Bitte einen der dort wachenden Schneider auf das Hohe Haus, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Derselbe kam nach kurzer Zeit zurück und meldete, daß die Wittigsten es sich zur Ehre anrechnen würden, wenn die Rathmannen in ihrer Mitte erschienen. Zugleich schickten Jene acht Werkmeister, welche die Rathmannen geleiten sollten, und baten sie, die reitenden Diener zurückzulassen, da ihnen kein Leid geschehen würde. Ludolf von Beckendorf wollte zwar nicht darauf eingehen, aber auf Bitte der anderen Rathmannen gab er nach, und sie gingen, geleitet von den Werkmeistern, hinauf in den Sitzungssaal.

Im Saal angekommen, begrüßte sie Tideke und sprach seine Freude darüber aus, daß der Rath endlich wieder eine Versammlung der Wittigsten einberufen habe, obgleich nicht in der gehörigen Art und Weise. Hoffentlich aber würde man sich bald über eine bestimmte

Form einigen können, so daß Hader und Unlust ferner vermieden würden. Er schickte sich dann an, die sämmtlichen berathenen Beschwerdepunkte den Rathmannen vorzutragen, aber Kersten Militis unterbrach ihn und sagte: „Wir sind nicht dazu gekommen, um mit den Wittigsten zu unterhandeln, sondern dieselben aufzufordern, nunmehr, da der Brief des Kaisers verlesen ist, auseinander zu gehen.“

„Nicht eher,“ erwiderte der Knochenhauer, „als bis wir dem größeren Herrn gehorcht haben, dem Kaiser des Römischen Reiches, der die Wittigsten und ihre Bedeutung besser zu kennen scheint, als unser Rath. Wir werden Euch nach des Kaisers Befehl zuerst unterweisen, was Ihr den Grafen schuldig seid. Bevor wir das nicht mit einander berathen haben, werden wir dieses Haus nicht verlassen. Sollte aber Ein Ehrbarer Rath dieses nicht gestatten, sondern aus eigener Machtvollkommenheit Gewalt anwenden wollen, so möge er sich selbst die Folgen davon zuschreiben. Wir sind hier im Namen des Kaisers versammelt, und der Rath hat nicht das Recht, unsre Versammlung zu verbieten.“

Kersten Militis antwortete darauf mit einiger Verlegenheit: „Wie könnt Ihr Euch auf den Kaiser berufen, wenn Ihr diese Stadt, die ihre Freiheit von den Grafen mit schwerem Gelde erkauft hat, wieder den Grafen in die Hände spielen wollt?“

„Herr Kersten,“ entgegnete der Knochenhauer, „wie könnt Ihr dem Kaiser ungehorsam sein, wenn Ihr ihn,

nicht die Grafen, für Euren alleinigen Herrn anerkennt? Ist das die Achtung, die Ihr vor Eurem Kaiser und Herrn habt? Ihr wollt, daß Hamburg eine kaiserliche, freie Stadt wird, und wollt dennoch dem Kaiser nicht gehorsam sein? Es ist nur zu deutlich, daß Ihr Hamburg nur eine kaiserliche Stadt nennen wollt, um die Grafen los zu sein, damit Ihr selbst die unumschränkten Gebieter der Stadt seid. Wer den Kaiser als Herrn haben will, der soll dem Kaiser gehorchen, oder er erkennt gar keinen Herrn mehr über sich an. Ihr wollt nur die Bürger und die gemeinen Aemter unterdrücken, mögt ihre Pfennige wohl nehmen, aber ihren Rath nicht hören."

„Genug der Worte!" fiel Kersten Militis ein. „Im Namen des Rathes erkläre ich diese Versammlung für aufgelöst!"

„Und ich sage Euch!" rief der Knochenhauer mit noch lauterer Stimme. „Im Namen des Römischen Kaisers bleibt diese Versammlung beisammen, bis sie den ernstlichen Befehl des Kaisers ausgeführt und den ungehorsamen Rath der Stadt Hamburg unterwiesen und belehrt hat, was er zu thun schuldig ist. Wahrlich, wir werden nicht eher auseinander gehen, als bis wir diesen Befehl ausgeführt haben. Eher will ich nicht essen, oder darum auf dem Rade sitzen." [92])

Nachdem Kersten Militis die Versammlung noch einmal für ungesetzmäßig erklärt und alle Beschlüsse derselben für nichtig, verließen die Rathmannen, wiederum von den acht Werkmeistern begleitet, das Hohe Haus.

Ueberall machten die Wachtposten und die neugierige Menge ihnen ehrerbietig Platz, und sie erstatteten darauf dem Rath auf dem Hause Bericht über ihre Unterredung mit den Wittigsten.

Die Achtsamkeit der von Giseke vortrefflich vertheilten Handwerker verhütete, daß die Wittigsten in ihrer Berathung gestört wurden. Alle Brücken, die ins Petrikirchspiel führten, waren sorgfältig bewacht. Die Zimmerleute mußten sogar für alle Fälle die Bretter der Brücken losreißen, damit man sie bei einem Angriff sogleich entfernen könne. Einstweilen stand den unbewaffneten Bewohnern des Kirchspiels und allen Freunden der Aemter der Verkehr über die Brücken frei. Nicht weniger Aufmerksamkeit schenkte man den Flethen, diesen Hamburg so eigenthümlichen, theils natürlichen, theils künstlichen Wasserwegen, die einen großen Theil der Stadt durchschneiden, und die es dem Kaufmann ermöglichen, seine Waaren zwischen Hafen und Speicher schnell in großen Massen zu befördern. So lange die Fluth die Flethe fahrbar machte, beobachteten die Brückenwachen dieselben unausgesetzt, und ebenso that es das Gesinde der Handwerker, deren Häuser ans Fleth stießen. Die malerische Lage derselben war ihnen ein längst gewohnter Anblick, der an sich ihre Neugier wenig erregen konnte. Hundert Mal hatten sie die stattlichen Speicherreihen hinter der Zollenbrücke und der Trostbrücke gesehen, wie sie mit ihren vielen Stockwerken, spitzen Giebeln und Hunderten von Luken und Winden sich hart aus dem Wasser er-

heben und in die Lüfte ragen. Das Fundament der Speicher war hoch hinauf aus Feldsteinen aufgeführt, wie sie die Felder der Umgegend in Masse lieferten, um den ewig nagenden Wellen besser widerstehen zu können. Hier und da führte eine schmale, offene Pforte, mit einer ebenso engen Treppe, die sich innerhalb der Speicherfront halten mußte, um das Fahrwasser nicht zu verengen, unmittelbar ans Wasser. Damit aber Hochwasser und Diebe den Waaren im Innern nicht beikommen konnten, war die Mündung der Treppe durch eine schwere Fallthür verschlossen. Diese offenen Speicher-Pforten wurden unausgesetzt beobachtet, ob sich von dort bewaffnete Kaufleute und Brauer auf Schuten und Ewern in die andern Stadttheile schlichen, um sich mit ihren Freunden zu vereinigen. Nur in dem ersten Stockwerk der Speicher und Häuser sah man die beliebten Ausbauten, die Lauben, die theilweise als Wohnräume, theilweise sehr profanen Zwecken dienten, da die Fluth die Fortschwemmung von allerlei Schmutz und Unrath am Billigsten besorgte. Auf andern Stellen stießen Hofräume unmittelbar ans Fleth, aber auch hier ragten hoch aufgestapelte Bretter, Balken und Stabholz einige Fuß weit über das Ufer hinaus. Hier und da hatte man auch an den Häusern der Länge nach Stangen angebracht, auf denen in malerischer Lüderlichkeit allerlei nasse Wäsche, gefärbte Stoffe u. s. w. vom Winde durchgeweht wurden. Die Lauben waren heute besuchter als gewöhnlich, besonders so weit sie den Handwerkern

gehörten, damit man Alles, was in den Speichern der Kaufleute und Brauer vorging, desto besser übersehen und verdächtige Bewegungen schnell aufs Hohe Haus melden könne. Manches kecke Scheltwort flog da von einer Seite des Fleths zur andern, oder zu den Schuten hinab und von dort zurück. Besonders in dem überaus schmalen Fleth zwischen Neß und Garbraderstraße, wo die Lauben der Häuser sich fast berührten, hätte man manches kräftige Wort hören und manche grimmige Geberde sehen können. Aber trotz aller Vorsicht war es doch vielen Buhurdirkumpanen gelungen, selbst bewaffnet in die andern Kirchspiele zu entkommen. Die Amtleute schalten den Ewerführern nach, oder verfolgten sie auch mit einigen unschädlichen Steinwürfen, wenn sie außer den Waaren feindliche Personen beförderten; aber beide Theile hüteten sich, ernstliche Thätlichkeiten zu beginnen. Die wenigen Personen, die zu Wasser entkamen, konnten keinen Ausschlag geben, und Schuten voller Bewaffneter, deren Landung an einer Speicherpforte hätte gefährlich sein können, ließen sich nicht blicken.

Kurz nach dem höchsten Stand der Sonne trat die Ebbe ein und machte die Bewachung der Flethe unnöthig. Das Wasser sank schnell, und an vielen Stellen war der Grund sichtbar, und die Schuten und Ewer mußten liegen bleiben, wo sie zufällig waren. Das rege Treiben an den Speichern hörte auf, und ungestört konnte die Wasserratte auf dem schmutzig-grauen Schlammgrunde ihrer Nahrung nachgehen.

Mit den Berathungen der Wittigſten wurde der ganze Tag bis zum Abend verbracht. Immer ungeduldiger wurde die Menge und immer größere Menſchenmaſſen hatten ſich vor dem Hohen Hauſe angeſammelt, um möglichſt früh die gefaßten Beſchlüſſe zu hören.

Als die Dunkelheit hereingebrochen war, hingen die Frauen der Handwerker auf den Befehl der Werkmeiſter an dem Vorſprung des zweiten Stockwerks ihrer Häuſer Kienpfannen auf, wodurch die Straßen in eigenthümlich maleriſcher Weiſe beleuchtet wurden. Beſonders erglänzten die Buden der Garbrader auf dem Dornbuſch. Hoch auf loderten die Flammen in den ſchwarzen Abend hinein, und der fettige Rauch derſelben zog qualmend in die Lüfte. Hell waren die unteren Theile der Häuſer und Straßen beſtrahlt, ſo daß man jedes Geſicht deutlich unterſcheiden konnte. Die oberen, überſpringenden Stockwerke und die Erker und Giebel wurden entweder nur ſchwach von den Strahlen des Lichts geſtreift, oder waren in tiefe Schatten gehüllt, denn man konnte ſie wegen der Feuersgefahr nicht in ähnlicher Weiſe erleuchten, weil die ſich gegenüberliegenden Häuſer ſich oben zu ſehr näherten. Auf den freien Plätzen brannten außerdem verſchiedene Feuer, an denen man die erſtarrten Füße und Hände wärmte, während man zugleich die innere Kälte durch Wein und Bier zu verbannen ſuchte. Hier und da war auch von einem Krämer oder einem Schuſter [93]) eine leere Schmeer- oder Theertonne angezündet, um

die Dunkelheit des Abends noch beſſer zu bekämpfen. Damit kein Schade entſtände, gingen die Feuerſchauer der Schmiede überall umher und ſahen nach, ob die Kienpfannen auch in feuergefährlicher Weiſe angebracht wären.

Den prächtigſten und hellſten Anblick gewährte das Hohe Haus, während die Reichenſtraße, der Neß, das Rathhaus, das Schafferhaus und die Schreiberbuden in tiefem Dunkel lagen.

Man hatte inzwiſchen gehört, daß die Kaufleute in ihre Geſellſchaften zuſammen getreten ſeien, die Flandernfahrer, die Schoonenfahrer und die Englandfahrer beſonders, ebenſo die Brauhausbeſitzer, von denen die Hauerbrauer nicht eingeladen waren. Was dort berathen wurde, davon erfuhren die Aemter nichts. Jedenfalls waren bis gegen Abend die Handwerker vollkommen darüber beruhigt, daß die Gegner nicht unter die Waffen getreten waren, denn der Rath und die älteren Kaufleute wollten keinen Anlaß zum Streit bieten. Wie Bürgermeiſter Holdenſtede ſagte, wollte man den Werkmeiſtern nicht das Vergnügen ſtören, ſo viel Beſchlüſſe auf dem Hohen Hauſe zu faſſen, als ſie wollten; da dieſelben doch keine Kraft hätten.

Weniger ruhig waren aber die jungen Kaufleute und die jungen Brauer, die der Uebermuth ſtach, und die ſich gar zu gern mit den Aemtern gemeſſen hätten. Am Abend endlich, als die Wittigſten noch immer nicht vom Hohen Hauſe heruntergekommen und die Wachtpoſten von den Brücken noch immer nicht eingezogen

waren, versammelten sich die beiden Buhurdir-Kumpanien auf dem Hopfenmarkt in vollständiger Rüstung, ja viele hatten sogar zum Ueberfluß die gepanzerten Buhurdir-Pferde mitgebracht, die bei einem etwaigen Kampf in den engen Straßen der Stadt durchaus nicht zu gebrauchen waren. Trotz des Wunsches des Raths, sich in keine Neckereien mit den Aemtern einzulassen, hatte sie ihr Kampfmuth doch getrieben, einen starken Posten an die Trostbrücke vorzuschieben, welche die Böttcher besetzt hielten. Dort fingen einige der jungen Brauer an, sich freundschaftlich mit den Böttchern über die Brücke hin zu unterhalten, und ihnen wohlgemeinte Vorwürfe zu machen, daß sie sich auf die Seite der Aufrührer hätten ziehen lassen, worauf die Böttcher nicht in der gehörigen Weise antworteten. Einer der Feuerschauer, der gerade zwischen Zollenbrücke und Trostbrücke die Gegend abgegangen war und dort fast gar keine Kienpfannen gefunden hatte, das Rathhaus nicht mehr wie gewöhnlich erleuchtet und die Treppen desselben wohlbewacht, hatte diese Unterhaltung gehört und sofort dem Werkmeister Giseke gemeldet. In Folge dessen wurden die fünfundzwanzig Böttcher von der Trostbrücke zurückgezogen und theilweise an das Mühlenthor, theilweise auf den Berg geschickt, während fünfzehn Schmiede und fünfzehn Bäcker die Trostbrücke besetzten.

Aber dadurch fühlten sich Jene noch mehr gereizt, sich mit den Amtleuten zu reiben. Keck ging einer in voller Rüstung und mit offenem Visir, so

ſchnell als es die ſchwere Plattenrüſtung erlaubte, an die Troſtbrücke heran und rief dem Schmied Schütt und dem Bäcker Düretied, die gerade eine Kanne Bier hinunterſtürzten, höhnende Worte zu, die ihm jene auch nicht ſchuldig blieben. Zu gleicher Zeit zeigten ſich verdächtige Bewegungen auf dem breiten Waſſer vor dem Rathhauſe und dem Krahn an der Zollenbrücke, die den Wachtpoſten nicht entgangen waren. Es ſchien, als wollte ſich eine ganze Schute voll bewaffneter Männer am Krahn ausſchiffen, um vom Brodſchrangen, wo vorher die Schneider Wache gehalten hatten, einen Angriff auf das Hohe Haus zu machen. Soeben näherte ſich das Boot vorſichtig der Landungstreppe, da flammte plötzlich ein helles Feuer an der tief herunterhängenden Kette des Krahnbalkens auf, das einer der Feuerſchauer dort ſoeben entzündet hatte, und erleuchtete das Fleth weithin, ſo daß die nächſten Gegenſtände deutlich erkennbar waren und die tiefen Schatten der Speichergiebel im Hintergrunde um ſo deutlicher hervortraten. Man ſah die blitzenden Helme und Harniſche in der Schute, die etwa vierzig junge Leute enthielt.

Aber kaum hatte man dieſelben erblickt, ſo erſcholl ein lautes Geſchrei: „Verrath, Verrath, die Brauer kommen durchs Fleth.“ Das Geſchrei pflanzte ſich ſchnell bis zum Hohen Hauſe fort und von dort bis auf den Berg und ans Mühlenthor. Auch die Wache beider Brücken wurde in Bewegung geſetzt, und ein Theil derſelben eilte an die Landungstreppe. Der Schmied Schütt ſtürzte mit ſeiner gewaltigen Helle-

barde hinunter, bohrte mit derselben in die soeben anlegende Schute und stieß dieselbe wieder zurück. Es war aber einem der jungen Brauer gelungen, ihm die Hellebarde mit seinem Schwert dicht unterhalb des Beils abzuhauen, und die Schute machte von Neuem den Versuch anzulegen. Der Schmied Schütt bat dringend um eine neue Hellebarde, die ihm auch vom Bäcker Düretied, der sich vorsichtig zurückhielt, gereicht wurde, als von der andern Seite eine zweite, mit etwa vierzig Männern angefüllte Schute heranfuhr. Die Gefahr war groß. Der Schmied rief hinauf: „Kerls, wozu habt Ihr denn Eure Flitzbogen! Schießt ihnen nur einige Bolzen in die Rippen, und ihnen wird das Landen schon vergehen!“

Gleich darauf knarrten die Winden einiger Armbrüste, prasselnd schlugen einzelne Pfeile auf die Plattenpanzer, ohne jedoch Schaden zu thun. Inzwischen waren noch andere beherzte Schmiede von der Treppe herunter gekommen, dem Schmied Schütt zur Hülfe, und es gelang ihnen, mit einem Ruck die nächste Schute abzustoßen, so daß der Stoß derselben sich der andern mittheilte und einer der jungen Herren, der gerade sprungbereit auf dem Rande derselben stand, ins Wasser stürzte.

Ein Schrei des Schreckens durchfuhr die Mannschaften beider Schuten. „Mann über Bord!“ tönte der entsetzte Ruf, und wohl zwanzig Lanzen streckten sich dem Verunglückten entgegen. Ein Freudengeschrei aber ertönte vom Lande, und zu gleicher Zeit nahte sich

das Knochenhauer-Amt, um die Posten auf diesen gefährlichen Stellen zu unterstützen. Kühn drängten jetzt die Amtleute vor auf die erste Schute, deren Leute auch zum größten Theil ihre Aufmerksamkeit dem Ertrinkenden zugewandt hatten. Die jungen Buhurdirkumpane baten jetzt, da es so plötzlich ernst mit dem Sterben wurde, die Amtleute um Waffenstillstand. Die meisten Handwerker gingen freudig darauf ein und halfen bei den Rettungsversuchen. Aber Alles war vergebens. Der schwere Plattenpanzer hatte den jungen Brauer sogleich in die Tiefe gezogen; erst zur Ebbezeit des nächsten Tages fand man seine Leiche.

Als die Brauer dieses Resultat ihres Angriffes sahen, bezeigten viele von ihnen Lust, Rache an den Handwerkern zu üben. Doch ein Hagel von Steinen empfing die beiden Schuten, — denn noch lagen die übrig gebliebenen Feldsteine von der Pflasterung vor dem Rathhause daselbst in großen Haufen.[94]) Da inzwischen die Brücken von Hunderten von Armbrustschützen besetzt waren, die jede Durchfahrt unmöglich machten, so gaben die jungen Kaufleute es auch auf, durch eine Speicherpforte in die Reichenstraße einzudringen. Die Schuten ruderten daher davon und verschwanden bald im Dunkel des Flethes.

Während der Zeit, wo man den jungen Brauer retten wollte, ertönte fortwährend der Ruf: „Mehr Licht!“ der sich bald in die benachbarten Straßen fortpflanzte. Und als darauf hier und da im Schafferhaus und in den Schreiberbuden noch kein Licht er-

ſchien, da machte ſich das Volk und die Straßenjugend daran, ſämmtliche Fenſter dieſer Häuſer einzuwerfen. Auch in die Reichenſtraße drohte ſich dieſe Neigung fortzupflanzen, aber die Wache an der Rolandsbrücke verhinderte dies kräftig, indem einige der frechen Jungen von vernünftigen Meiſtern Ohrfeigen und Knüffe mit dem Kolben der Armbruſt bekamen.

Siegfried, der mit Vergnügen die Wache auf der Rolandsbrücke gehalten hatte und ſoeben einem dreiſten Schlingel einen fauſtgroßen Stein aus der Hand ſchlug, wurde plötzlich von einer flehenden Frauenſtimme angerufen: „Meiſter Siegfried, um Adonais und Jeſu Chriſti willen, rettet mich, ſie haben uns alle Fenſter eingeworfen. Faſt wäre mir ein Stein an die Stirn geflogen. Mein Mann iſt ſchon ſeit Mittag auf dem Rathhauſe. Da iſt Niemand, der mir beiſtehen kann!“

„Wohin wollt Ihr?“ fragte Siegfried die Stadtſchreiberin Tunderſtede, die ihn alſo angeredet hatte.

„Ich wollte aufs Rathhaus gehen. Aber man hat mich nicht durchgelaſſen.“

„Wer hat denn die Wache an der Ecke des Neß?“

„Ich glaube,“ entgegnete die Stadtſchreiberin, „es waren die Schneider.“

„Nun!“ ſagte Siegfried lächelnd, „ſie wollten wohl auch eine Heldenthat verrichten. Den Frauen und Kindern ſelbſt der Gegenpartei iſt's nicht verwehrt, die Straßen zu paſſiren. Doch auf dem Rathhauſe iſt jetzt wohl kaum ein geeigneter Platz für Euch:

Zieht Euch lieber ins Gelderſen'ſche Haus zurück! Es iſt ja nahe."

„Aber er iſt ein Rathmann."

„Greift man uns nicht an," erwiderte Siegfried, „ſo thut man keinem Rathmann etwas zu Leide, am Wenigſten Herrn Vicko."

Siegfried faßte die zitternde Stadtſchreiberin bei der Hand, und ſich mit der Armbruſt Raum durch die Menge bahnend, führte er dieſelbe an die Thür des Gelderſen'ſchen Hauſes, wo ſie alsbald verſchwand.

Bald darauf war die ganze Reichenſtraße ebenſo erhellt, wie die andern Straßen. Theils hatten die Bewohner ſelbſt Kienpfannen hinausgehängt, theils hatten die Feuerſchauer ſolche in geeigneter Weiſe angebracht. Damit war der unruhigen Menge jeder Vorwand zur weiteren Zertrümmerung der Fenſterſcheiben genommen und es wurde wieder ſtiller auf den Straßen.

Dieſe Ruhe benutzte der kleine Hartwig, ſich wieder bei Siegfried einzuſtellen, bei dem er faſt den halben Tag voller Stolz auf der Rolandsbrücke geſtanden hatte. Er hatte ihm Grüße von ſeiner Schweſter beſtellt, wie ſie ſelber es nicht verabſäumt hatte, von der Auslucht des Hauſes ihren ſtattlichen Geliebten im Harniſch zu bewundern.

Nicht lange darauf erſcholl ein neues Geſchrei, das jetzt nicht von den äußerſten Poſten her tönte, ſondern unmittelbar vom Hohen Hauſe. „Die Wittigſten kommen herunter!" hieß es. Das Volk drängte über die Brücken in die Garbraderſtraße hinein, aber die Poſten ver-

ſagten jetzt mit gekreuzten Lanzen Jedem den Zutritt, da der enge Raum vor dem Roland nicht mehr Leute faſſen konnte. Es öffnete ſich die Thür im zweiten Stockwerk des Hohen Hauſes, die auf die Laube führte, und heraus traten etwa zehn der Werkmeiſter, Klaus, der Schreiber, und ein Trompeter. Dieſer blies, und eine athemloſe Stille trat unter den Hunderten von Menſchen ein, die vor dem Hohen Hauſe ſtanden. Darauf trat Tideke Bickelſtedt an die Brüſtung der Laube und hielt mit kräftiger Stimme, die deutlich bis in die Nebenſtraßen zu verſtehen war, eine Anſprache an das Volk, worin er die Beſchlüſſe der Wittigſten mittheilte und von der Unterdrückung der Gemeinde durch den Rath ſprach, wie aber ſich jetzt der Kaiſer derſelben kräftig angenommen habe. Dann erhob Tideke ſeine Stimme lauter und ſagte: „Vernehmt jetzt den Brief des Kaiſers, den er der Bürgerſchaft geſandt hat.“ Er gab Klaus einen Wink, und dieſer trat an die Brüſtung, und indem ihm zwei Werkmeiſter mit Fackeln leuchteten, verlas er mit deutlicher Stimme den kaiſerlichen Brief. Als er die Stelle las, wo der Kaiſer der Bürgerſchaft ernſtlich gebot, den Rath zu unterweiſen, was er zu thun habe, wurde er durch ein nicht enden wollendes Hoch auf den Kaiſer Karl unterbrochen. Endlich legte ſich daſſelbe und er konnte den Brief zu Ende leſen.

Darauf ergriff Tideke wiederum das Wort und erklärte der Menge, daß die Wittigſten nach reiflicher Erwägung gefunden hätten, in welcher Weiſe ſie den

Rath belehren sollten. Mit großer Stimmenmehrheit wäre der Beschluß gefaßt worden, dem sich nur die Geschworenen der Kirchspiele und die Krämer widersetzt hätten. Es sei offenbar, daß Jene mit dem Rath unter einer Decke spielten. Wenn dieselben die Rechte der Gemeinde nicht mehr verträten, dann seien sie nicht mehr die Wittigsten der Stadt, und die Werkmeister könne man hinfort nur noch allein als die wahren Vertreter und die Wittigsten der Gemeinde ansehen. Diese aber hätten beschlossen, den Rath dadurch zu belehren, daß man die Rolandssäule, auf welche er seine Rechte begründen wolle, umstürze.

Ein großes Beifallsgeschrei folgte diesen Worten. Von allen Seiten drängte sich die Menge an den Roland heran, wie um ihn noch zum letzten Mal stehen zu sehen und sogleich zu stürzen. Aber die mittlerweile am Fuße der Rolandssäule aufgestellten Amtleute verhinderten die Menge daran, sogleich Hand anzulegen, und belehrten sie, daß der Roland in aller Form Rechtens fallen solle. Gleich darauf erschienen die Werkmeister auf der Straße, denen die Menge ehrerbietig Platz machte, und stellten sich um den Roland herum auf.

Tideke Bickelstedt trat auf die Stufen des Rolands und wünschte, daß man schnell ein langes Schiffstau herbeibringen und neben dem Roland ein großes Feuer anzünden möchte. Auch befahl er, daß man von allen Posten die jüngsten Meister aller Aemter herbeiholen solle.

Schnell war ein Schiffstau herbeigebracht, und die jüngsten Meister kamen von allen Seiten herbeigeeilt. Darauf mußten einige Zimmerleute das Schiffstau um den Gürtel und den Hals des Roland schlingen. Tideke Bickelstedt forderte dann die jüngsten Meister auf, das Tau anzufassen, um den Roland umzureißen und in das Feuer zu schleifen. Aber nur wenige der jungen Meister machten Miene, diesem Befehl zu gehorchen. Nur Siegfried hatte sogleich seine Hand daran gelegt.

Da rief Tideke Bickelstedt zornig: „Sonst streitet Ihr täglich und stündlich um den Vorrang der Aemter, und ein Amt will noch älter und vornehmer sein als das andere. Dessen Amt soll in unseren Augen künftig das erste sein, der zuerst seine Hand anlegt, um das Wahrzeichen des beginnenden Geschlechterthums und der Unterdrückung der Amtleute zu stürzen."

Kaum hatte er dies gesagt, so regten sich wohl fünfzig Hände zugleich, um das Tau zu ergreifen, und noch Wochen lang nachher stritten die Aemter darum, welcher jüngste Meister zuerst seine Hand an das Tau gelegt habe. Bickelstedt mußte ihnen jetzt winken, nicht allzu ungestüm zu sein, und nun ordneten sich die fünfundzwanzig Meister, um sich nicht gegenseitig im Wege zu sein. Dann legte der Knochenhauer seine Hand an den höchsten Theil des Taues und sagte feierlich: „Ein Amt soll so schuldig sein, wie das andere. Darum lege ich, der Worthalter der Wittigsten, vorzüglich die Hand an, und ihr jungen Meister möget vollstrecken, was die Wittigsten beschlossen. Nur die

Wandschneider haben es heute verschmäht, die Versammlung der Wittigsten mit ihren Aelterleuten zu beschicken. Aber sie sind Kaufleute und Krämer, keine schaffenden Arbeiter. Die Krämer haben zwar ihre Aelterleute aufs Hohe Haus geschickt, aber ihren jüngsten Meister vermisse ich hier, — denn sie möchten gern als Kaufleute gelten. So scheidet sich denn deutlich die Arbeit und der Handel oder die Vermittelung, wie das Wasser vom Oel. Die Reichen haben es gewagt, diese uralte Säule zum Sinnbild ihres Vorranges, zum Zeichen unserer Abhängigkeit zu machen, darum soll und muß sie fallen. Möge der allmächtige Gott Hamburg vor dem Geschlechterthum bewahren, und rotten wir die Keime desselben jetzt sogleich aus, bevor sie feste Wurzeln geschlagen haben und es zu spät ist. Der Handel wird immer die vornehmste Nahrung Hamburgs bleiben, denn diese gute Stadt soll vermitteln zwischen den Menschen, die über See und Sand wohnen, und denen, die binnen Landes wohnen. Aber möge der Kaufmann bei seinem Handel bleiben. Wir, die schaffenden Arbeiter, mißgönnen's ihm nicht. Aber die freie, schaffende Arbeit soll ihr eigen bleiben und nicht die Dienstmagd der Vermittelung werden. Für seinen Vortheil wird der Kaufmann am Besten sprechen, und der Handwerker für den seinen. Zum Zeichen dessen, daß wir das Recht der Arbeit schützen und unsere Dinge selber mitberathen wollen, stürzen wir jetzt diese Säule und vernichten sie im Feuer."

Er gab ein Zeichen. Die jungen Meister zogen mehrere Male an. Der Roland krachte, brach aus den Fugen des Sockels heraus, wankte und stürzte herunter. Eine Staubwolke wirbelte auf aus dem Unterbau, auf dem die Säule gestanden hatte. Die jungen Meister schleppten den Roland auf den Scheiterhaufen, zu dem das Volk indessen allerlei Brennholz herbeigetragen hatte, und bald loderte ein gewaltiges Feuer auf, dessen Flammen weithin durch die ganze Stadt wahrnehmbar waren, als wenn ein Brand ausgebrochen wäre, so daß die Glocken der drei ferneren Kirchspiele zu stürmen anfingen.

Während der Roland auf dem Scheiterhaufen brannte, brachen die Zimmerleute und Steinbrügger die Steine des Sockels auseinander, um die verborgenen Urkunden zu entdecken. Bald stieß man auf eine kleine, mit Eisen beschlagene Lade. Ein Freudengeschrei erscholl aus dem Munde aller Umstehenden, als dieselbe jubelnd hervorgeholt und gezeigt wurde. Ein Kleinschmied erbrach den Deckel derselben. Klaus sollte dasjenige, was darin lag, lesen und der versammelten Menge mittheilen. Zu diesem Zweck war er auf einen Tisch gestiegen, um der ganzen Menge sichtbar und vernehmbar zu sein. In athemloser Spannung umstand ihn das Volk, als er jetzt verschiedene uralte Münzen hervorholte und sie der Menge, so gut er konnte, in der Eile erklärte. Endlich holte er eine aufgerollte Urkunde hervor, an der zwei große Siegel hingen. Er entrollte dieselbe. Ein Wolke von

Kalk stob ihm aus derselben entgegen, was das sichere Zeichen des Verderbens war. Das Pergament zerfiel unter seinen Händen fast zu Zunder, als er die Urkunde langsam aufwickelte und zu entziffern versuchte. Nur die beiden Siegel daran waren unversehrt: es waren die der Grafen von Holstein und der Stadt Hamburg.

Die Menge war sehr enttäuscht und suchte noch lange auf der Stelle, wo der Roland gestanden, nach Urkunden und Kostbarkeiten.

Während dieses auf dem Dornbusch vorging, saß Marie Gelderſen am Fenster der Auslucht und schaute klopfenden Herzens zugleich mit dem auf ihrem Schooß sitzenden Hartwig der bewegten Scene auf dem Dornbusch zu. Hoch jubelte ihr Herz auf, als sie hörte, daß der Roland gestürzt werden sollte. Heftig preßte sie den kleinen Hartwig an ihre wogende Brust und theilte ihm ihre Freude im flüsternden Tone mit. Beide schauten dann unverwandt auf die Scene, die sich unten abspielte. Aber so bunt die Menge auch durch einander wogte, selten verloren die Beiden ihren geliebten Siegfried aus dem Auge, den sie jetzt mit Freuden als einen der Ersten sahen, die den Roland zu stürzen gedachten.

Als aber die Flammen vom Roland hoch empor loderten und der Schreiber Klaus auf dem Tisch stand, mit der zerfetzten Urkunde in der Hand, da wurde sie seltsam ergriffen von einer merkwürdigen Aehnlichkeit, die sie in dem Gesichte des Schreibers sah, als sie die volle Seitenansicht desselben in hellster Beleuchtung

beobachtete. War es nicht fast, als wären es die Züge ihres Vaters? Soeben wollte sie diese Beobachtung Hartwig mittheilen, da rief ihre Mutter, die sich unwillig vor dem Lärm und Toben auf der Straße in ein hinteres Zimmer zurückgezogen hatte und sich dort mit der Stadtschreiberin unterhielt: „Marie, was hat der helle Schein und das Sturmläuten der Glocken zu bedeuten? Haben die Amtleute etwa das Hohe Haus angezündet? Komm herein zu mir! Du hast dieses ruchlose Treiben und Deinen Freier wohl genug angesehen."

Die Tochter gehorchte dem Befehl der Mutter, und mit leuchtenden Augen trat sie in das hintere Zimmer ein. Noch einmal um den Grund des hellen Flammenscheins befragt, antwortete sie, ohne daß sie ihre Fröhlichkeit verbergen konnte: „Soeben haben die Amtleute die Rolandssäule umgestürzt und die hellen Flammen, deren lodernden Schein Du siehst, verkünden uns, daß der Roland verbrannt wird."

Starr und unbeweglich saß die stolze Frau am Tisch da und konnte keine Worte finden. Ihre Lippen preßten sich heftig auf einander und die Brust hob sich gewaltsam. Die Stadtschreiberin Tunderstede sprang erschrocken auf und griff nach ihrem Riechfläschchen am Gürtel. Aber Marie konnte jetzt ihre Wonne und Freude nicht mehr verbergen. Mit auseinandergebreiteten Armen lief sie auf die Stadtschreiberin zu und umarmte sie heftig und sagte: „Stadtschreiberschе, ich weiß mich nicht zu lassen vor Wonne. Der Roland ist ge-

ſtürzt, er wird zu Aſche verbrannt. Die letzte Scheidewand zwiſchen mir und meinem geliebten Siegfried iſt gefallen.“

Als ſie ſo ihrem jubelnden Herzen Luft gemacht hatte, ſchien ſie erſt das entſetzte Geſicht der Mutter zu merken. Sie kniete vor ihr nieder, umfaßte ſie, und indem ſie ſie flehend anblickte, ſagte ſie: „Mutter, verzeihe mir meinen Jubel, aber ich konnte nicht anders: der Himmel ſelbſt hat in unſerer Sache entſchieden. Löſe jetzt Dein Wort und gieb uns Deinen Segen.“

Die Mutter wehrte ſie kalt ab, ſaß noch immer ſtarr und unbeweglich und ſagte kein Wort; aber ihr Schweigen ſchien nichts Gutes zu bedeuten.

Siebentes Capitel.

Noch hatte sich die Aufregung nicht gelegt, die durch die Versammlung der Wittigsten auf dem Hohen Hause und durch den Umsturz der Rolandssäule hervorgerufen war. Noch immer sprach man von nichts Anderem, als von dem verrätherischen Brief des Kaisers, und der Rath schien das Schlimmste von den Aemtern zu befürchten. In jeder Sitzung beriethen die Rathmannen, was gegen die Aemter zu unternehmen sei, und diese hielten dreist auf eigene Hand Morgensprache und beriethen, was gegen den Rath zu thun sei, wenn derselbe die Werkmeister und die jüngsten Meister wegen des Umsturzes der Rolandssäule bestrafen wollte. Sogar der Kinder hatte sich eine große Aufregung bemächtigt: wo nur die Söhne der Brauer oder Kaufleute mit denen der Handwerker zusammentrafen, da kam es zu ernsten, ja mitunter zu blutigen Schlägereien, und es schien, als ob dieses Mal die Wahl des Kinderbischofs nicht ganz ruhig vorüber gehen sollte.

Einer der Schulgesellen der Domschule hatte einen Handwerkersohn derb gezüchtigt, weil er an jenem aufrührischen Abend, wo der Roland fiel, beim Fenster-

einwerfen sich ausgezeichnet hatte. Aber auf die Klage des beleidigten Vaters hatte der Schulgesell vom Rector einen harten Verweis bekommen. Und als dieser nun beim Scholasten sein Recht suchte, war ihm wegen einer gar zu starken körperlichen Züchtigung und ungeziemender Beschwerdeführung auf Neujahr der Dienst gekündigt worden, was auch zu den Ohren aller Schüler kam. An seine Stelle sollte Klaus treten, dem so der Propst und der Scholaster seine guten Dienste für die Grafen vergalten.

Nicht geringer war die Aufregung im Gelderſen'schen Hause. Alle Familienglieder hofften, daß nach dem Fall des Roland's die hartherzige Hausfrau ihres Eides eingedenk sein und den Wunsch ihrer Tochter erfüllen werde. Doch wie groß war die Enttäuschung von Herrn Vicko und seiner Tochter, als jetzt die Hausfrau dreist und fest erklärte, sie brauche ihren Eid nicht zu halten, da ihr Eheherr, als er ihre Worte gehört, ja selbst gewünscht habe, daß sie den übereilten Eid zurücknehme. Sie sähe jetzt ihre Uebereilung ein, und folge nun gern ihrem Ehemann. Man wußte kaum Worte zu finden für diese Umkehrung aller natürlichen Auffassung. So viel Vorstellungen man ihr auch machte, sie blieb bei ihrer Meinung, daß sie nur den ursprünglichen Wunsch ihres Mannes erfülle. Der Rathmann stand endlich davon ab, in sie zu dringen, ihren Eid zu halten, und erklärte ihre Auslegung als einen neuen Fund,[95]) und rief ihr ins Gewissen, daß alle Finder neuer Fünde von Gott ganz besonders schwer gestraft

würden. Er bat daher seine Tochter, vom Bitten abzustehen, und er überließ die Sache dem Gewissen seiner Frau; dieser aber gab er zu bedenken, daß sie Unheil über das ganze Haus bringen würde mit einem so frevelhaften Gebahren, denn Gott ließe sich nicht spotten. Seine Tochter tröstete er damit, daß die Zeit der Erfüllung ihres Wunsches schon kommen würde, da die himmlische Gerechtigkeit keinen Schwur ungestraft brechen lasse. Würde seine Frau nicht innerhalb einer gewissen Zeit nachgeben, so würde er, so schwer es ihm auch falle, auch ohne ihre Einwilligung thun, was er für gut halte.

Das Verhältniß im Hause war in Folge dieses Streites ein recht gespanntes geworden, zumal die Hausfrau sich gleichzeitig schon mit einem anderen Plan trug, um ihr Haus im höchsten Glanze zu zeigen.

Es war nämlich Sitte in Hamburg wie in vielen anderen Städten des Deutschen Reiches und anderer Länder,[96]) daß die Schuljugend am St. Nicolaus-Abend aus ihrer Mitte einen Kinderbischof erwählte, der an allen Sonn- und Festtagen bis zum Tage der unschuldigen Kindlein, d. h. dem vierten Weihnachtstage, im bischöflichen Ornat in den Dom zog und dort alle Ehren eines wirklichen Bischofs genoß. Am letzten Tage aber zog er, begleitet von seinen jugendlichen Diaconen und Priestern und von der übrigen Schuljugend, durch die Stadt, um sich noch einmal in seiner vollen Pracht und Herrlichkeit zu zeigen, worauf das Ganze mit einer gemeinsamen Mahlzeit der Kinder schloß.

Frau Gelderſen nun hatte es ſich dieſes Jahr in den Kopf geſetzt, daß ihr Bicko Kinderbiſchof werden ſollte, damit ſie einmal von allen übrigen Frauen recht beneidet würde. Als davon zuerſt die Rede war, hatte Herr Bicko nur gelächelt und ſich die Mühe gegeben, dies ſeiner Frau auszureden, da es ja nur darauf ankäme, ob die Mitſchüler den jungen Bicko wählen wollten oder nicht; auch ſei es ungehörig, einen Knaben mit einem Gedanken zu erfüllen, deſſen Verwirklichung nicht in ſeiner Macht läge. Gefragt, weswegen ſie den Knaben gern als Kinderbiſchof ſehen möchte, erzählte ſie die ſchon ſo oft gehörte Geſchichte, daß vor Jahrhunderten Einer aus ihrer Familie Biſchof geweſen ſei. Und als alles dieſes Herrn Bicko noch immer nicht überzeugen wollte, fügte ſie gewiſſermaßen als letzten Trumpf hinzu, wie ſie zuweilen im Eifer ganz unbedacht zu reden pflegte und ſich der Tragweite ihrer Worte kaum noch bewußt blieb: „Und wenn er ſtirbt, dann hat er das Recht, in biſchöflichem Ornat begraben zu werden, und er kann auf ſeinem Leichenſtein in der Biſchofstracht abgebildet werden.“ [97])

„Du kannſt wohl den Tod des Knaben gar nicht abwarten,“ ſagte Herr Bicko darauf, „und doch bringſt Du es nicht einmal übers Herz, den Knaben auf ein Hanſiſches Comptor nach London, Brügge oder Bergen zu ſchicken.“ Letzteres nämlich war einer der ſchwachen Punkte der Frau, da ſie ſich zu ſtolz fühlte, einen ihrer Söhne das rauhe Lehrlingsleben auf einem Comptor unter fremden Völkern durchmachen zu laſſen.

Seit dem Aufstand und seitdem der Roland gefallen war, wurde von der Sache des Kinderbischofs gar nicht mehr gesprochen. Aber Frau Gelderſen hatte dieſen Gedanken ihrem Sohn Vicko ſchon ſo feſt eingeprägt, daß dieſer ſeit Wochen an nichts Anderes mehr dachte.

Endlich war der 5. December, St. Nicolaus-Abend, herangekommen, und alle Schüler der Dom- und Nicolaiſchule waren in der höchſten Erregung, denn wenn die letztere auch nicht an der Wahl Theil zu nehmen hatte, ſo that ſie es doch an den Feſtlichkeiten, — Grund genug, daß ihr die Perſon des künftigen Biſchofs nicht gleichgültig war. Faſt eine Stunde vor Anfang der Schulzeit hatten ſich am Morgen die Kinder in der Domſchule eingefunden, obgleich es noch ganz finſter war. Die Thüren der verſchiedenen Claſſen ſtanden offen und ließen ſo auf die ſonſt faſt dunkle Diele ein ſpärliches Licht fallen. Die größeren Knaben ſtanden in verſchiedenen Gruppen auf der Diele umher, ernſthaft und wichtig miteinander ſprechend, während die kleineren Schüler ehrfurchtsvoll dem Geſpräch der größeren zuhörten. Es hatten ſich aber unter den Schülern zwei verſchiedene Parteien gebildet, die der Handwerkerſöhne und die der Kaufmannsſöhne, denen ſich auch die Brauerſöhne und Krämerſöhne angeſchloſſen hatten. Beide Parteien waren dieſes Mal jedenfalls darin einig, keinen von den ſogenannten Kinderdomherren zu wählen, deren Zahl übrigens ſehr gering war. Falls man aber keinen von den Kinderdomherren [98])

wählte und keine Einigkeit erzielt wurde, so stand es dem Domcapitel zu, diejenigen vorzuschlagen, die gewählt werden sollten. Da standen nun die kleinen Herren mit altklugen Mienen und sprachen über den, den sie gern gewählt hätten, aber doch nicht frei wählen konnten.[99]) Die Kaufmannssöhne standen um Vicko von Gelderſen herum und nahmen von ihm Zuckerbrod, Honigkuchen und andere Süßigkeiten in Empfang, wofür sie ihm versprachen, treu bei ihm ausharren zu wollen, und für den Fall, daß ein Handwerkerknabe gewählt würde, denselben mit allem möglichen Hohn und Spott zu verfolgen. Einzelne citirten alte lateinische Spottverse, die vor Jahren trotz des scharfen Verbotes auf diesen und jenen Kinderbischof verfertigt waren. Vicko von Gelderſen aber sagte einige derbe niederdeutsche Verse her, die er noch vom vorigen Jahr auswendig wußte, und in die er einige neue mit spitzen Bemerkungen auf den Handwerkerstand eingefügt, worüber sich seine Mutter herzlich gefreut hatte. Seine Kumpane belachten sie nicht minder und lobten sie fast noch mehr, wie seine Honigkuchen.

„Wird ein Handwerkerjunge gewählt," sprach ein Brauersohn, „dann wollen wir am Tage der unschuldigen Kinder gar nicht erscheinen, um den Zug des Bischofs zu verherrlichen und um am Mahl Theil zu nehmen."

„Nein," sagte ein Krämerssohn, der sich stolz fühlte, von den Kaufmannssöhnen geduldet zu werden, da ihn die Söhne der Amtleute mit Hohn und Schlägen von

ſich geſtoßen hatten, „nein, das wäre dumm. Unſere zwei Pfennige, [100]) für den Reventerdienſt müſſen wir doch bezahlen; dann müſſen wir auch an dem Mahl Theil nehmen.“

„Wird ein ſchönes Mahl ſein, wenn ein Amtmannsſohn der Biſchof iſt,“ ſpöttelte der Sohn von Herrn Ludolph Beckendorp.

„Es iſt alle Jahr dieſelbe Abfütterung,“ fiel ein anderer Knabe ein, „ob nun der Biſchof ein Kaufmannsſohn oder Amtmannsſohn iſt. Wir werden ſchließlich doch wohl hingehen müſſen.“

„Nein, Jungens, hingehen müſſen wir,“ rief Vicko von Gelderſen eifrig, „aber der Amtmannsſohn kann gewiß nicht reiten. Wenn er dann am letzten Tage den feierlichen Umritt durch die Stadt hält, dann wollen wir ihm das Pferd ſcheu machen, daß er herunter muß.“

Aehnliche Geſpräche führte die Gruppe der Handwerkerknaben, die ſich in einiger Entfernung aufgeſtellt hatte. Auch dieſe murmelten Spottverſe her, aber gewöhnlich in niederdeutſcher Sprache, da ſie meiſtens nur die deutſchen Schreib- und Leſeſtunden genoſſen. Mit wichtiger Gebärde verhandelten ſie, wem ſie die Stimme geben wollten, wenn einer von den Amtmannsſöhnen vorgeſchlagen würde. Man kam endlich darin überein, daß des Werkmeiſters Tideke Bickelſtedt Sohn der würdigſte wäre. Ja, einer der Knaben deutete ſogar geheimnißvoll an, daß ſein Vater von dem neuen Schulgeſellen, dem Schreiber Klaus, gehört habe, daß

das Domcapitel dieſes Mal ganz beſtimmt einen Handwerkerſohn zum Biſchof wählen laſſen wolle, um den Rath zu ärgern. Inzwiſchen hallten von der anderen Gruppe die Worte herüber: „Dann muß er vom Pferde herunter!“

Der junge Bickelſtedt griff die Worte auf, trat mit erregter Miene an Vicko von Gelderſen heran und fragte ihn: „Wer muß herunter? Und wovon?“

„Du, vom Pferde,“ erwiderte ihm Vicko trotzig, denn reiten kannſt Du doch nicht.“

„Wenn er ſo gutwillig iſt und herunterfällt.“

„Haſt Du denn ſchon je auf einem Pferde geſeſſen?“ fragte in Vicko höhniſch.

„Knochenhauerſöhne wiſſen ſchon zu Pferde zu ſitzen, ſo gut wie die Junkerbrauer. Laß mich ſolche Dummheiten nicht noch ein Mal hören, Vicko, oder es ſoll Dir leid thun.“

„Klein Bickelſtedt,“ ſagte Vicko, wie mitleidig auf ihn herabſehend. „Sohn des großen Knochenhauers und Rolandſtürzers, Du kommſt herunter vom Pferde, wenn Du Dich erfrechſt, Biſchof zu werden.“

Kaum hatte Vicko dieſe Worte geſagt, ſo fühlte er ſich von des jungen Bickelſtedt's Fauſt vor die Bruſt geſtoßen, daß er einige Schritte zurücktaumelte und nahe daran war zu fallen, aber ſogleich raffte er ſich wieder auf, ſtürzte auf ſeinen Gegner zu, und Beide fuhren ſich, nachdem ſie ihre Pelzmützen [101]) abgeworfen, in die Haare. Die übrigen Knaben, klein und groß, bildeten einen Kreis um die Kämpfer und ſchauten mit

gespannter Aufmerksamkeit zu, indem sie bald ermunternde oder scheltende Rufe ausstießen. Die beiden Gegner aber waren einander gewachsen, so daß sie lange unentschieden rangen. Schon schien es, als wenn der junge Bickelstedt Vicko auf den Boden werfen sollte, — aber bevor es noch dazu kam, trat unter der Zuschauermenge eine plötzliche, unheimliche Stille ein, — der Rector und der Cantor kamen leise den letzten Treppenabsatz herauf. Die ganze Schaar stob nach allen Seiten in die Classen aus einander. Vicko und Bickelstedt ließen sich los und stürzten ebenfalls in ihre Classe.

Aber der Rector, der sie wohl erkannt hatte, folgte ihnen auf dem Fuße nach. Er betrat das große, geräumige Classenzimmer und ging in gemessenem Schritt auf das massive Katheder hinauf. Er faßte nur an sein Barret, ohne es abzunehmen, und grüßte die Knaben, die ihre Plätze auf den Bänken schon eingenommen hatten, die lateinischen Schüler auf einer Erhöhung und die deutschen Schüler unten am Fuß derselben. Die Schüler erhoben sich von ihren Plätzen, zogen ihre Kappen und Mützen ab, den Gruß des Rectors erwidernd, und setzten dieselben dann wieder auf. Der Rector gab ihnen noch nicht das Zeichen zum Setzen, denn man sah an seiner Miene, daß zuvor noch eine Strafpredigt über die Classe hereinbrechen sollte.

„Das ist ja ein schöner Anfang des Kinderbischofs," sagte der Rector, „wo zwei Schüler der ersten Classe,

noch dazu von der lateiniſchen Abtheilung — ich weiß nicht genau wer, — eine regelrechte Schlägerei aufführen.“

Vicko und Tideke, die noch von der Prügelei erhitzt waren und deutlich als die Schuldigen zu erkennen waren, errötheten dabei bis zur Stirn, obgleich der Rector ſich ſo zu irren ſchien. Dann ergoß er ſich in eine Fluth von Ermahnungen, theils lateiniſch, theils deutſch, über die Schädlichkeit der Zwietracht, durch die die größten Staaten zu Grunde gegangen wären, wie die kleinſten durch die Eintracht in die Höhe gekommen ſeien, und kam zuletzt noch beſonders auf die beiden Kämpfer zurück, ohne ſie jedoch namhaft zu machen. Dabei zog ein eigenthümliches Lächeln um ſeine Lippen und er griff an die linke Seite ſeines Stuhles, wo die ſtattliche Ruthe neben der zierlich gedrechſelten Handplacke[102]) hing, nahm beide vom Nagel, legte ſie vor ſich auf das Katheder und ſagte, auf dieſe beiden gefürchteten Werkzeuge hindeutend: „Dieſes ſind die gewöhnlichen Inſtrumente für die Beſtrafung böſer Buben. Aber alle Vergehen, die zur Zeit des Kinderbiſchofs und in Sonderheit gegen den Biſchof ſelber verübt werden, ſollen in ganz beſonderer Weiſe beſtraft werden. Im Jahre des Heils, im vierten dieſes Jahrhunderts, fielen böſe Mißbräuche vor. Beſonders erfrechten ſich etliche böſe Buben, den neu gewählten Biſchof mit lateiniſchen Spottverſen, und horrible dictu, ſogar mit Spottverſen in deutſcher Zunge, lingua vernacula, zu verhöhnen. Da

hatten die ehrwürdigen Domherren, Propſt, Dechant und Scholaſter, ſowie der Ehrbare Rath ein Einſehen und ſetzten am Tage nach St. Nicolai neue ſchwere Strafen darauf. Alle Vergehen, den Kinderbiſchof betreffend, werden ſonder Gnade mit Carcer beſtraft im Domgefängniß, beim Brod des Schmerzes und dem Waſſer der Einſamkeit, **panis doloris et aqua angustiae**, wie die alte Urkunde ausweiſt. Ja ſogar Verbannung auf ewige Zeit aus der Stadt ſteht darauf; wonach ſich zu richten.“ [103])

Obgleich die Stunde des Schulanfangs ſchon gekommen war, ſo dachte der Rector doch nicht daran, den Unterricht zu beginnen, ſondern nachdem er die Knaben wiederum deutſch und lateiniſch zum ſittſamen Betragen und Fleiß ermahnt hatte, befahl er, daß die lateiniſche Abtheilung die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunſer noch einmal lateiniſch wiederholen ſollte, ſowie die Geburt Chriſti in derſelben Sprache. Der deutſchen Abtheilung ſchrieb er Bibelſprüche in deutſcher Sprache an die Wandtafel und hieß ſie, dieſelben fein ſauber auf Pergament oder auf ihre Wachstafeln zu ſchreiben. Er ſelbſt habe noch, ſagte er, wichtige Dinge mit dem Herrn Scholaſter und den Schulgeſellen draußen zu beſprechen. Darauf ging der Rector hinaus und die Knaben machten ſich langſam an die aufgetragene Arbeit. Die lateiniſche Abtheilung, auf den beiden oberen Bänken, nahm ihre geſchriebenen Bücher hervor und lernte halblaut vor ſich hin, oder Zwei und Zwei überhörten ſich gegenſeitig, wobei

die Meisten auch die Bemerkungen über richtig und falsch lateinisch murmelten, aber doch auch häufig deutsch, theils absichtlich, theils aus Vergeßlichkeit. Der Primus notirte verschiedene, nachdem er sie vorher vergebens ermahnt, die Unterhaltung lateinisch zu führen.

Vor der Bühne saßen auf einer Bank ohne Lehne und Tisch die deutschen Schreib- und Leseschüler, unter denen sich auch Hartwig von Gelderſen befand. Der Erste dieser Abtheilung holte aus einem Bort seitwärts vom Katheder, worauf auch einzelne Schreibbücher standen, die Schreibbretter und Schreibtafeln hervor und vertheilte dieselben. Ein Anderer holte aus einer Schublade des Katheders die Gänsefedern hervor, welche vom Rector höchst eigenhändig geschnitten, geschabt und mit dem Namen und der Nummer eines jedes Knaben versehen waren. Nachdem auch die Federn vertheilt und die Knaben sich über die Benutzung der auf die Bank gestellten steinernen Dintefässer geeinigt hatten, legten sie die Schreibbretter auf das rechte übergeschlagene Knie, liniirten ihr Pergament und schrieben die deutschen Bibelsprüche von der Wandtafel ab. Die ärmeren, die nur eine Wachstafel besaßen, schrieben auf ihre Wachstafel mit einem eisernen Griffel, der bei Manchem in einen phantastisch geschnitzten Holzgriff eingelassen war. [104])

Die erste Abtheilung hatte längst Gebote, Glauben, Vaterunser und Weihnachtsperikopen auswendig gelernt und die zweite Abtheilung ihre Schreibaufgabe vollendet, aber noch immer kam der Rector nicht zurück.

Die Schüler fingen daher an, miteinander zu plaudern, wobei trotz aller Ermahnung des Primus, bei der zwischen der deutschen und lateinischen Abtheilung hin- und herwogenden Unterhaltung und Schelterei, an die lateinische Sprache nicht zu denken war. Vor allen Dingen erregte außer der Bischofswahl die Aufmerksamkeit der Knaben ein grober Unfug, den die Schlafschüler des Doms [105]) in der letzten Nacht verübt haben sollten.

Bald fingen Einzelne an vom Platze zu gehen. Dieser und jener nahm auch wohl die ehrwürdige Ruthe und die zierliche Handplacke vom Katheder und ging damit, gravitätisch den gemessenen Schritt und die Scheltworte des Rectors nachahmend, in der Schulstube auf und ab. Ein anderer Theil der Knaben würfelte eifrig um das Frühstück. Nachdem auch dieses langweilig geworden war, fingen die Knaben an, einander zu greifen, wobei es über die Bänke und sogar über das Katheder ging, und zuletzt fingen sie an, im Ernst miteinander zu balgen.

Der Rector hielt inzwischen mit dem Cantor und den beiden niedern Schulgesellen Rath über die Wahl des Kinderbischofs. Außerdem besprachen sie eine Reihe von anderen wichtigen Dingen, die allerdings viel mehr das Wohl der Stadt und des römischen Reichs, als das der Domschule betrafen.

Endlich erschien der Scholaster, eine stattliche, völlige Gestalt, die in dem langen Tappert nur noch umfangreicher erschien. Man sah es seinem behä-

bigen Aeußern an, daß er den Namen Scholaſter nur noch als einen Ehrentitel betrachtete. Schon lange vor ſeiner Zeit hatten die Scholaſter aufgehört, ſich unmittelbar mit der ſauren Arbeit des Unterrichtens zu befaſſen, ſondern dieſelbe dem Rector und ſeinen Schulgeſellen überlaſſen. Selten oder nie kümmerte er ſich um die Schule, ja, wie böſe Zungen ſagten, ſetzte er ſeinen Fuß nur in dieſelbe, wenn das Schulgeld bezahlt werden ſollte. Außerdem pflegte er regelmäßig am Tage der Kinderbiſchofswahl zugegen zu ſein, um den Einfluß des Domcapitels bei der Wahl geltend zu machen.

Tief verneigten ſich Alle vor der ehrwürdigen Erſcheinung des Scholaſters, der ſeine Kappe nur leicht lüftete, während jene ſie verſchieden tief abnahmen, je nach dem Grade ihres Abſtandes von der Höhe des Domherrn. Zuerſt reichte der Scholaſter dem Cantor, der ja auch ein Domherr war, vertraulich nickend die Hand, dem Rector etwas ceremonieller und den beiden Schulgeſellen gar nicht. Dann verkündete er den Lehrern, daß das Domcapitel dieſes Mal davon abſtehe, einen der Kinderdomherren gewählt zu ſehen, zumal die Stimmung der Knaben durchaus für keinen derſelben ſei, ſondern es ſchlage vielmehr den jungen Tideke Bickelſtedt vor und von den Kaufmannsſöhnen Ludolph Beckendorp. Den jungen Vicko von Gelderſen wolle er aber gar nicht auf die Wahl bringen, zumal ſich deſſen Vater erlaubt habe, ſeitdem er mit ihm kürzlich einen Span wegen einiger Zehntgänſe gehabt, die

Ordnung und den Unterricht der ganzen Domschule mit scharfen Worten zu tadeln. Als sie dieses vernahmen, machten sämmtliche Lehrer vom Rector bis zum jüngsten Schulgesellen erstaunte und entrüstete Gesichter.

„Ja, ja, meine Herren Collegae," fuhr der Scholaster ermuthigt fort, „die Anmaßung der Laien in geistlichen Dingen wird immer ärger, als ob das Domcapitel dazu da sei, den Laien weltliche Wissenschaft und gar deutsches Lesen und Schreiben beizubringen. Drückt der Rath nicht ein Auge zu; wenn irgend ein verlaufener Lotterpfaffe oder ein verkommener Student eine Schaar von Knaben um sich sammelt und ihnen deutsche Schrift und deutsches Lesen beibringt? [106]) Haben wir es nicht zugeben müssen, daß hier auch Knaben geduldet werden in unserer Schule, die nur Deutsch lesen und schreiben lernen sollen und sogar die Religion und das Rechnen auf Deutsch, weil dieses fürs Leben nützlich sei? Aber was geht uns die Nützlichkeit für's Leben an? Die Wissenschaft soll nicht nützlich sein fürs Leben, sondern logica, rhetorica, dialectica sollen uns vorbereiten, den Himmel würdiger zu erwerben. Ist's nicht genug, daß alle Knaben den Kirchengesang erlernen, um zu Gottes Ehre und Preis an Sonn- und Festtagen mitzuwirken?"

„Gewiß, gewiß, domine Scholaster," erwiderte der Rector beistimmend, und der Cantor und der eine Schulgeselle nickten ebenfalls. Nur der auf Neujahr zu entlassende Schulgeselle lächelte verschmitzt, als unter-

richtete er schon heimlich in der nützlichen Wissenschaft des Lesens und Schreibens.

„Wir dürfen die Winkelschulen nicht dulden," sagte der Rector, „die uns die geringe Nahrung entziehen und sich der heiligen Kirche nicht unterordnen mögen, sondern frei und wild ohne rechte **methodus docendi** sich in das schwierige Schulamt wagen. Die Leute schelten stets auf die Schule und ihre geringen Erfolge und auf die vielen freien Tage, aber das Schulgeld wollen sie nicht erhöhen; das ist die alte Leier."

„**Rectissime dixisti**," sagte der Cantor, „es ist dieselbe Sache mit den Leichen. Schüler, große und kleine und geweihete Pfaffen dazu, können sie nicht genug bekommen, wenn wir den Leichnam christlich zur Erde bestätigen sollen mit herrlichen Vigilien und Seelmessen. Aber den Lohn, **stipendia**, wollen sie nicht erhöhen, obgleich der Kaufmann alljährlich aufschlägt mit den Preisen und der Handwerksmann dazu. Unsere Zehnten sind die alten geblieben, besonders wenn die Vorgänger so dumm gewesen sind, wie die meinigen, sich dieselben in Geld ablösen zu lassen. Wer muß darunter leiden? Bin ich's nicht? Eine Mark Pfennige ist heute nicht die Hälfte von dem, was sie vor hundert Jahren war. Ihr, Herr Scholaster, mit Eurer Curie könnt Euch noch nicht beklagen. Eine Gans bleibt eine Gans, im Jahre des Heils 1300 und 1375, wenn der Pfeffer auch zehnmal im Preise gestiegen ist. Und bei Eurer Curie sind noch recht viele Naturaleinkünfte."

„Nun, es ist nicht so bedeutend! Roggen und Weizen freilich genug, aber meine Lieblingsspeise, Gänse, sind es nur noch anderthalb jährlich," erwiderte seufzend der Scholaster. „Anderthalb Gänse beziehe ich noch von Ochsenwärder, das eine Jahr eine, das andere Jahr zwei, und selbst die zweite Gans mißgönnt mir noch der Rath. Ich bin wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet, da ich die schwere, große Verantwortung habe für das ganze Schulwesen von Hamburg. Singen die Schüler einmal falsche Worte, oder haben ihren Text nicht gut gelernt, oder erfrechen sich gar, unfläthige, niederdeutsche Worte statt der heiligen lateinischen zu singen, hört man dann jemals den Cantor oder den Rector oder den betreffenden Schulgesellen schelten, der es versäumt hat? Nein, ich soll dafür aufkommen. Oder waren die Schlafschüler einmal nicht zur rechten Zeit zu Platz, oder machten gar Unfug, wie sie in dieser Nacht es mit dem alten Kniper gethan haben, so daß der plumpe Swertute dreinfahren mußte und einem Schüler den kleinen Finger abgeschlagen hat, — auf wen fällt die Schuld? Wer trägt die Verantwortung dafür? Ich armer Mann, ich ganz allein! Vor lauter Sorgen kann ich keine Nacht mehr ruhig schlafen. — Ich habe da in den letzten Zeiten," fuhr er dann fort, „wegen der deutschen Schüler und ihrer Vernachlässigung einen bösen Auftritt mit Herrn Vicko gehabt, der mir die beiden Gänse nicht gönnte."

Darauf erzählte er die Geschichte von den Gänsen in einer Weise, daß er allerdings glänzend gerecht-

fertigt erſchien, und Gelderſen ſchier wie im Licht eines Raubritters. Er war im beſten Schelten auf Herrn Vicko, da hörte man plötzlich einen furchtbaren Krach an der Thür der erſten Klaſſe. Dieſelbe ſprang auf und heraus fiel Vicko von Gelderſen mit Tideke Bickelſtedt, Tideke unten und Vicko oben.

Die beiden Knaben waren nicht wenig erſchrocken, als ſie ſo unmittelbar vor die Füße des geſtrengen Herrn Rectors und des ehrwürdigen Scholaſters rollten. Sie ſprangen augenblicklich auf, während ſich die andern ſcheu an ihre Plätze verfügten. Auch die beiden Kämpfer ſchienen dieſe Abſicht zu haben. Doch der Scholaſter hielt ſie zurück und machte ſich bereit, den Beiden eine exemplariſche Strafpredigt zu halten. Doch bevor er dieſelbe begann, richtete er einige begütigende Worte an Tideke Bickelſtedt, der ſich mit beiden Händen den Hinterkopf hielt.

Nachdem die tröſtlichen Worte des Scholaſters einige Wirkung geübt hatten, fragte er ihn lateiniſch: „Mein Sohn, welches iſt Dein Name?“ Doch als der Knabe ihm darauf nicht antwortete, ſagte der Scholaſter: „Germanus est, ut videtur, tantum lingua vernacula utitur,“ und wiederholte die Frage auf Deutſch. Als er darauf den Namen Tideke Bickelſtedt hörte, ſagte er auf Lateiniſch: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ Als er aber von dem andern Knaben, der jetzt durchaus nicht den Eindruck des Siegers machte, den Namen Vicko von Gelderſen hörte, da ſagte er, nur den Lehrern verſtändlich, „apage“,

doch das „Satana“ verſchluckte er und die Strafpredigt dazu. Vor den Lehrern ſchien es ihm faſt zu kleinlich, wo er ſoeben, wie er am Beſten wußte, vollkommen mit Unrecht auf den Vater geſcholten hatte, ſogleich auf den Sohn zu ſchelten, wozu er im vollkommenſten Rechte geweſen wäre.

„Domine Rector,“ ſagte er daher, „ich will meine Hand nicht an die Ruthe oder an die Placke legen. Waltet nachher Eures Amtes, ſei es heute oder morgen. Doch laßt uns zur Wahl ſchreiten.“

Alle Klaſſen wurden geöffnet und ſämmtliche Schüler gingen in die größte Klaſſe, wo gewöhnlich der gemeinſchaftliche Singunterricht ſtattfand. Dort ſetzten und ſtellten ſie ſich gewohnheitsmäßig ſo auf, daß auf einer Seite ein freier Gang für die Lehrer blieb. Der Scholaſter ging darauf aufs Katheder und nach einer kurzen, kindlich und freundlich gehaltenen Anſprache, worin auch einige ernſte Ermahnungen zur Ruhe und Ordnung nicht fehlten, rief er die Namen der Kinderdomherren der Reihe nach auf und forderte alle Schüler zum Wählen auf. Dieſe aber hoben ihre Hände bei den Namen der Kinderdomherren nur wenig zahlreich in die Höhe, ſo daß keiner derſelben die Stimmenmehrheit erhielt. [107])

Der Scholaſter warf dem Rector und dem Cantor einen bedeutungsvollen Blick zu und ſagte dann: „Da es zu langwierig wäre, jeden Schüler vom Erſten bis zum Letzten auf die Wahl zu bringen, ſo iſt es von Alters her eine gute Gewohnheit geweſen, daß das Dom-

capitel einen vorſchlägt, der gewählt werden ſoll. So ſchlage ich denn im Namen des Domcapitels Tideke Bickelſtedt vor und wünſche, daß Ihr ihn wählen mögt. Sei es ihm ein kleines Schmerzensgeld für den böſen Fall, den er heute an die Thür oder vielmehr durch die Thür gethan hat. Zu leiden iſt des Chriſten höchſter Schmuck, und auch die Zierde eines rechten Biſchofs. Iſt uns ja unſer Herr und Heiland mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen. Seine Gegner aber mögen lernen, ſich in der Geduld und im Gehorſam zu üben, wie ein guter Chriſt ebenfalls ſoll, und ſie ſollen ihm mit geziemender Ehrfurcht und Achtung begegnen. Wo nicht, ſo ſollen ſie es büßen bei Waſſer und Brod im Kirchengefängniß, ſo lange es den Domherren und dem Rath beliebt und darnach mit ewiger Verbannung aus der Stadt. Wer Tidecke Bickelſtedt zum Biſchof wählen will, der erhebe ſeine Hand, Knaben!“

Die Hände erhoben ſich pfeilſchnell. Es war ungezählt eine große Mehrheit der Stimmen.

So rief der Scholaſter Tideke Bickelſtedt zum Kinderbiſchof für das Jahr des Heils 1375 aus. Die Aufregung war groß unter den Knaben: die Kaufmannsſöhne konnten ihren Aerger, die Handwerkerſöhne ihre Freude nicht zurückhalten. Kaum vermochte der Scholaſter ſich noch genügende Aufmerkſamkeit zu verſchaffen, um anzuzeigen, an welchem Tage ſie zuerſt mit dem Biſchof in den Dom zu ziehen hätten, wo der neue Biſchof ſeinen biſchöflichen Schmuck empfangen und was die Kinderdomherren ihm zu thun ſchuldig ſeien. Da

für den heutigen Tag doch wenig Andacht für die Schulstunden zu erwarten war, so wurde zum allgemeinen Jubel der Schüler und auch der Lehrer die Schule geschlossen.

Polternd und lärmend stürzten die Knaben die Treppen hinunter auf die Straße, wo die Handwerkersöhne jubelnd den Kinderbischof umringten und ihn im Triumphzuge durch die Straßen der Stadt geleiteten, während die Kaufmannssöhne schmähend vor der Schule stehen blieben und ihnen böse Scheltworte nachriefen, worunter auch einige plattdeutsche Reime nicht fehlten.

Der Bischof zog mit seinen Begleitern zunächst auf den Berg, um sich vor den Knochenhauern im Fleischschrangen in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Der kleine Bischof hatte vor lauter Freude seine Niederlage und seinen bösen Fall ganz verschmerzt. Doch als er seinem Vater erzählte, daß der Scholaster gesagt habe, ein guter Christ müsse leiden und dulden, sagte ihm der: „Daß Du Bischof geworden bist, darüber freue ich mich von Herzen, aber lasse Dir darum nichts gefallen, und leide keine Schmach von irgend Einem."

Dann rief der Knochenhauer einige fahrende Spielleute, die gerade auf dem Berge am Brunnen standen, heran und miethete sie, seinen Sohn durch mehrere Straßen bis zu seiner Wohnung in die Knochenhauerstraße mit Musik zu geleiten, wofür er ihnen einen ganzen Hammel in die Herberge zu schicken versprach. Während dieser Unterhandlung nahm der junge Tideke die Glückwünsche der Meister und Knechte seines Amtes,

die im Schrangen waren, sowie die der Marktleute entgegen, denn alle Meister, Meisterinnen und Knechte freuten sich dieses Sieges der Aemter. Darauf zog die junge Gesellschaft mit ihrem Bischof stolz auf einem Umwege nach der Knochenhauerstraße, wo Frau Bickelstedt ihren Sohn und sein Geleit nicht weniger stolz empfing.

Aber die geschlagene Partei der Kaufmannssöhne war unter der Führung Vicko's von Gelderſen nach der Apotheke im Neß gezogen, wo sie Vicko's zwanzig Schillinge,[108]) die er schon für den Bischofsschmaus bereit gehalten hatte, in Zuckerwerk und allerlei Gewürz verschmausten.

Erst einige Stunden nach dem Schluß der Schule kehrte Vicko nach Hause zurück. Hier hatte seine stolze Mutter schon durch den kleinen Hartwig das Nöthige gehört, und sie stimmte bereitwillig in die Scheltworte des besiegten Bischofs ein, wodurch sie ihn nur noch mehr ermunterte, neue Spottverse zu dichten. Als er dieselben dem kleinen Hartwig zur Begutachtung vortrug, hielt ihm dieser sein Unrecht vor, zumal es bei Gefängniß und Verbannung verboten sei. Doch Vicko meinte altklug: „Um solche Dinge kümmert sich der Rector und der Scholaster nicht. Die sitzen in ihren Domhöfen und haben wohl Anderes zu thun."

Der kleine Hartwig aber antwortete nicht minder weise: „Und wenn sie Dich auch nicht sehen, der liebe Gott kann Dich doch durch jedes Fenster sehen."

„Das kann ich auch," entgegnete Vicko lächelnd.

„Nein," sagte Hartwig, „das kannst Du nicht. Wenn Du hier auf dem Hofe bist, kannst Du nicht in den ersten Stock oder in die Giebelstube sehen. Der liebe Gott aber sieht Dich überall und wird Dich schon bestrafen für Deinen Uebermuth und Deine Schalkheit, wenn auch der Rector und der Scholaster nie etwas davon erfahren."

Doch Vicko kehrte sich an die freundlichen Ermahnungen seines Bruders nicht, und wo er ging und stand, sann er neue Spottverse auf den Bischof aus.

Achtes Capitel.

Die Kinder waren ſeit dem Nicolaustage täglich mit ihrem Biſchof umhergezogen. Obwohl die Söhne der Reichen an dem Zuge Theil nahmen, ſo wurde ihr Verhältniß zu dem Kinderbiſchof keineswegs beſſer, ſondern täglich höhnten ſie denſelben mit Spottverſen, lateiniſchen und deutſchen, wobei ſich Vicko beſonders hervorthat.

Auch der Gegenſatz zwiſchen Kaufleuten und Handwerkern war keineswegs milder geworden, ſondern hatte ſich von Tag zu Tag verſchärft. Die kleinen Streitigkeiten der Schuljugend waren nur ein Spiegel der Geſinnung ihrer Eltern geweſen, und dieſelben häufig genug durch allerlei Bemerkungen des Vaters und der Mutter hervorgerufen worden.

Als der Rath am 21. December die Burſprake Thomä [109]) verleſen ließ und die Aemter darin aufforderte, den neuen Satzungen gemäß zu handeln, und der Beſchlüſſe der Wittigſten dabei mit keiner Silbe gedachte, ſondern ſtets nur davon ſprach, daß die Herren dies und das beföhlen, da war unter dem verſammelten Volk ein lautes Murren ausgebrochen,

was gegen alle Gewohnheit war, denn ein Jeder sollte die Bursprake fein höfisch und züchtig anhören. [110]) Aber der Rath hatte das Murren des Volks vor dem Rathhause ebenso wenig beachtet, als die in aller Form gefaßten Beschlüsse der Wittigsten auf dem Hohen Hause. Das Grollen der Aemter bei der Verlesung der Bursprake hatte der Rath schon vorausgesehen und seinen Dienern eingeschärft, bei einem nicht unziemlichen Murren keineswegs einzuschreiten, sondern nur bei Thätlichkeiten. Das Volk konnte schelten, hatte man sich in der Rathshalle zugeflüstert, so viel es wolle, wenn es schließlich nur thue, was es solle, denn wenn sich die Obrigkeit an alles Murren kehren wollte, dann würde Niemand es recht machen können, auch wenn unser Herr Gott selber vom Himmel herunter stiege.

Aber nicht allein die Handwerker hatten gemurrt, sondern auch die Frauen und Töchter der Rathmannen und aller Reichen. Der Rath nämlich hatte von Neuem die Kleiderordnung streng eingeschärft und dieses Mal sogar mit dem eigenthümlichen Zusatz, daß die Frauen der Herren und der Reichen denen der niedern Stände und den Mägden mit einer gebührenden Einfachheit vorangehen möchten. Es war dabei aufs Genaueste festgestellt, wie viele Kleider und Hoyken die Frau jedes Standes für Alltag und Sonntag haben dürfe, und bis auf Mark und Loth war es berechnet, wie schwer ihr Gold- und Silbergeschmeide sein dürfe. [111])

Darüber war nun, wie sich erwarten ließ, in den Häusern aller Vornehmen große Entrüstung entstanden. Die stattliche Köchin, welche pflichtmäßig die Bursprake vor dem Rathhause mit angehört, damit sie wisse, was Rechtens wäre, und sich vor Schaden bewahren könne, hatte diensteifrig ihrer Herrin die Sticheleien des Rathes hinterbracht. Als die Herren zum Mittagessen heimkehrten, hatten sie die ungnädigen Gesichter ihrer Ehehälften und ihrer ganz und halb erwachsenen Töchter zu sehen. Und hätten die kleinen Mägdlein und die Säuglinge in der Wiege gewußt, was Ein Ehrbarer Rath über den Schmuck ihrer Mützchen und Kopfkissen verordnet, — denn es war strengstens eingeschärft, in Zukunft auch hierin die alte Hoffart und Pracht einzuschränken, — so hätten dieselben gewiß ihre Mütter und älteren Schwestern eifrig im Schmollen unterstützt.

Kaum war das Mittagsessen im Gelderſen'schen Hause verzehrt, als die Hausfrau voller Kummer an die Lade ging und ihren ganzen Staat einer genauen Musterung unterzog. Wie Manches verstieß da gegen die Kleiderordnung! Aber es hatte das gethan seit Jahren, und es war immer durchgegangen. Und als sie nun gar die Kleinodien in der Beilade prüfte und ein Stück nach dem anderen, Broschen, lange und kurze Ketten, die Korallenfünfzige,[112]) die silbernen und goldenen Gürtel, die schönen Messer, Näschchen und Riechfläschchen durch die Finger gleiten ließ, da konnte sie es kaum glauben, daß der Rath so grau-

ſam geweſen wäre, Vieles davon gänzlich zu unterſagen. Aber die Burſprake hatte ein kleines Löchlein zum Durchſchlüpfen gelaſſen. Es war nämlich verkündet worden, daß man diejenigen Dinge, welche man ſchon vorher beſeſſen und die gegen die Ordnung verſtießen, noch weiter tragen könne, daß dergleichen Koſtbarkeiten aber durchaus nicht neu angeſchafft werden dürften. Da hatte denn die eine Frau eine Broſche, die zwei Loth über das erlaubte Gewicht wog, die andere eine Meſſerſcheide, über das Maß vergoldet und mit blauer Schmelzarbeit verſehen. Die beſchmiedeten [113]) Kragen der Bürgermeiſterin wogen gewiß viel mehr, als das erlaubte Gewicht, und ebenſo der ſilberne Gürtel dieſer und jener vornehmen Frau. Und was die Frau Ludolph Beckendorp's, oder die Stadtſchreiberin tragen konnte, weil ſie es lange beſeſſen hatte, das ſollte ſie ſelber nicht tragen dürfen? Nur aus dem Grunde nicht öffentlich zeigen, weil ſie es bisher noch nicht beſeſſen, ſondern es nur zu den ſtillen Wünſchen gehörte, mit denen ſie ſchon ſeit Monaten in ſchwachen Stunden ihrem Ehegemahl leiſe um den Bart gegangen war? Das konnte nun und nimmer mehr geſchehen. War das Gerechtigkeit vom Rath? Wäre ſie bisher auch zufrieden geweſen, wenn ſie einen anderen Schmuck bekommen hätte, als die Bürgermeiſterin, jetzt wo Jene ihn allein tragen durfte, ſie ſelber nicht, da war es ihr ein peinigender Gedanke, ihn nicht tragen zu dürfen. Jetzt mußte ſie ihn haben, es koſte was es wolle! Sie wolle

ihren Ehegemahl ſchon dahin bringen, daß er ihn ſelber kaufe gegen ſeinen eigenen Beſchluß. Wie Kleider-Ordnungen vom Rathe gemacht würden, tröſtete ſie ſich leicht, könnten ſie auch wieder vom Rathe aufgehoben werden. Und war ihr Mann ſelbſt unerbittlich, hatte ſie nicht in der kleinen Schachtel im tiefſten Verſteck der Beilade manchen ſchönen, heimlich erſparten rheiniſchen Gulden? Eigentlich ſollte zwar ihr Eheherr für den Schmuck der Eheliebſten aufkommen, aber wenn es darauf ankam zu zeigen, daß ſie hinter der Bürgermeiſterin nicht zurückſtehe, da konnte auch der mühſam erſparte Schatz den Weg alles Geldes gehen. Vor allen Dingen kam es darauf an, ſich zu vergewiſſern, was die anderen Frauen dazu ſagten. Schnell begab ſie ſich zur Bürgermeiſterin Krauel, mit der ſie ganz vertraulich das wichtige Geheimniß beſprechen wollte, aber dort waren faſt ſchon alle Frauen des ſitzenden Rathes und einige vom ruhenden Rathe verſammelt.

Da berieth man eifrig hin und her, wie man dem Rathe zum Trotz die neue Ordnung brechen wolle. Da wurde erzählt, wie man dem Ehegemahl heute zu Hauſe begegnet war, und wie man ihm noch eine ganze Weile begegnen würde, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, ſeine Frau allein über ihren Schmuck entſcheiden zu laſſen. Denn jede Frau wüßte nun einmal am Beſten, was ihr am Schönſten ſtände. Da ſtellte ſich denn auch heraus, daß das, was dieſe oder jene über das Löchlein in der Burſprake gedacht hatte,

auch mancher anderen bereits eingefallen war. So unterlag es keinen Zweifel, daß dieses der beste Weg war, etwas Verbotenes einzuschmuggeln. Ließen sich die Hamburgischen Goldschmiede nicht herbei, Schmucksachen gegen die Ordnung zu fertigen, ein Lübeckfahrer oder ein Handelsknecht besorgte den Schmuck leicht aus Lübeck oder Flandern. Und war derselbe einmal an Ort und Stelle und prangte an der Brust der Schönen, wer konnte es mit Bestimmtheit behaupten, als der eigene Eheherr, daß dies Kleinod erst seit Kurzem der Besitzerin gehörte? Es war ein altes Erbstück, und denjenigen wollte man wohl sehen, der es wagen würde, einer Hamburger Rathmannsfrau zu verwehren, zu tragen, was ihr gut schiene.

Frau Gelderſen sprach am Eifrigsten, und sie glaubte wenigstens, die besten Gründe für die Herrlichkeit des Staates der Hamburgischen Frauen beizubringen: War Hamburg nicht nahe daran, eine freie Reichsstadt zu werden; wenn der Kaiser auch dieses Mal den Rath abschläglich beschieden? Hätte man es nur gewagt, trotz der Aemter, der ewigen Geldnoth des Kaisers etwas entschiedener abzuhelfen, sein Bescheid wäre gewiß gegen die Grafen ausgefallen, und der Roland stände noch unversehrt an seinem Platze.

Endlich kam man überein, am dritten Weihnachtstage, wo der Rath auf dem Rathhause ein Spiel und einen Tanz aufführen lassen wollte, den Männern gleich auf frischer That zu zeigeu, daß die Frauen Hamburgs nicht hinter denen der Reichsstädte zurück-

zustehen gedächten. Alle trennten sich mit dem festen Vorsatze, ihr Möglichstes und Schlaustes zu thun, die Kleiderordnung zu brechen.

Frau Gelderſen hatte schon ihren Plan gefaßt. Sie trat daher ihrem Eheherrn nicht kleinlich schmollend entgegen, sondern es strahlte auf ihrem Gesichte eine gewisse Genugthuung und Freude, deren Grund allerdings Niemand im Hause zu errathen vermochte, umsomehr, da der Rathmann in den letzten Tagen wiederum einen unangenehmen Auftritt wegen des Roland's mit ihr gehabt hatte.

Marie nämlich, die bis zum Umsturz der Rolandssäule den Muth nicht sinken ließ und bestimmt gehofft hatte, ihre Mutter würde ihren Schwur lösen, siechte seit jener Zeit sichtlich dahin. Sie hatte ihren Vater gebeten, er möchte einen Machtspruch thun, damit ihr Verhältniß zu Siegfried sich endlich klärte. Ihr Vater hatte sie zu trösten gesucht, so gut er es vermochte, ihr aber erklärt, daß er seinem alten Grundsatz gemäß seine Frau lieber überzeuge, als zwingen wolle. Er überließe es noch eine Zeit lang dem Himmel, ob er nicht den starren Sinn seiner Frau erweichen würde. Geschähe dieses nicht im Laufe dieses Winters, dann würde er ohne Einwilligung seiner Frau Mariens Wunsch erfüllen.

Es war ein kleiner Trost für Marien gewesen, aber ihre ganze Mißstimmung, ihr Gefühl der Unbehaglichkeit in der Nähe der Mutter konnte selbst diese Verheißung des Vaters nicht entfernen. Bis zum Um-

sturz der Rolandssäule hatte sie von dem Anerbieten der blauen Muhme keinen Gebrauch gemacht, sich im Beginen-Convent mit ihrem Geliebten zu sehen. Als ihre Mutter aber auch nachher unerbittlich geblieben, ja wegen des stürmischen Ausbruchs der Freude ihrer Tochter an jenem Abend noch gereizter gegen dieselbe geworden war, da hatte Marie versucht, ihre Verzeihung deswegen zu erhalten. Unter strömenden Thränen hatte sie dieselbe gebeten, ihr diesen Jubel nicht anrechnen zu wollen, weil Siegfried nun einmal ihr ganzes Glück sei. Aber die stolze Frau war durch Nichts zu versöhnen gewesen. Nur neue Vorwürfe bekam Marie zu hören, so oft sie bat und oft genug, auch ohne daß sie bat. Um diesen Vorwürfen zu entgehen, hatte sie endlich aufgehört, zu bitten, und im schweren Kampf mit sich selbst den Schritt gethan, in der Zelle der Muhme Elsbeth mit ihrem Geliebten zusammen zu kommen, obwohl der Zeitgeist diese Dinge nicht gar zu genau nahm.

Mit neuem Muth und neuen Hoffnungen war sie jedes Mal mit ihrem Geliebten aus dem Convent heimgekehrt, aber die argwöhnischen Blicke der Mutter, ihre nichts weniger als zarten Fragen und ihre spitzen Bemerkungen ließen sofort wieder giftigen Mehlthau in den Honig ihres Glücks träufeln. So vermied sie die Mutter grundsätzlich, so weit es sich thun ließ, und saß meistens auf ihrem Giebelstübchen, die Stelle, wo einst der Roland gestanden, wehmuthsvoll betrachtend und sich in Liebesweh und Gram verzehrend. Hartwig

allein, der jetzt nur selten zu Siegfried kam und dann stets nur flüchtig als Bote, und der sich daher auf den Rath seiner Mutter von dem Bildhauer Schlichtekrull im Schnitzen und Wachskneten unterweisen ließ, erheiterte zuweilen seine traurige Schwester durch seine drolligen Bemerkungen, Fragen und Vorschläge. Als Frau Taleke vom Ochsenwärder für ihr krankes Söhnlein nach Bremen zur H. Hülfe pilgerte, um dort einen Wachsfuß zu opfern, da übergab Hartwig derselben einen Wachsbuckel für sich und ein Wachsherz für Marien, damit sein Rücken gerade, und seiner Schwester Herz gesund würde. Wenn das nicht hülfe, dann wolle er seine beiden Stücke Tuch verkaufen und für den Erlös Wachs anschaffen, um eine Wachsfigur Mariens, gemacht nach Siegfried's Hauptbild, der H. Maria Magdalena zu weihen. Dann könne und dürfe die heilige Nothhelferin dem Schöpfer ihres herrlichen Bildes und seiner Geliebten ihren Beistand nicht mehr versagen.

Am dritten Weihnachtstage waren bei Herrn Vicko eine große Anzahl seiner Verwandten versammelt, der Guardian, die blaue Muhme, und ebenso Bruder Nicolaus, von den Kindern Bäckerohm genannt, den die stolze Hausfrau am Liebsten nicht zur Verwandtschaft rechnete. Nach dem Essen saßen die Alten gemächlich im Saal beisammen, während die Knaben mit einigen Freunden in einem Nebenzimmer allerlei

Spiele trieben, wie sie in der Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr gebräuchlich sind. Die Thür zwischen beiden Gemächern war geöffnet, und dann und wann kamen die Kinder mit einigen unnöthigen Fragen und überflüssigen Klagen herein. Die Erwachsenen aber unterhielten sich gerade über den Gottesdienst, dem sie heute dem Guardian zu Ehren sämmtlich im Barfüßer-Kloster beigewohnt hatten. Frau Gelderſen, die sich bei Tisch schon eine leise tadelnde Bemerkung vom Guardian zugezogen hatte, als sie sich bei ihrem Sohne Vicko angelegentlich nach den Streichen erkundigte, die er und seine Kumpane dem Kinderbischof spielten, weil sie dadurch die Knaben in ihrem Unfug bestärkte, schien heute der Uebermuth selber zu sein und unverwüstlich in ihrer guten Laune. Als sich später der Bäckerohm und die Meisterin der Beginen bemühten, den Inhalt der Predigt des Guardians sich in ihren einzelnen Theilen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, und dabei von Jenem freundlich unterstützt wurden, da unterbrach sie Frau Gelderſen, indem sie scherzend die Worte hinwarf: „Nun kann ich ja die Predigt auch noch nachholen, denn trotz allen guten Willens habe ich nicht viel davon gehört. Ich war heute mit dem festen Vorsatz zur Kirche gegangen, recht aufmerksam zu sein, aber leider kam es anders. Bei der Messe hörte ich fleißig zu und kniete und betete den Theil der Gemeinde, wie es sich gebührte, auch später sang ich noch recht schön und eifrig mit. Und als der Vetter auf die Kanzel stieg, um seine Predigt zu halten, da

hörte ich den Text, den Grundgedanken des Textes und die Theile noch ganz andächtig mit an. Aber als er nun das Einzelne auslegen wollte und soeben mit dem ersten Theile begann, da war ich, ehe ich's mir versah, fort und — sanft entschlafen! Und nicht eher wachte ich auf, als bis die Gemeinde durch das Aufhören des Räusperns und Hustens anzeigte, daß nun die Predigt zu Ende sei, und Bekanntmachungen von der Kanzel erfolgten. Diese hörte ich dann auch noch ganz genau, wie alle anderen Leute. Ich denke, der fromme Vetter gilt im Himmel genug, daß er mir mit seiner Fürsprache Absolution für diese Sünde auswirken wird. Nicht wahr, Vetter?" sagte sie, indem sie dem Guardian freundschaftlich auf die zurückgeschlagene Kapuze klopfte.

Derselbe verstand sonst wohl einen Scherz, doch zufällig war der junge Vicko im Zimmer, und nachdem er den Knaben mit einem Auftrage aus dem Zimmer entfernt hatte, sprach er mit etwas ungewöhnlichem Ernste: „Meine gute Base, nehmt's nicht für ungut. Aber der Jugend ist es nicht gut zu hören, wenn die Eltern sich freuen über die Narrenteidinge derselben während des Gottesdienstes, noch viel weniger, wenn die Alten ihnen damit vorangehen."

Auch der Rathmann mischte sich jetzt ins Gespräch ein und meinte, daß es ihm immer nothwendiger erschiene, den unbändigen Vicko auf den Stahlhof nach London oder nach dem Comptor von Bergen zu schicken, damit er dort gebogen und gezogen würde.

Dieſe Reden des Guardians und ihres Eheherren verdroſſen zwar die Hausfrau, aber ihre gute Laune wurde dadurch nicht im Mindeſten geſtört. Wer ſie kannte, der mußte ihr anmerken, daß ihr heute noch eine ganz beſondere Freude bevorſtände, und eine ſolche ließ ſie ſich gewöhnlich auch durch Nichts verkümmern. Es ſollte ja an dieſem Abend das Spiel und der Tanz auf dem Rathhauſe ſtattfinden, woran auch die anweſenden Verwandten Theil nehmen ſollten. Frau Gelderſen aber hoffte ganz beſtimmt, durch das, was ſie dazu erſonnen hatte, ſämmtliche Frauen Hamburgs als Uebertreterin der Kleiderordnung zu übertreffen.

Als es zu dunkeln begann, zogen ſich die beiden Frauen in ihre Gemächer zurück, um ſich zu dem Feſte zu ſchmücken, wobei der Hausfrau die junge Magd, und der Tochter die alte Magd behülflich war. Zwar hätte es Marie am Liebſten geſehen, wenn man ſie daheim gelaſſen hätte, aber auf die freundlichen Vorſtellungen ihres Vaters hatte ſie ſich dennoch entſchloſſen, mit aufs Haus zu gehen, um nach keiner Seite hin Anſtoß zu erregen. Auch der Rathmann begab ſich in ſein Zimmer, um die beſten Kleider anzulegen, während die Verwandten, die ſchon im hochzeitlichen Gewande erſchienen waren, traulich weiter plauderten.

Schon lange hatten dieſelben gewartet, und Marie ſtand ſchon im Hoyken zum Gehen bereit, und noch immer erſchien die Frau des Hauſes nicht. Der Rath-

mann war zwar noch nicht herunter gekommen, aber man wußte, daß er noch einige Angelegenheiten in der Schreibstube zu besorgen habe und nur auf die Hausfrau warte.

Auch er trat endlich ein, aber merkwürdig verstört, und in sonderbarer Hast fragte er nach seiner Frau. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, und große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, so daß Alle bestürzt wurden, denn Niemand hatte Herrn Vicko je in solcher Aufregung gesehen. Einer sah den Andern erstaunt an, als er jetzt ziemlich barsch gegen seine Gewohnheit dem kleinen Hartwig sagte, er solle zu seiner Mutter gehen und sie zur Eile mahnen. Nach einigen Minuten kehrte Hartwig zurück und meldete, daß ihm seine Mutter durch die Thür gesagt, sie käme sogleich. Immer heftiger durchmaß Herr Vicko mit großen Schritten das Zimmer, bis ihn endlich seine Schwester fragte: „Vicko, was ist Dir? Eine solche Hast habe ich seit Jahren nicht an Dir bemerkt."

„Mir fehlt das kostbarste Pfand aus meiner Kiste! Nirgends ist es zu finden!" erwiderte der Rathmann, indem er einen Augenblick stille stand.

„Doch nicht der Kopfschmuck von Herzog Erich's Frau?" [114])

„Ja, gerade der! Vielleicht kann meine Frau darüber Auskunft geben."

„Er wird doch nicht gestohlen sein?" fiel der Guardian ein.

„Um Gottes Willen, wie wäre das möglich!"

sagte Marie, indem sie an ihren Vater herantrat, den jetzt Alle, selbst die Knaben umringten und zu beruhigen suchten.

„Laßt mich," sprach noch immer aufgeregt der Kaufmann. „Ich fürchte einen Diebstahl nicht so sehr, als etwas Anderes."

Und ehe noch weitere Erklärungen möglich waren, verließ er das Zimmer und schritt eilig die Treppe hinauf zur Kammer seiner Ehefrau. Er versuchte die Thür zu öffnen, aber sie war verschlossen. Dieselbe öffnete sich und Mechthild, die Magd, kam heraus. Schnell trat der Rathmann ein, aber wie erstarrt blieb er auf der Schwelle stehen vor dem Anblick, der sich ihm darbot! Seine Frau stand vor ihm in ihren kostbarsten Gewändern, geziert mit den köstlichsten Kleinodien an Hals, Brust und Gürtel, welche der mit dem schönsten Zobel gefütterte Hoyken nicht bedeckte, da er nur am Halse durch eine prächtige goldene Spange zusammen gehalten war. Aber Herr Vicko sah nichts von Allem, er sah nur den herrlichen Kopfschmuck, den seine Frau gerade mit einem Kopftuch verhüllen wollte. Als sie so ihren Gemahl plötzlich mit zornigem, entrüstetem Gesicht und bebenden Lippen vor sich sah, ließ sie das schon über den Kopf geschwungene Tuch los und es glitt hinter ihr auf den Boden. So zeigte sich in voller Pracht und Herrlichkeit das prächtige Diadem von mattem Golde, geziert mit den köstlichsten Diamanten. Fünf dreiblättrige Zacken umgaben den Rand desselben und aus jeder glänzten viele, meistens un-

geschliffene Diamanten, die blutrothe Rubinen einfaßten, im strahlenden Feuer dem Beschauer entgegen. Einen Augenblick stand der Rathmann wie festgebannt mit geballter Faust an der Schwelle; dann lief er hastig auf die Frau zu, die allmälig den Zorn ihres Ehegemahls zu begreifen anfing, und mit bebender Stimme fuhr er sie an:

„Wer hat Dir den Kopfschmuck aus der Geheimkammer gereicht?"

„Ich selbst," erwiderte die Hausfrau, die ihre Ruhe schnell wiedergewonnen hatte, voller Stolz und unbeweglich. „Wer wagt es, mir, der Hausfrau, das zu weigern?"

„Zunächst ich," rief laut der Rathmann, „Dein Ehegemahl und Dein Herr. Verpfändete Güter sind nicht verkaufte, besonders wenn sie die fürstlicher Personen sind."

„Die fürstlichen Personen lösen ihre Pfänder am Allerschlechtesten ein. Und warum soll eine Bürgersfrau nicht den Schmuck einer Herzogin tragen, wenn sie ihn bezahlen kann? Ist es nicht besser, der Schmuck ziert eine schöne Frau, als daß er müßig in der Kiste liegt?"

„Es ziemt sich nicht für einen Jeden, das zu tragen, was er bezahlen kann, wie der Künstler selten das trägt, was seine geschickte Hand hervorgebracht hat."

„Ich kenne Deine Ansichten und Du hast nicht nöthig, sie mir von Neuem wie ein Pfarrer vorzutragen."

„Wenn mein Wille Dir nicht genügt," sagte der Rath-

mann, noch heftiger werdend, „so verbietet Dir der Rath der Stadt diesen Kopfschmuck, weil er gegen die Kleiderordnung ist. Und ich, als Mitglied des Rathes, befehle es Dir, ihn augenblicklich abzulegen!“

„Hat der Rath eine thörichte Kleiderordnung gemacht, so kann der Rath sie auch wieder umstoßen. Herren, die sich mit dem Plane tragen, Hamburg zu einer freien Stadt zu machen und sich Fürsten gleich zu stellen, sollten sich nicht schämen, wenn ihre Frauen mit Gräfinnen und Herzoginnen im Prunk wetteifern. Denn nur die Kaiserin ist noch ihre Meisterin!“

„Willst Du etwa, daß die Stadt um Deines wahnwitzigen Hochmuths willen mit Herzog Erich in offene Fehde geräth, oder daß er im heimlichen Groll unserm Handel Abbruch thut, wo er nur vermag? Mögen die Fürsten auch noch so oft gezwungen sein, von uns Bürgern Geld gegen gutes Pfand zu borgen, ihre Macht ist groß, und ihr Arm reicht weit. Vermögen sie nicht zu helfen, so können sie doch schaden. Und soll es nicht die Pflicht eines jeden guten Bürgers sein, die Stadt vor Schaden zu bewahren, und ins Besondere die der Rathmannen?“

„Warum fürchtet Ihr den Krieg mit den Herren? Wart Ihr kühn genug, Euch aufzulehnen gegen die Grafen, um die Stadt zur Reichsstadt zu machen, so zeigt Euch auch als wahre Geschlechter und erkämpft die Freiheit mit den Waffen, und erschleicht sie Euch nicht mit vergilbten Pergamenten.“

„Rasest Du, Frau? So spricht die Frau eines

Hamburger Kaufmannes, da doch Handel und Wandel nur in Frieden gedeihen kann? Die Worte klingen wie die einer aus der Thorenkiste Entsprungenen. Wahrlich ich sage Dir, zu lange hat meine Nachsicht mit Dir gewährt. Freilich man kann es Dir nicht vorwerfen, daß Du vor den äußersten Folgen zurückbebst. Was hast Du nicht Alles geredet in Deinem blinden Eifer? Sagtest Du nicht zu unserer Tochter: habe ich denn Deinen Vater geliebt? Meintest Du nicht, eins der Vorrechte Vicko's als Kinderbischof sei ein bischöfliches Begräbniß, gleich als sehntest Du seinen Tod herbei? Und spielst Du jetzt nicht, trotz meines Zorns, mit dem Kriege, als müßte er so leicht und glatt verlaufen, als Dir diese frevelhaften Worte über die Lippen gleiten? Doch genug der Worte. Von heute ab höre ich auf, Dich überzeugen zu wollen, und werde befehlen, wo Du Dich nicht fügst. Ich sage Dir als Dein Ehegemahl, als Dein Herr und Haupt von Rechts wegen und als Mitglied des sitzenden Rathes dieser Stadt, daß Du den Kopfschmuck ablegst, bevor wir aufs Haus gehen!"

„Und wenn ich es nicht thue, was wird geschehen? Wann ist es in Hamburg oder in irgend einer Stadt geschehen, daß die Diener einer Rathmannsfrau selbst unerlaubten Schmuck nahmen, wie einer gemeinen Dirne oder einem berüchtigten Weibe? Ich bin der Ueberzeugung: heute, wie sonst, werden die Herren mit den Frauen auf dem Hause lustig und guter Dinge sein, ohne der unerlaubten Zierrathe groß zu

achten! Oder willst Du es etwa gestatten, daß ein Diener die Hand an mich legt?"

„Weib, ich sage Dir, thue, was ich Dich geheißen habe, und frage nicht, was ich gestatten werde."

„Und wenn Du es keinem Diener gestattest, dann möchte ich den sehen, der es wagt, mir diesen Schmuck vom Haupte zu entfernen."

„Wortbrüchige, Meineidige, ich selbst werde es thun!"

Damit lief der Rathmann auf seine Frau zu, faßte ihre Rechte und drückte sie krampfhaft zusammen, daß sie sich vor Schmerz krümmte und wand. Aber als er nach dem Kopfschmuck griff, da schrie die geängstigte Frau laut auf: „Hülfe! Hülfe! Er mordet mich!"

Herr Vicko, erschreckt von dem Jammergeschrei, und einen Augenblick selbst vor seiner eigenen That zurückbebend, ließ ihre Rechte los. Die aufgeregte Frau benutzte seine Bestürzung und lief Hülfe rufend und jammernd hinunter zu den übrigen Hausgenossen. Herr Vicko folgte ihr auf dem Fuße und ergriff sie von Neuem bei der Hand und wollte das Diadem mit Gewalt aus ihrem Haare reißen.

„Helft mir," schrie die Frau im höchsten Schmerze auf. „Er mißhandelt mich!"

Alle sprangen sofort herbei. Aber als sie die Ursache des Streites mit einem Blick erkannt hatten, da stellten sich Alle auf die Seite des Hausherrn und bestürmten die eigensinnige Frau, das Diadem abzulegen.

„Also bei keinem Einzigen', nicht beim Vetter, nicht bei der Schwägerin, nicht bei der eigenen Tochter finde ich Schutz. Es ist eine förmliche Verschwörung gegen mich. Wenn ich denn weichen muß, so weiche ich der Gewalt."

Sie erbot sich jetzt, das Diadem freiwillig abzulegen. Sie riß es mehr aus dem Haar, als daß sie es daraus löste, und warf es auf den Tisch, daß verschiedene Edelsteine herausſprangen. Herr Vicko hob sie behutsam auf, setzte sie mit seinen vor Aufregung noch immer zitternden Händen wieder an ihre Stelle und sagte dann: „So, jetzt schmücke Dich in anderer, einer Bürgerfrau besser geziemenden Weise, damit wir das Fest noch besuchen können, um kein öffentliches Aergerniß zu geben."

„Ich werde nicht aufs Haus gehen! Hoffentlich wirst Du mich dazu nicht zwingen können."

Herr Vicko sah sie darauf ruhig an und sprach, indem er das Diadem vorsichtig in der Hand hielt: „Du wirst Dich beruhigen und Dich besinnen, während ich in meiner Schreibstube Einiges besorge. Denn dieser Kopfschmuck soll nicht mehr in meinem Hause verwahrt werden, sondern an einem Orte, wo er sicherer ist vor der Eitelkeit meines Weibes!"

Darauf ging er in seine Schreibstube, wohin er den jüngsten Lehrknecht beschied, und nachdem er eine kurze Bemerkung über das Diadem in das große Geschäftsbuch geschrieben hatte, suchte er einen kleinen Kasten hervor und legte es sorgfältig verpackt in den-

ſelben hinein, verſchloß den Kaſten, zog den großen Schlüſſel ab und legte denſelben in eine Lade, die er ebenfalls ſorgfältig verſchloß. Den kleinen Kaſten gab er darauf dem Lehrknecht und ſagte: „Geh hin aufs Haus, wo Du einen der Bürgermeiſter finden wirſt, beſtelle ihnen einen Gruß von mir und bitte ſie, dieſen Kaſten mit ſeinem koſtbaren Inhalt in einem Schrein der Treſe ſorgfältig zu bewahren.“ Als der Knabe ſich entfernt hatte, ging der Rathmann in der Kammer mit großen Schritten auf und ab, wie um ſich zu beruhigen.

Indeſſen entſpann ſich im unteren Gemach eine nicht minder heftige, neue Scene. Die Hausfrau nämlich hatte dort ihrem Herzen gegen die Verwandten Luft gemacht und gehofft, wenigſtens bei der Meiſterin einige Unterſtützung zu finden. Nachdem ſie Alles, was ihr von Herrn Vicko in dieſer Angelegenheit Böſes geſchehen ſein ſollte, ins ſchrecklichſte Licht geſtellt, war ſie unklug genug, ſich auch darüber zu beklagen, daß er ſie eine Wortbrüchige und Meineidige genannt habe, während ihr Gatte ihr doch an jenem Tage ſelbſt geſagt hätte, ſie ſolle jenen Eid, als einen übereilten, nicht halten. Aber hierin fand ſie noch weniger Beiſtand. Muhme Elsbeth wandte ſich inſtändig bittend an ſie und ſagte: „Liebe Schwägerin, erweiche endlich Deinen harten Sinn und ſchütze Dich nicht hinter den Wall gebrechlicher und ſpitzfindiger Worte, die Du nach Deinem eigenen Willen zurecht machſt, um Deinen Eigenſinn durchzuſetzen. Den beſten

Mann haſt Du gereizt zu einem Zorn, wie ich bei ihm nie zuvor geſehen. Ich flehe Dich an, reize ihn nicht ferner, wo das Glück Deines eigenen Kindes, Deiner einzigen Tochter, auf dem Spiele ſtehſt. Er wartet noch eine kurze Zeit, ob Du Dich beugen wirſt, aber mir graut vor der Zeit, wo er dieſes Verhältniß auch gegen Deinen Willen zugeben wird."

„Giebt er mir nicht nach in unſchuldigen Wünſchen, wo es ſich nur um die elenden, käuflichen Diamanten handelt, ſo gebe ich ihm nicht nach in Dingen, die ich mir wahrhaftig ſchwerer abringen muß, wie er ſich einige hundert Mark."

„Liebe Schwägerin, bezwinge Dein eigenes Herz. Sagt der Apoſtel nicht, daß man den eigenen Willen bändigen ſoll? Mag es Dir auch ſchwer werden, um ſo größer wird Dein Lohn im Himmel vor dem Herrn ſein! Sieh, wie habt Ihr der irdiſchen Güter die Fülle und des häuslichen Friedens ſo wenig. Und giebt es ein köſtlicher Ding im Himmel und auf Erden, als Frieden am eigenen Herde? Giebt es ein ſchrecklicher Ding in der ganzen Welt, als den Unfrieden zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Eltern und Kindern? Wer iſt der harte Stein in dieſer Familie?"

„Muhme Elsbeth, verhimmelſt Du ſchon wieder in hohen Betrachtungen? Spare Deine Worte. Warum ſoll ich gerade immer nachgeben?" entgegnete die Hausfrau mit einem Anfluge von Spott, der die Begine bis ins innerſte Herz verletzte.

Dieſelbe ließ die Hand der Kölnerin, die ſie zwiſchen den ihrigen gehalten hatte, los und preßte ihre Hände auf ihr Herz, das ſich krampfhaft hob und ſenkte. Ihr Geſichtsausdruck hatte ſich plötzlich verändert. Eine merkwürdige Röthe überzog ihre Wangen, die beſonders ſcharf auf den Backenknochen hervortrat, und mit feierlicher und ſchmerzlich bewegter Stimme ſagte ſie: „Gieb nach, gieb nach! Ich ſehe es kommen, wie Du durch Deinen unklugen Stolz und Hochmuth das größte Unheil über dieſes Haus bringſt. Der Eid, den Du geſchworen, war für Dich bindend, und Du hieltſt ihn dafür, ſo lange es Dir gut däuchte. Aber darnach hieltſt Du ihn für nicht verbindlich. Aber irre Dich nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Der Himmel wird Dich ſtrafen an dem, was Dir das Liebſte iſt. Beuge Dich, ich bitte Dich. Es wird Alles gegen Deinen Willen geſchehen, und ſollte ich ſelbſt darob zu Grunde gehen!“

Als die Meiſterin der Beginen dies geſprochen, war ſie erſchöpft bis aufs Aeußerſte. Ihr ganzer Ausdruck wechſelte ſchnell, der hohen Röthe folgte eine krankhafte Bläſſe. Sie that einen Schrei, faßte mit beiden Händen auf ihr Herz und wäre umgeſunken, wenn nicht Maria und der Guardian zugeſprungen wären, ſie in ihren Armen aufgefangen und ſie ſanft auf die Schlafbank gelegt hätten.

Hartwig, welcher dieſer Scene mit der größten Erregung und laut weinend zugehört und ſeine Mutter am Kleide gezerrt hatte, um der Muhme Bitten zu unter-

ſtützen, lief erſchreckt hinauf in die Schreibſtube und erzählte, was geſchehen war.

Der Rathmann ging eilends hinunter und bemühte ſich liebevoll um ſeine noch immer in tiefſter Ohnmacht daliegende Schweſter. Ein Herzkrampf hatte dieſelbe befallen, wie ihr das zuweilen bei großer freudiger oder ſchmerzlicher Erregung geſchah. Der Rathmann näherte ſich ihr und preßte heftig ihre Seite. Die Begine ſchrie laut auf, aber zugleich kam ſie wieder zu ſich. Nichtsdeſtoweniger aber fühlte ſich dieſelbe noch ſehr ſchwach und angegriffen, und der Rathmann ſagte, daß ſeine Schweſter dieſe Nacht in ſeinem Hauſe bleiben ſolle, und daß er ſelbſt bei derſelben wachen würde. Wer das Feſt auf dem Rathhauſe beſuchen wolle, möge es thun.

Niemand that es; Allen war die feſtliche Stimmung vergangen.

Neuntes Capitel.

Am Morgen des vierten Weihnachtstages, als am Tage der unschuldigen Kindlein, war die liebe Schuljugend von Hamburg schon eine Stunde früher als gewöhnlich aufgestanden, denn heute zog der Kinderbischof zum letzten Mal in seinem ganzen Pomp mit Domherren und Schülern in den Dom. Nachdem sich sämmtliche Knaben in der Domschule versammelt hatten, ordnete sich der Zug hinter des Raths Trompetern. Hinter ihnen zunächst nahm der junge Bickelstedt seinen Platz zu Pferde ein, angethan mit dem bischöflichen Ornat, wobei die goldgestickte Bischofsmütze und der künstlich geschnitzte Krummstab nicht fehlten. Ihm zur Seite ritten zwei kleine Domherren, gleichfalls im priesterlichen Gewande, und hinter diesen ritten paarweise die übrigen Kinderdomherren, ebenfalls priesterlich geschmückt. Darauf folgten zu Fuß die sämmtlichen Schüler der Dom- und Nicolaischule, paarweise nach Klassen und in ihren besten Kleidern. In gemessenen Zwischenräumen standen die Lehrer, um die Ausgelassenheit der Schuljugend in den gehörigen Schranken zu halten.

Nachdem ſich Alle aufgeſtellt hatten, zog der Zug nach dem Dom. Dort celebrirte der Biſchof eine Meſſe, und nachdem er von der Kanzel herab eine ihm vom Rector ausgearbeitete Predigt ziemlich fließend gehalten hatte, hieß es ziemlich laut noch in der Kirche: „Zu den Pferden!“ [115]) Trotz aller Bemühungen des Rectors und ſeiner Schulgeſellen konnte beim Herausgehen aus dem Dom die gewöhnliche Ordnung nicht aufrecht erhalten werden. Noch in der Kirche tönten von verſchiedenen Seiten dem Biſchof Spottworte nach, ja ſogar ganze Reime in lateiniſcher und deutſcher Zunge, wobei ſich wiederum Vicko von Gelderſen merklich hervorthat, ſo daß ihn der Rector wiederholt ſcharf anſah und einmal ſogar ausdrücklich verwarnte.

Als ſich der Zug endlich in Bewegung ſetzte, um durch die Hauptſtraßen der Stadt zu ziehen, kam derſelbe nur ſehr langſam vorwärts, wobei das Gedränge der Schauluſtigen ebenſo hinderlich war, als das Geldſammeln. Es waren nämlich von jeder Klaſſe einzelne Knaben beſtimmt, welche zwiſchen den Zuſchauern und unter den Fenſtern umhergehen mußten, um für die im Reventer des Doms nach dem Umzug zu haltende Mahlzeit kleine Spenden zu erbitten.

So waren die Kinder ſchon durch verſchiedene Straßen gezogen, ohne daß etwas Beſonderes vorgefallen wäre. Trotz der großen Menſchenmenge und trotz aller Neckereien der erſten Klaſſe hatten ſich die Pferde ruhig gehalten und Biſchof und Domherren konnten, wie es ihrer Würde geziemte, ſtattlich und ruhig ein-

her reiten. Als sie jedoch auf den Rödingsmarkt zogen, wo in einer Brauerei gerade ein neuer Brau ausgeschenkt wurde und in Folge dessen zahlreiche Gäste versammelt waren, die wie alles Volk neugierig zu den Fenstern herausſahen und den einſammelnden Knaben reichlicher als gewöhnlich ſchenkten, da kam der Zug in längeres Stocken.

Es begab ſich aber, daß der Schmied Schütt, bei dem ſich wieder die Tage des Durſtes eingeſtellt hatten, und der ſchon vom frühen Morgen der Stillung desſelben obgelegen hatte, gerade in dieſes Brauhaus gehen wollte. Schon fing er an ein wenig zu ſchwanken, aber er hielt ſich noch wacker aufrecht, und das Pferd des Biſchofs am Zügel faſſend, richtete er einige wohlwollende Worte an denſelben. Dadurch wurde der Zug vollends zum Stehen gebracht. Die unruhige Knabenſchaar hinter den Reitern drängte auf die Pferde und das hintere Ende des Zuges auf das vordere, ſo daß die Schüler vielfach die ihnen angewieſenen Plätze verließen, um zu ſehen, was es da vorne gäbe. Es kamen auch Sammler an den Schmied heran, redeten ihn freundlich an und ſagten: „Vater Schütt, gebt auch etwas zum Feſtmahl des Kinderbiſchofs.“ Der gutmüthige Schmied ließ den Zügel des biſchöflichen Pferdes fahren und öffnete die Klappe ſeines Geldbeutels und legte jedem der Sammler einen ganzen Pfennig in die dargereichte Kappe. Jubelnd riefen die Knaben, indem ſie die blanken Münzen in die Höhe

hielten: „Schmied Schütt ſoll leben! Und ſein ganzes Haus daneben!“

In Folge deſſen vergrößerte ſich die Anzahl der Sammler um den Schmied herum; immer mehr ſtreckten dem Schmied ihre Kappen entgegen und ermunterten ihn mit ſchmeichelnden Worten, ihnen auch etwas zu geben. Die vielen Hände und die nicht böſe gemeinten Reden der Knaben machten dem Rieſen unverkennbares Vergnügen, und er ſagte ihnen freundſchaftlich: „Jungens, nun iſt's genug! Ich will dort hinein in das Brauhaus. Macht mir Platz!“

„Ei, Vater Schütt!“ rief der naſeweiſe Vicko aus der Schaar der erſten Klaſſe heraus, die ihren Platz verlaſſen hatte und ebenfalls den Schmied umringte: „Ich dächte, Du hätteſt heute auch ſchon genug vom Bier. Laß lieber das Brauhaus und ſtelle Dich vor die Trompeter als Vorläufer und mache dem Zuge Platz.“

Ein großes Halloh ſeitens ſeiner Mitſchüler belohnte die dreiſte Rede Vicko's, wodurch der Schmied merklich gereizt wurde. Und dieſer ſagte bereits weniger gutmüthig: „Grotſnutige Jung, wahr Di un kumm mi nich an mine Smeed vörbi.“

Mittlerweile war auch der Rector herbeigeeilt, um zu ſehen, was die Stauung veranlaßt. Als er dort den betrunkenen Schmied im Wortwechſel mit den Knaben ſah, rief er laut: „Iſt kein Diener hier, der dieſen frechen Menſchen in die Büttelei ſetzt, damit er bei Waſſer und Brod nüchtern werde?“

Darüber wurde der Schmied noch ärgerlicher, und den Rector von oben bis unten mit einem gutmüthig zornigen Blicke musternd, sagte er: „Ich werde mir schon selber Platz machen. Halte Du aber Deine Rangen besser in Zucht.“

Darauf griff der Schmied mit der ganzen Hand in seine Geldtasche hinein, nahm eine ganze Hand voll Pfennige heraus, warf dieselben unter die Knaben und sagte: „So Jungens, nun sammelt und macht mir Platz.“

Kaum hatte er die Münzen unter die Knaben geworfen, als diese sich sogleich mit dem wildesten Eifer auf dieselben stürzten und möglichst viele davon zu erhaschen suchten. Wer möchte den wirren Knäuel beschreiben, der sich dort plötzlich bildete? — Die Balgerei wurde schließlich unter den Knaben so allgemein, daß die neu Herbeiströmenden nicht mehr daran dachten, Pfennige zu suchen, sondern nur den wirren, drängenden, stoßenden, zappelnden Haufen zu vergrößern. Die Pferde des Bischofs und der Domherren wurden von dem Schreien und Lärmen scheu, entledigten sich theilweise ihrer Reiter und eilten in langen Sätzen durch die Straßen, wodurch stets mehr Neugierige herangelockt wurden. Je mehr der Rector und die Schulgesellen zu steuern suchten, desto toller wurde es, während der Schmied vorläufig lächelnd zusah und seinen großen Durst ganz vergessen zu haben schien.

Endlich bekam man auf dem Rathhause Kunde davon, und Swertute machte sich mit hurtigen Schritten

auf, um die Urſache des Lärms zu ergründen und zu beſeitigen. Als derſelbe ankam, ſah er den Schmied ſich noch immer vergeblich mit der böſen Schuljugend abplagen, die jetzt ein Spottlied auf Betrunkene im ewigen Einerlei ableierte.[116]) Mit Donnerſtimme brach ſich Swertute durch die Menge Bahn und forderte den Schmied auf, ihm ſogleich in die Büttelei zu folgen. Doch dieſer that es nicht, ſondern verſuchte, es dem ebenfalls gereizten Diener klar zu machen, daß nicht er, ſondern die Schuljugend und der Rector die Schuld trügen. Aber als ſich Swertute dadurch nicht beſchwichtigen laſſen wollte, ſondern ſeine Aufforderung wiederholte und noch einen andern Diener herbeirief, da wurde Schütt aufs Aeußerſte empört und erhob ſeine Fäuſte, gleichſam als ob er denjenigen herausfordern wollte, der es wagte, es mit ihm aufzunehmen. Doch Swertute und ſein Kumpan faßten kurz entſchloſſen in ſeinen Gürtel, und ſie verſuchten den Schmied mit ſich zu ziehen. Unter ihrem heftigen Zerren dehnte ſich der Gürtel ſo aus, daß die Schnalle deſſelben zerbrach und die herabfallende Geldtaſche ihren ganzen Inhalt verſchüttete.

Es waren funkelnagelneue Pfennige, wie der Augenſchein lehrte. Der eine Diener hielt den Schmied am Arm feſt, während Swertute die blanken Münzen auflas und die Schulbuben zurückſcheuchte, die nicht übel Luſt zeigten, das Geſchäft des Sammelns von Neuem zu beginnen. Plötzlich hielt Swertute inne und ſah einen der Pfennige genau prüfend an, und rief dann

mit lauter Stimme, dicht an den Schmied herantretend, aus: „Schütt, Schütt, jetzt können wir Euch nicht einfach freilassen. Ihr seid ein Münzfälscher. Der Tod ist Euch gewiß. Diese neuen blanken Pfennige habt Ihr gewiß selbst angefertigt! Darum streutet Ihr sie in Eurem Rausche so leichtfertig unter die Jugend aus.“

War der Schmied schon zornig gewesen, so schien seine Wuth jetzt keine Grenzen mehr zu kennen, und mit einer vor Zorn bebenden und sich fast überschlagenden Stimme rief er aus, daß man es bis auf den Burstah hören konnte: „Was? Swertute, Du willst mir meine Pfennige beschelten? Ich bin ein freier Hamburger Bürger. Diese Worte sollen Dir theuer zu stehen kommen!“

Aber des Schmieds Zorn schien keinen Eindruck auf den Diener Swertute zu machen. Ruhig nahm dieser einen der Pfennige, bog ihn zwischen seinen kräftigen Fingern zusammen wie ein Pergamentblatt und reichte ihn und einen andern ebenso blanken Pfennig dem Schmied hin. Schütt nahm dieselben und bog sie ebenfalls leicht zwischen seinen gewaltigen Fingern zusammen, fast noch leichter wie Swertute. „Straf mich der heilige Eligius,“ sagte der Schmied, indem er erbleichte und bis ins innerste Herz erbebte: „Es ist das klare Zinn. Aber ich habe sie nicht gemacht.“

Swertute sagte darauf zu der Menge erwachsener Leute, die sich jetzt neugierig herbeigedrängt hatten:

„Ihr hört es, Bürger von Hamburg, er giebt es selbst zu. Die That ist handhaft und der Schein ist blinkend. Wir müssen ihn in die Büttelei führen. Möge er dem Vogt das Weitere sagen.“

Der starke Mann war jetzt plötzlich ruhig wie ein Lamm geworden. Sein Zorn und sein Rausch waren verflogen. Die Rathsdiener zogen Stricke aus der Tasche, von denen sie nach Hamburgischer Sitte [117]) je einen um seine Hand banden, und führten den Schmied nach der Büttelei.

Diese Unterbrechung benutzten der Rector und seine Schulgesellen, um den Zug wieder zu ordnen und die scheu gewordenen Pferde wieder einzufangen. Aber die Knaben ließen sich nur mit Mühe und Noth halten, besonders als sie hörten, daß die schwererkämpften Pfennige falsch seien. So schlich sich mancher Knabe davon, um den Münzfälscher in die Büttelei führen zu sehen.

Die Theilnahme des Volkes, das den Dienern und dem Schmied zur Büttelei folgte, war eine außerordentliche. Das ganze Jahr über hatte man sich über falsche Hamburger Pfennige beklagt, und schon hatte man vor einigen Monaten einen ertappten Münzfälscher mit allen Schauern mittelalterlicher Grausamkeit in siedendem Oel vom Leben zum Tode gebracht, [118]) obgleich er bis zum letzten Athemzuge seine Unschuld behauptet hatte. Daher verhandelte jetzt Alles auf das Lebhafteste über die Schuld oder Unschuld des Schmieds. So Viele ihm auch persönlich wegen seiner

unleugbaren Gutmüthigkeit nicht abgeneigt waren, die Meisten hielten den Schmied doch für schuldig. War er nicht ein Metallarbeiter, und stand er nicht in dem Rufe, ein äußerst geschickter Schmied zu sein? Wie konnte er, der mit irdischen Gütern nicht reichlich gesegnet war, bei seinem trunkfälligen Lebenswandel sein Haus so lange ohne unrechtes Gut aufrecht halten? Laut äußerte das Volk seine Gedanken vor den Ohren des Schmieds. Grapengießer Drinkut aber, der neugierig vor die Thür getreten war, und der kürzlich für den gerichteten Münzfälscher die Pfanne gemacht hatte, berechnete still, daß die alte Pfanne für diesen Riesen nicht ausreiche, und daß der Rath daher eine neue größere bestellen müsse.

Indessen vollendeten die Kinder ihren Umzug durch die Stadt und zogen nach dem Reventer, um dort das gemeinsame Mahl einzunehmen. Aber nach der Störung wollte weder der Zug recht in Ordnung kommen, noch das Einsammeln des Geldes gut von Statten gehen. Der Rector und seine Schulgesellen waren sehr ärgerlich, und um endlich den Muthwillen der immer ausgelassener werdenden Buben zu bändigen, wollte der Rector ein warnendes Beispiel für die übrigen aufstellen.

Als Vicko von Gelbersen ziemlich laut gerade wieder ein Scheltwort gegen den Bischof schleuderte, rief er ihn zu sich heran und sagte: „Vicko, ich habe Dich in

den letzten Wochen seit dem Beginne des Kinderbischofs täglich vermahnt und noch diesen Morgen im Dom, aber Du hast nicht gehört. Du bist mir auch als derjenige bezeichnet, der den Schmied durch seine vorwitzigen Reden gereizt und das böse Lied angestimmt hat, so daß dieses große Aergerniß entstehen mußte. Wir wissen wohl, wie Du dem Bischof zugedacht hast, daß er vom Pferde herunter sollte. Du wirst nicht am schönen Mahl theilnehmen, sondern in das Domgefängniß wandern, wo Du panem doloris et aquam angustiae finden wirst. Der Herr Scholaster und der Herr Dechant werden das Weitere über Dich verfügen."

Diese Worte verfehlten nicht, auf sämmtliche Schüler einen starken Eindruck zu machen. Der Rector winkte dem Schuldiener und befahl ihm, den jungen Vicko sofort in den Carcer zu führen, wo er bis nach entschiedener Sache zu verbleiben habe.

Als der Diener den Knaben ergreifen wollte, sagte dieser in erregtem Tone: „Fort mit Dir! Wie darfst Du Dich unterstehen, eines Rathmannes Sohn anzurühren und ins Gefängniß zu setzen?"

Doch der Rector sagte ernst und streng, mit fast bebender Stimme: „Der Rath hat selbst bestimmt mit dem ehrwürdigen Domcapitel, daß also mit den bösen Buben zu verfahren sei. Vicko, ich rathe Dir, Dich geduldig zu fügen, damit Deine Strafe nicht noch härter werde." Indem er darauf selbst den einen Arm des Knaben ergriff, gab er dem Schuldiener einen Wink,

seine Pflicht zu thun. Jener ergriff den sich noch immer sträubenden Vicko fest bei dem andern Arm und führte ihn auf den Domhof des Dechanten in das dunkle Domgefängniß.

Anfangs schien der ungezogene Knabe gar nicht den Ernst seiner Lage begreifen zu können. Als sich aber nach längerer Zeit noch immer keine Erlösung zeigte, schien ihm die Sache doch endlich ziemlich ernst zu werden. Er fing jetzt an, es sich etwas deutlicher vorzustellen und auszumalen, was ihn denn für eine Strafe außer der Gefangenschaft wohl treffen und wie lange die vorläufige Haft wohl dauern könnte. Der Rector hatte am Tage der Bischofswahl von Verbannung gesprochen. Mit Donnergewißheit bohrte es sich ihm in sein Gewissen ein, daß er verbannt werden und daß ihn Niemand davon retten würde. So sank er endlich schluchzend und weinend an der Bank nieder und betete andächtiger, als er es bisher gethan hatte, zu Gott, er möchte ihm noch dieses Mal gnädig verzeihen, er wolle künftig einen besseren Lebenswandel führen.

Er sollte nicht lange auf sein Urtheil warten. Mit allem Ceremoniell ward er vor dem Dechanten angeklagt, durch viele Zeugen von der Partei der Handwerkersöhne überwunden und durch die von seiner Hand geschriebenen Spottreime gänzlich überführt. Was seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und auch dann nur bei hergelaufenen Scholaren geschehen war, Vicko wurde zur ewigen Verbannung aus der Stadt ver-

urtheilt, wobei der Unwille des Scholasters gegen seinen Vater wohl etwas die Sentenz beeinflußt haben mochte.

Vicko's Mutter war außer sich, als sie dies vernahm. Sie bestürmte ihren Eheherrn, das harte Urtheil durch den Rath umstoßen zu lassen, — doch vergebens. Der Rathmann wollte die Gesetze der Stadt um seines ungezogenen Sohnes willen nicht beugen. Er blieb unerbittlich und taub gegen die Vorwürfe seiner Frau, die sich über seine entsetzliche Liebloſigkeit beklagte und ihren Gatten einmal über das andere einen grausamen Tyrannen nannte. Zu Bitten, zur Nachgiebigkeit vor ihm sich zu erniedrigen, vermochte sie nicht über sich.

Leichter wurden ihr die Bitten und die Nachgiebigkeit vor dem Scholaster, Dechanten und Dompropst. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Man empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, Einer verwies sie auf den Andern, aber in der Hauptsache erreichte sie nichts, und beim Dompropst mußte sie noch einige feine Sticheleien mit in den Kauf nehmen. Derselbe heuchelte zuerst Unbekanntschaft mit den Hamburger Rathmannen, erinnerte sich dann aber ihres Eheherrn in Folge seiner großen Verehrung gegen die Schauenburger, die er durch das herrliche Bild in Maria Magdalenen bezeugt. „Freilich hätte Herr Vicko," fügte er hinzu, „dem jungen Maler es nicht hingehen lassen sollen, das Nesselblatt unter dem Mittelthurm des Hamburgischen Wappens zu vergessen." [119])

Um so unangenehmer empfand sie jetzt diese vergeblichen Besuche, als ihre ganze Demüthigung vor den fremden Herren umsonst gewesen war. Ein leiser Zweifel fing an sich in ihr Herz zu schleichen, ob es nicht besser von ihr wäre, sich vor ihrem Ehegemahl zu demüthigen, der ihr fast immer auf halbem Wege entgegen zu kommen pflegte, sobald sie nur die geringste Miene zum Nachgeben zeigte, der ihr selbst goldene Brücken baute, wenn sie eine Thorheit begangen hatte.

Als sie in ihr Haus zurückkam, beschäftigten sie diese Gedanken lebhaft, und fast war sie geneigt nachzugeben, und nur noch schwach kämpfte sie mit sich selbst, ob sie ihre unnütze Erniedrigung und die spitzen Worte des Dompropstes ihrem Ehemanne mittheilen sollte. Da kam Muhme Elsbeth, um sich zu erkundigen, ob sich die Nachricht von Vicko's Gefangenschaft und Verbannung bewahrheite. Als die Frau des Hauses ihr dies bestätigt, sagte die Meisterin: „Liebe Schwägerin, das ist die erste Warnung, die Dir Gott sendet für Deine Hartnäckigkeit gegen Marien."

Da schnellte der eben so tief gedemüthigte Stolz der Hausfrau plötzlich wieder hoch empor. Jetzt wollte sie weder ihrer Schwägerin, noch ihrer Tochter, noch ihrem Manne gegenüber nachgeben. Und Muhme Elsbeth sagte mit schwer bekümmertem Herzen: „Wie wird es Manchem so leicht, wenn die Noth ihn zwingt, sich vor fremden Menschen zu beugen und zu demüthigen.

Solltest Du das nicht viel mehr vor Denen thun, die Dir am Nächsten stehen? Ich fürchte, unser Haus ist noch nicht zu Ende mit den Prüfungen, die uns der Himmel sendet.“

Zehntes Capitel.

Einige Wochen waren seit dem Umzuge der Kinder vergangen. Der junge Vicko hatte acht Tage im Domgefängniß bei Wasser und Brod aushalten müssen, was viel dazu beigetragen hatte, seinen Uebermuth zu beugen und für einige Wochen die Zucht in der Domschule merklich zu bessern. Darauf war er mit seinem Vater nach Bremen geritten, wo er vorläufig bei einem Freund desselben blieb, um mit dem ersten Schiff im Frühjahr nach London auf den Stahlhof zu zu ziehen.

Dieses Ereigniß hatte in der Stadt kein geringes Aufsehen erregt, aber es wurde verdunkelt durch die Gefangennahme des Münzfälschers. Die ausgeschütteten Pfennige wurden von dem Münzmeister und seinen Knechten, sowie von verschiedenen Goldschmieden sorgfältig geprüft, und es stellte sich heraus, daß sie fast aus reinem Zinn bestanden. Auch verschiedene Knaben hatten die erhaschten Münzen eingeliefert, und auch darunter waren einige falsche gefunden worden. Der Schmied aber blieb bei der Behauptung, daß er unschuldig sei und die Pfennige nicht geschlagen habe.

Wie und von wem er sie erworben habe, das konnte er allerdings, oder wollte er vielleicht nicht sagen. Man hatte sein ganzes Haus untersucht, vom Boden bis in den Keller hinunter, und hatte seinen Knecht und seinen Lehrling ausgeforscht, aber Alles schien zu bestätigen, daß er selber diese Pfennige nicht geschlagen habe.

Vorläufig ließ man ihn in der Büttelei bei Wasser und Brod schmachten, da man hoffte, daß er dadurch bald nüchtern würde, um sich auf seinen Vordermann zu besinnen. Seine Frau und seine Kinder, die er bisher trotz seines leichtfertigen Lebenswandels, gestützt durch das Zunftrecht, wenigstens leidlich ernährt hatte, geriethen aber bald in Noth, obgleich die Werkmeister der Frau sogleich den tüchtigsten Meisterknecht in die Schmiede gesetzt hatten. Da der Schmied selbst den größten Theil seines Verdienstes zu vertrinken pflegte, hatte die Familie fast stets von der Hand in den Mund gelebt. Einige Tage konnte Klaus mit seinem Verdienst die Familie über Wasser halten, aber bald waren auch dessen geringe Mittel nahezu erschöpft.

Allnächtlich pflegte sich daher Schütt's Frau an die Luke seines Kellerkerkers zu begeben, um ihn zu bewegen, sich doch recht zu besinnen, von wem er die Pfennige erhalten habe. Aber stets hatte er behauptet, er könne es Keinem gewiß auf den Kopf zusagen, daß er sie von ihm empfangen, und er sei zu ehrlich dazu, um einen Unschuldigen in Gefahr zu stürzen. Jede Nacht hatte er seine Frau beschworen, sie möchte ihm

einen Krug Bier bringen, da er bei Waſſer und Brod faſt unſinnig würde, denn er ſei mitten aus der Zeit des großen Durſtes herausgeriſſen und habe ſich nothgedrungen wieder an das Waſſer gewöhnen müſſen. Seine Frau aber war ſtandhaft geblieben und hatte ihm trotz ſeiner flehentlichen Bitten kein Bier gebracht. Denn ſie hoffte, daß ſein Verſtand deſto eher klar würde, und daß er ſich deſto ſchneller beſänne.

Aber als dies Mittel auch nichts fruchtete, dachte ſie daran, es mit dem Gegentheil zu verſuchen, zumal ſie auf die Spur des Vordermanns gekommen zu ſein glaubte. Sie füllte daher einige Kannen Bier in zwei Zinnflaſchen, um ſie an die vergitterte Kellerluke der Büttelei zu bringen, die auf die Straße mündete.

Vorſichtig hatte ſie alſo gegen Abend einiges Fleiſch und Brod mit dem Bier in einen Korb gepackt, nahm denſelben unter ihren Hoyken und ſchlich damit um Mitternacht ohne Laterne zur Büttelei. Ein feiner Regen fiel und tiefe Nacht hüllte alle Straßen ein, ſo daß ſie wie gewöhnlich unbemerkt an das Gefängniß gelangte.

Nachdem ſie ſich vorſichtig an die richtige Luke getappt und ihren Ehemann, der ſie ſchon längſt erwartet, ans Fenſter gerufen und ihn mit einigen Stücken Fleiſch gelabt hatte, ſagte ſie zu ihm: „Schütt, haſt Du Dich nun endlich beſonnen, von wem Du die Pfennige haſt?“

„Nein, Hilleke,“ erwiderte der Schmied. „Ich kann mich nicht beſinnen. Die Weihnachtstage war ich ſtets

im Sturm, und von allen Kunden, die mir schuldeten und die ich gerade traf, ließ ich mir Pfennige geben."

„Ja, das weiß der heilige Bernward," unterbrach ihn die Frau jammernd, „Alles hast Du in zwei Tagen durch die Kehle gejagt, wovon wir Wochen lang hätten leben können! Aber es geschieht Dir schon recht, daß sie Dich in das schwarze, feuchte Loch gespundet haben. Ich hätte wahrhaftig kein Mitleid mit Dir, wäre es nicht um der Kinder wegen."

„Weib, quäle mich nicht so. Ich kann es Dir nicht sagen. Und bringe ich einen meiner Kunden unschuldig in den Kerker, wenn auch nur auf kurze Zeit, meine geringe Arbeit würde noch geringer werden."

„Schütt, besinne Dich. Ich habe Dir einen Krug, nein zwei Krüge Bier mitgebracht. Die sollst Du haben, wenn Du Dich besinnst."

„Weib! Du hast Bier? Her damit! Niemals hatte ich größeren Durst."

„Nein, Schütt. Du bekommst das Bier nicht eher, als bis Du Dich besonnen hast. Vielleicht kann ich Deinem schwachen Gedächtniß helfen. Höre aufmerksam zu, denn ich habe da einen guten Gedanken gehabt. Ich habe in der letzten Zeit genau darauf geachtet, von wem ich jeden Pfennig bekam, da die Leute so ängstlich waren, Geld von mir zu nehmen. Dreimal hat man mir einen offenbar falschen Pfennig zurückgeschickt. Diese Pfennige hatte ich jedesmal von Klaus empfangen."

„Weib, was redest Du! Bringe ihn nicht ins

Unglück. Noch dazu ist er jetzt unser Wohlthäter, wo sich Alles von uns abwendet. Der Rath ist ihm so wenig hold wie mir. Mir nicht, weil ich den jungen Brauer ins Fleth stieß, und ihm nicht, weil er an jenem Tage der Schreiber der Wittigsten war und dem Volk des Kaisers Brief las. Sie hätten mich längst aus dem Gefängniß entlassen, wenn sie mir und den Aemtern nicht etwas ans Zeug flicken wollten. Haben sie Klaus aber erst fest, den werden sie erst recht nicht loslassen. Dem möchten sie am Liebsten gleich den Hals brechen und allen Werkmeistern dazu."

„Aber, Schütt, wenn sie Dich schließlich loslassen werden, da sie Dir nichts beweisen können, dann werden sie Klaus erst recht nichts beweisen und freigeben müssen. Du hast Weib und Kind zu ernähren, aber er ist ein freier, lediger Mann, und ihm macht ein paar Wochen Büttelei nicht so viel aus wie Dir. Du bist ein Schmied und könntest wenigstens Pfennige schlagen, aber er ist ein Schreiber und weiß nicht im Feuer zu arbeiten."

„Das ist Alles ganz richtig, Weib. Aber ich glaube, wenn er zehnmal unschuldig ist, sie pressen ihm eher ein Geständniß ab als mir. Ich bin ein starker Mann und halte die Frage mit der Folter zur Noth aus. Denn mit nichts können sie mich schlimmer foltern, als mit dem verfluchten Wasserkrug. Klaus ist zart und hat ein schwaches Herz. Ihm fragt der Büttel bald alle seine Künste ab, die er weiß und die er nicht weiß."

„Um Gottes willen, Schütt, erinnere mich nicht an die Folter. Ich vergehe vor Angst, wenn ich nur daran denke. Oder haben sie Dich etwa schon scharf gefragt, daß Du so verächtlich davon sprichst?"

„Heute haben sie mir damit gedroht, daß es morgen beginnen solle. Da Du noch fortwährend falsche Pfennige ausgäbest, könnten dieselben nur aus meinem Hause stammen."

„Schütt, Schütt, bedenke Dein armes Weib und Deine armen Kinder. Willst Du Dich und uns Alle unglücklich machen? Noch dazu der Schimpf und die Schande! Willst Du Deine Glieder durch die Folter verstümmeln lassen, daß Du Jahre lang ungesund davon bleibst und wir die Last davon haben?"

„Nein, nein, Weib, ich will es nicht. Aber soll ich einen Unschuldigen unglücklich machen? Wenn ich nur gewiß wüßte, ob ich die falschen Pfennige von Klaus bekommen habe, dann wollte ich's, beim heiligen Bernward, sogleich dem Richter sagen. Aber ich weiß es nicht, ob ich gerade diese Pfennige von ihm bekommen habe. Wer weiß, in welchem Krug ich sie herausbekam, oder wo ich sie beim Würfelspiel gewann?"

„Besinne Dich, Schütt," sagte die Frau, immer dringender werdend. „Es ist besser, Du besinnst Dich heute aus freien Stücken, als morgen unter der Folter. Du armer Mann," sagte sie, indem sie heftig an zu schluchzen fing, was dem Schmied durch das Herz schnitt.

Darauf kniete sie vor der Kellerluke nieder, und nachdem sie das Gitter gefühlt hatte, reichte sie ihm eine lange schmale Zinnflasche durch die Lücke der Eisenstangen in den Keller hinab. Der Schmied ergriff die Flasche mit großer Hast, öffnete sie und trank sie in mächtigen Zügen hintereinander aus. War er vorher schon durch den Kummer seiner Frau etwas erweicht, so wurde er jetzt noch mehr durch ihre Güte gerührt.

„Möge es Dir der heilige Eligius vergelten," sagte er, „was Du mir jetzt, dem armen Gefangenen, thust. Mir ist es fast so, als hätte ich an einem Weihnachtstage von Klaus Geld bekommen."

Die Frau hielt einen Augenblick inne, um dem Schmied die Möglichkeit zu bieten, sich genauer der näheren Umstände zu entsinnen; als dieser indeß keine Miene machte, weitere Aussagen zu machen, fuhr sie fort: „Das weißt Du nicht mehr genau, Du alter Durchgänger und Saufaus! Als ich neulich für Klaus, als er mir Geld gab, mein Gesicht nicht freundlich genug zog, weil ich glaubte, es wäre nur eine kleine Abzahlung auf Kost und Wohnung, da gab er es mir schön deutlich zu verstehen, daß Du schon für ein ganzes Vierteljahr nach und nach von ihm im Voraus bekommen hättest und den größten Theil am zweiten Weihnachtstage. Schütt, Schütt, sag' es mir ehrlich, hat er Dir am zweiten Weihnachtstage den übrigen Theil der Pfennige für Kost und Wohnung gegeben?"

„Mir ist es fast so," entgegnete der Schmied be-

ſchämt und kleinlaut. „Ja, ja, es wird wohl ſo ſein. Genau weiß ich es aber nicht.“

„Doch er weiß es genau. Er hat es mir geſagt, daß es damals war. Dann iſt die Sache ſicher. Wenn es morgen wieder zum Verhör kommt, ſo ſage es nur gleich im Voraus und laß es nicht erſt auf die ſcharfe Frage ankommen.“

„Aber, Hilleke, bedenke den armen ſchwachen Klaus. Ich weiß, die Aemter wollen ihn nicht ſinken laſſen, denn er hat viel für die Wittigſten gethan mit Schriften und allerlei Botſchaften. Man würde es mir ſehr verdenken, wenn ich ihn in dieſe Gefahr brächte. Und die Werkmeiſter der Schmiede würden Dich ſinken laſſen und Dir die Schmiede zunageln.“

„Schütt,“ ſagte die Frau, ärgerlich werdend, „iſt Dir die kleine Flaſche ſchon ſo zu Kopf geſtiegen, daß Du nicht mehr klar denken kannſt? Die Werkmeiſter geſtatten mir die Arbeit mit dem Meiſterknecht, ſo lange Du als ein unüberwundener Mann im Gefängniß ſitzeſt. Leider zieht ſich die Arbeit der reichen Leute ſehr von unſerer Schmiede zurück, denn die Amtleute halten wenig Pferde. Aber wenn Du nachweiſen kannſt, woher Du die Pfennige bekommen haſt, ſo gehſt Du frei aus dem Gefängniß, und wir brauchen die Gnade der Werkmeiſter nicht. Du kannſt dann arbeiten, ſo viel Du haſt und magſt, und für meinetwegen Bier trinken, ſo viel Du willſt. Für mich und die armen Kinder wird wohl genug übrig bleiben.“

„Aber, Weib, Klaus hat ein ſchwaches Herz und

wird Dinge ſagen, die er nicht ſagen ſoll, die den Aemtern ſehr am Herzen liegen. Er hat mir ſo allerlei angedeutet."

„Schütt, was gehen mich und Dich die gemeinen Aemter an? Kümmere Du Dich um Dein Weib und Deine Kinder und ernähre ſie redlich, und thue meinetwegen auch etwas Uebriges, daß Du des Abends Deinen Krug Bier trinken kannſt. Aber warum willſt Du Dich für Klaus opfern und für die gemeinen Aemter? Halten die Wittigſten ſo viel von ihm, ſo mögen ſie ihn aus ſeiner böſen Lage reißen. Hat Klaus ein ſchwaches Herz und zarte Knochen, daß er Dinge ſagt, um die man ihn nicht fragt, was geht's uns an? Er hat dafür einen ſtärkeren Kopf als Du. Er wird ſchon wiſſen, was er ſagen ſoll, und ſich beſinnen, wer ihm die Pfennige gab, beſſer als Du mit Deinem ſchwachen Kopf."

Der Schmied brummte wie beleidigt einige Worte und ſchwieg lange Zeit, bis die Frau das Stillſchweigen brach: „Machſt Du nicht bald Anſtalten, um Dich zu befreien, ſo werde ich lieber mit dem neuen Meiſterknecht zuhalten, damit er mehr Arbeit heranſchafft. Er hat nicht übel Luſt, mich zu freien, trotz der Kinder, wenn ſie Dich erſt abgeurtheilt und in der Pfanne gekocht haben. Er redete neulich ſchon davon, daß es doch wohl nicht anders kommen würde mit Dir."

„Stille, verfluchtes Weib, erinnere mich nicht an

die Pfanne. Haſt Du's ſo eilig mit dem Freien? Und wirſt Du mich ſo bald vergeſſen?"

„Haſt Du uns nicht ſchon längſt vergeſſen, Du Säufer!"

„Nein, nein, Hilleke. Aber ich bitte Dich vom Himmel bis zur Erde, thu' es dem armen Klaus nicht an, der uns ſo oft geholfen."

„Ja wohl, geholfen mit falſchen Pfennigen in die Büttelei und ins ſiedende Oel."

„Bedenke, er iſt Deiner Schweſter Sohn, wenn auch ein unechtes Kind. Wir dürfen ihn nicht ſinken laſſen."

„Nein, er iſt nicht unſer Schweſter Sohn. Du weißt, was ihm meine Schweſter damals in Eppendorf auf dem Todtenbette mittheilte. Wir mochten's kaum glauben. Jetzt hat er von Tideke Bickelſtedt ziemlich beſtimmt erfahren, daß ſein eigener Bruder Werner, der am ſchwarzen Tode ſtarb, ſein Vater war. Klaus hat einen Ring, den Tideke als den ſeines Bruders erkannt. Tideke glaubt auch, daß er der Mutter auf der Spur ſei. Es ſoll eine vornehme Frau aus Hamburg ſein, reich über die Maßen und mit Bürgermeiſtern und Rathmannen verwandt."

„Was Du ſagſt, Hilleke!" erwiderte der Schmied ungläubig.

„Du Schwachkopf, haſt Du nicht gemerkt, wie Meiſter Tideke gern etwas aus ihm machen will, einen Schreiber der Wittigſten! He, woher kommt's? Nun,

weil er sein Ohm ist. Er hat ihm auch die Schulgesellenstelle am Dom verschafft."

„Wahr ist's. Daß mir das nur nicht gleich aufgefallen ist! Und ist er nicht Deiner Schwester Sohn, dann weiß ich auch nicht, warum ich mich für ihn opfern und hier hungern, dursten und frieren soll. Dann möge er zusehen, wie er für sich selber sorgt. Nun hast Du mir aber die Pfanne und das Oel so heiß gemacht, Hilleke, daß Du nothwendig löschen mußt. Gieb mir die andere Zinnflasche, Weib. Ich will morgen Alles sagen, was ich über die Pfennige weiß. Aber gieb Klaus einen Wink, damit er sich davon mache."

„Ach was," sagte die Frau, „damit sie Dich desto sicherer behalten. Hier hast Du die zweite Flasche Bier. Laß mich nur das Uebrige machen. Ich weiß schon, wie ich es anzufangen habe."

Der Schmied hatte vergebens nach der Flasche gegriffen, aber er hatte sie nicht durch das Gitter ziehen können, weil die Flasche unglücklicherweise zu breit war. Wie seine Frau auch die Flasche drehen und wenden mochte, sie ging nicht hindurch. Sein Durst wurde dadurch nur um so mehr gereizt. Er vergaß die gemeinen Aemter und Klaus und dachte nur noch daran, wie er in den Besitz des Inhalts der Flasche kommen sollte, indem er seines Weibes Unklugheit schalt, daß sie nicht mehrere kleine Flaschen gebracht habe.

Sie machte darauf den Vorschlag, daß sie aus der

größeren Flaſche die kleinere füllen wolle, aus der er dann trinken könne. Obgleich der Schmied ſeine Bedenken dahin äußerte, daß ſie in der Dunkelheit die Hälfte vergießen würde, ſo fand ſich doch für den Augenblick kein anderes Mittel, und der Schmied mußte ſchweren Herzens in die Vergeudung des edlen Trankes willigen.

Nachdem es ſeiner Frau mit einiger Mühe gelungen war, die kleinere Flaſche zum größten Theil zu füllen, wollte ſie ihm dieſelbe durch das Gitter reichen. Aber als er dieſe im raſchen Zuge, ſo gut es der enge Hals geſtattete, geleert hatte, nahm ihm ſeine Frau trotz ſeiner Bitte dieſelbe nicht wieder ab, um ſie von Neuem zu füllen, ſondern er hörte nur ſchnelle Schritte und bald darauf die rauhe Stimme eines Mannes, welcher ſogleich der helle Schein einer Laterne und der Mann ſelber folgte. Es war ihm nur zu deutlich, daß einer der Knechte des Büttels oder ein Rathsdiener gekommen ſei und ſeine Frau verſcheucht habe. Niemals hatte ihn ein ungetrunkener Krug Bier ſo verdroſſen, als derjenige, der ihm jetzt entgangen war, niemals hatte er eine ſo brennende Leere in ſich empfunden.

Bald darauf erkannte er auch die polternde Stimme Swertute's, welcher die Bürgermeiſter bei ihrem Beſuch der Wachtpoſten begleitet hatte und nun auf dem Heimwege begriffen war. Er hatte der davongehuſchten Geſtalt folgen wollen, aber ſeine Aufmerkſamkeit war bald durch die große Zinnflaſche gefeſſelt, die er bei

dem matten Scheine seiner Hornlaterne kaum bemerkt und fast umgestoßen hätte. Vorsichtig beleuchtete er dieselbe, hob sie dann auf und betrachtete sie schmunzelnd. Dann sagte er fast lustig: „Schütt, Du Teufelskerl, hast Du Dich noch nicht an Wasser gewöhnt, daß Du sogar noch in der Nacht nach Bier lechzest? Welcher Amtsbruder war so gnädig, Dir diese Flasche zu bringen? Haha, da liegt noch eine kleine Flasche daneben. Nun, Schütt, wer war's? Ich verdenke es Dir so groß nicht, wenn Du Dich noch einmal stärkst vor der scharfen Frage."

„Swertute," erwiderte jetzt der Gefangene, als er die Stimme des gutmüthigen Hausdieners hörte, „habe Mitleid mit einem armen Gefangenen und reiche mir die halbe Flasche Weißbier an das Gitter. Ich weiß jetzt denjenigen, der mir die falschen Pfennige gegeben hat. Mein Eheweib hat mich soeben auf die rechte Spur gebracht. Leider hat sie aber das Bier in einer zu dicken Flasche gebracht, so daß sie nicht durch das Gitter ging. Reiche mir den Hals durch das Gitter, damit ich trinken kann ohne Umfüllung in die kleine Flasche und ohne Verschwendung der edlen Gottesgabe. Du weißt, welche Verheißung darauf steht, wenn Jemand die Gefangenen besucht und tröstet."

„Das heißt," erwiderte Swertute, „hoffentlich nur die Unschuldigen."

„Das bin ich, Swertute, unschuldig wie ein neugeborenes Kind."

„Nun, wer ist denn derjenige, von dem Du die Pfennige bekommen hast? Sag es mir.“

Der Schmied zögerte eine Weile, während Swertute mit der stattlichen Flasche liebäugelte und ihm sagte: „Willst Du nicht, so trink ich allein und zeige Dein Weib noch obendrein an. Eine solche Gelegenheit, etwas zum Besten dieser guten Stadt fortzunehmen, findet sich so leicht nicht wieder.“

Darauf hob er die Flasche auf und setzte sie an den Mund und that einen so herzhaften Zug daraus, daß es fast schien, als ob derselbe nie enden wolle.

Der Schmied, der noch geschwankt hatte, ob er den Namen des Verbrechers nennen solle, wurde durch diesen gewaltigen Zug Swertute's, den er trotz des matten Lichts der Laterne nur zu deutlich wahrnahm, so erschreckt, daß er laut flehend ausrief: „Halt an, halt an, Swertute, es ist der Schreiber Klaus.“

Swertute setzte ab und hockte vor der Kellerluke nieder und hielt dem Schmied fürsorglich die Flasche in einem solchen Winkel durch das Gitter, daß nichts vom Bier unnöthigerweise herauszufließen brauchte, und sagte: „So, Schütt, so trefflich hat Dir wohl lange kein Bier gemundet. Nun freue Dich, daß Dir endlich der Verbrecher eingefallen ist, dem wir schon lange etwas zugedacht haben, der Kniper, ich und der Rath. Der Kniper hat's längst gesagt, daß Klaus, der Schreiber von Harsefeld, ein großer Schurke sei.“

Dann dem Schmied eine gute Nacht und baldige Befreiung wünschend, ging Swertute von dannen.

Darauf begab er sich geradewegs ans Mühlenthor, sich mühsam durch die engen Straßen dorthin leuchtend, und ohne nachzusehen, ob der wachende Bürger bei demselben seiner Pflicht gedenke, klopfte er an die Thür des sich kaum aus der dunkeln Nacht abhebenden Thurmes, auf dem der Kniper wohnte. Erst eine geraume Zeit mußte er pochen, bis er Licht bemerkte und bis sich die Luke im oberen Stockwerk öffnete. Der Kniper steckte, in einen Schafpelz gehüllt, seinen Kopf heraus und fragte mit heiserer Stimme herunter: „Was ist los? Wozu sind die Wachen da, wenn sie einen alten Mann, der den ganzen Tag dem Rathe treu dient, nicht einmal die Nacht schlafen lassen wollen?“

„Ist schon gut,“ sagte Swertute, „wir wissen das Alles längst. Aber zieh Dich schnell an und komm herunter. Wir müssen noch vor Tage einen schweren Verbrecher verhaften. Warten wir, so ist der Vogel vielleicht ausgeflogen, und wir können ihm nachpfeifen.“

„Warum versäumst Du denn die Zeit hier am Mühlenthor und hast ihn nicht schon längst hinter Schloß und Riegel gebracht? Die schweren Verbrecher sind ja Deine Sache, Swertute. Oder ist es etwa ein feiner Verbrecher?“

„Laß Deine dummen Fragen und komme schnell herunter, damit Du die Zeit nicht verschnackst. Du sollst Alles sogleich genau erfahren. Der Schreiber Klaus hat dem Schmied Schütt die falschen Pfennige gegeben.“

„Siehſt Du wohl," ſagte der Kniper, plötzlich allen Schlaf überwindend. „Swertute, was habe ich immer geſagt? Der Klaus iſt ein großer Schurke, der zu Allem fähig iſt. Iſt's nicht wahr, Swertute, hab' ich es nicht längſt geſagt?"

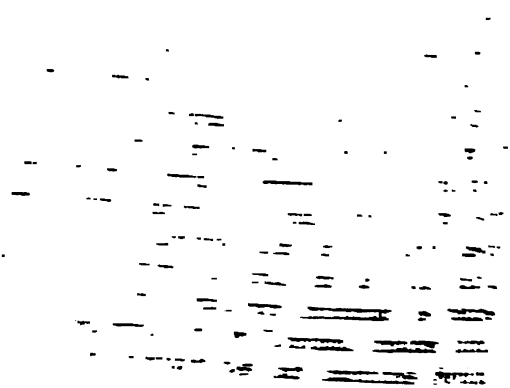
„Gewiß haſt Du es geſagt," ſagte Swertute jetzt ärgerlich. „In drei Teufels Namen, mache jetzt, daß Du Dich anziehſt und Dein Schwert umgürteſt, damit wir den Kerl noch vor Tagesanbruch überraſchen."

Nach kurzer Zeit hörte Swertute den Kniper die Thurmtreppe herunter poltern, und Beide gingen geheimnißvoll flüſternd durch die engen dunkeln Gaſſen nach der Schmiede auf dem Speersort.

Alles lag noch in tiefer Ruhe. Dumpf tönte der Schritt der Diener durch die Straßen, in der Ferne hörte man das Bellen eines aufgeſtörten Hundes oder ein verfrühtes Hahnenkrähen. Feierlich tönte zu ihnen aus den Kloſterkirchen der Geſang der Mönche herüber, die die Frühmeſſe ſangen. Bald waren ſie an Schütt's Schmiede auf dem Speersort gelangt.

Soeben waren dort die Knechte an die Arbeit gegangen, da es mittlerweile vier Uhr geworden war, und ſchmiedeten die erſte Hitze ab. Der Lehrling zog aus Leibeskräften den Blaſebalg, daß das Feuer aus den Holzkohlen und dem Holz in der Eſſe zu hellen Flammen emporloderte und weithin in die dunkle Nacht leuchtete. Während die in das Feuer gelegte Eiſenſtange glühend werden ſollte, wuſch ſich der

Darau
thor, ſic
leuchtend,
Bürger
an die
abhebe
Erſt
bemer
öffn
ſein
her
w
N
n



jetzt selbst von den glücklichen Träumen zurückgeben. Es war ihm, als könnte seine Schuld und sein verrätherisches Unterhandeln mit den Holsteinischen Allen nicht länger verborgen bleiben. Da hörte er die Hausthür knarren und polternde Schritte die Treppe heraufkommen. Immer höher stiegen dieselben, bis gar die zweite Treppe herauf, und er vernahm ein Flüstern. Unter den Stimmen konnte er nur die der Schmiedefrau unterscheiden. Eine Ahnung sagte es ihm mit Donnergewalt, daß es sich um ihn handele. Gleich darauf hörte er heftig an seine Thür pochen und die rauhe Stimme Swertute's laut rufen: „Klaus, macht auf!"

Obgleich er den Diener erkannte, fragte er scheinbar muthig: „Wer ist da, und was wünscht man von mir in so früher Stunde?"

Der Kniper antwortete ihm feierlich: „Im Namen des Raths öffnet. Kniper und Swertute sind hier, um Euch abzuholen."

Da Klaus nicht an Entkommen denken konnte, so öffnete er, und die beiden Diener traten mit zwei Laternen ein, die das Zimmer genügend erleuchteten.

„Was will der Rath von mir?" fragte Klaus bestürzt.

„Fragt jetzt nicht," fuhr ihn Kniper an, „sondern antwortet nachher, wenn man Euch fragt. Zieht Euch schnell an, damit Ihr uns folgen könnt. Wo ist Euer Geld?"

Der zitternde Klaus, dem alle seine Sünden beige-

fallen waren, erstaunte jetzt wirklich und fragte verwundert: „Was soll denn mein Geld?“ Und er hielt einen Augenblick mit dem Ankleiden inne.

„Das wird sich finden,“ entgegnete Kniper scharf. „Es ist die Hauptsache, zieht Euch nur schnell an.“

Der Kniper hatte inzwischen eifrig im Zimmer umhergespäht, während Swertute sich an der Thür aufgestellt hatte, und er entdeckte endlich unter einer Menge Pergamentrollen, Federn und anderen Schreibgeräthschaften die Geldtasche von Klaus. Mit schnellem Griff bemächtigte er sich derselben, öffnete sie und blickte hinein, und als er sie leidlich gefüllt sah, schien er befriedigt. Nachdem Klaus ihnen versichert hatte, daß dies seine ganze Baarschaft sei, banden die beiden Diener ihm Stricke um die Hände und führten ihn zwischen sich von dannen. Der Frau des Schmieds sagte der Kniper auf der unteren Diele, daß sie alle Dinge im Zimmer von Klaus liegen lassen möchte, wie sie lägen, bis das Gericht dieselben genau durchforscht hätte. Dann führten sie ihn über die Straße, wobei ihm Knecht und Lehrling neugierig und kopfschüttelnd aus der Schmiede nachblickten, und brachten ihn sogleich zur Büttelei.

Am Vormittag desselben Tages wurde der Schmied aus der Büttelei entlassen, und in Hamburg war Klaus und das ihm zur Last gelegte Verbrechen für viele Tage der Hauptgegenstand aller Gespräche.

Elftes Capitel.

Kaum war Klaus, der Schreiber von Harsefeld, in die Büttelei gesetzt, so begann das Verhör. So viel er sich auch bemühen mochte, seine Unschuld zu erweisen, es stand unwiderleglich fest, daß der Schmied die falschen Pfennige von ihm erhalten hatte, zumal sich in seiner Geldtasche noch einige vorfanden, genau von der Prägung, wie sie die vom Schmied und seiner Frau verausgabten Münzen zeigten. Jetzt war es an ihm, denjenigen zu bezeichnen, von dem er die Pfennige erhalten. Je mehr er Unwissenheit vorgab, desto mehr forschte der Richter nach denjenigen, mit denen er zuletzt im Verkehr gestanden.

Es wurde festgestellt, daß er in der letzten Zeit sich wiederholt auf ein oder zwei Tage von Hamburg entfernt habe, ja daß er in der letzten Woche, als er schon seine Lehrerstelle an der Domschule angetreten, seiner Klasse einen freien Tag gegeben habe. Die Entwürfe der Briefe, die man in seiner Kammer auf Pergament und auf seiner Wachstafel gefunden, zeigten deutlich die Richtung seiner Ausflüge, nämlich auf die Schlösser verschiedener Holsteinischer Edlen. Nachdem

man Alles, was der Kniper und Swertute über ihn wußten, mit dieſen deutlichen Spuren in Einklang gebracht hatte, ergab ſich nur zu gewiß, daß Klaus die Pfennige von einem Außenmann, von keinem Bürger der Stadt bekommen habe. Wenn er daher trotz alledem ſeinen Vordermann nicht nennen wollte, ſo mußte dahinter noch ein größeres Verbrechen verborgen ſein; das lag klar zu Tage.

Wie der Schmied vorausgeſagt, ſo hielt Klaus der ſcharfen Frage nicht Stand. Schon bei der erſten Folterung geſtand er Alles, was man längſt vermuthet hatte, daß er die Pfennige kurz vor Weihnachten von Bruno von Hummelsbüttel als Lohn für ſeinen Verrath an der Hamburgiſchen Kaiſergeſandtſchaft erhalten, und zwar aus der Hand des Wendiſchen Knechtes. Es war ein Theil von dem Löſegelde Godeke Porner's geweſen, wahrſcheinlich aber nicht in derſelben Geldſorte, da man dem geriebenen Wendiſchen Knecht auch jetzt noch das Verbrechen der Münzfälſcherei zutraute. Als man einmal den leitenden Faden gefunden hatte, ermittelte man auch bald, daß Klaus von der argloſen Frau des Stadtſchreibers alles Gewünſchte über die Zahl und Stärke der Lübecker Reiſegeſellſchaft erfahren hatte. Durch Kniper's und Swertute's Ausſagen, ſowie die eines Lübeckfahrers wurde feſtgeſtellt, daß Klaus ſeit einigen Monden wiederholt mit jenem Knappen in Berührung gekommen war. Es genügte dies vollſtändig, um den Verrath des Schreibers an der Stadt zu erweiſen, deren Recht er ebenſo genoſſen

hatte, wie alle Bürger und Schutzverwandte. Demgemäß sollte über ihn entschieden werden.

Auch der Rath nahm den größten Antheil an dem Verlauf der Untersuchung. Voller Schrecken vernahmen Bürgermeister und Rathmannen, daß Klaus in enger Beziehung zu dem Domcapitel und den Leitern der Aemterbewegung gestanden. Dadurch drohte der Proceß des armen, unbedeutenden Schreibers eine neue, ungeahnte Bedeutung zu bekommen und die Verwirrung in der Stadt noch zu vermehren. Der Rath hielt wiederholt außerordentliche Sitzungen, zu denen auch die Mitglieder des ruhenden Rathes hinzugezogen wurden. Man sah jetzt ein, daß Herr Vicko im Herbst mit seinen Gründen gegen Herrn Ludolf dennoch Recht gehabt habe, und so war man um so mehr geneigt, seinen verständigen Rathschlägen zu folgen. Man beschloß nämlich, die Sache des Schreibers nicht ohne zwingende Gründe mit der Bewegung in der Stadt in Verbindung zu bringen, wenn nicht etwa unumstößliche Beweise gegen einen oder den andern Werkmeister vorlagen. Wohl gab es Einige im Rath, und unter diesen Herrn Ludolf, die bei den unzweifelhaften, freundschaftlichen Beziehungen des Knochenhauers Bickelstedt zu dem Schreiber den Ersteren gern zugleich als Verräther am Höchsten bestraft hätten. Aber die mildere Auffassung der Dinge drang durch, zumal sich als ziemlich sicher herausstellte, daß Klaus erst nach seinem ersten Besuch in Hummelsbüttel häufiger mit Tideke in Berührung gekommen war. Und würde nicht eine

Anklage auf Hochverrath gegen den Worthalter der Wittigſten alle Handwerker aufs Aeußerſte reizen, beſonders wenn ſich dieſelbe auf ſo ſchwache Beweiſe ſtützte? War es nicht wenigſtens möglich, daß des Schreibers Ausſage, er habe dieſen verzweifelten Schritt lediglich aus Rache gegen Herrn Porner gethan, die volle Wahrheit enthalte, wenn ſich der Domprobſt auch ſeiner perſönlichen Rache als eines willkommenen Werkzeugs für ſeine und der Grafen Zwecke bedient habe?

Eins ſchien dem Rath klar, daß man vorläufig gegen den Domprobſt nichts thun könne und dürfe, daß jeder Schritt gegen denſelben die loſe Verbindung zwiſchen den Aemtern und den Grafen nur feſter knüpfen würde. Indem man dieſe Beziehung nicht kennen wollte, hoffte man ihre Bedeutung abzuſchwächen. Den Knochenhauer konnte aber offenbar nur die Schuld treffen, daß er vielfach mit dem Domprobſt verhandelt hatte. Was zwiſchen ihnen verhandelt war, das konnte man zwar leicht vermuthen, aber ſehr ſchwer erweiſen. Darum hielt man es für das Gerathenſte, ſich möglichſt wenig um Domcapitel und Aemter zu kümmern, zumal der Hochverrath der Aemter ſo guten Schutz durch den Brief des Kaiſers hatte. Der Vogt glaubte wohl die Bemerkung gemacht zu haben, daß Klaus noch etwas von ſeinen Beziehungen zu Tideke verheimliche, aber er wurde angewieſen, ſich um weiter nichts als den Verrath an der Kaiſergeſandtſchaft zu kümmern, alles Andere nicht zu berühren. Jenes könne der Stadt nur neue Verwickelungen bereiten; dies Eine

Verbrechen genüge, um Klaus zu verurtheilen und ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen.

Und es genügte. Es wurde nach wenigen Tagen dem Schreiber Klaus als ein rechtes Urtheil gefunden, daß er am Galgen ſterben ſolle wegen Verrath an der Stadt. Von dem Verbrechen der Münzfälſcherei wurde er freigeſprochen.

Es läßt ſich denken, daß die Bürger dem Proceß mit nicht geringerer Theilnahme folgten, als der Rath. Man ſtritt heftig über ſeine Schuld und Unſchuld, wobei viele Amtleute geneigt waren, ſeinen unleugbaren Verrath für verzeihlich zu halten. Beſonders Tideke Bickelſtedt ging des Schreibers Verurtheilung ſehr zu Herzen. Schon hatte er gehofft, die dunkle Spur ſeiner Herkunft entdeckt zu haben und ihm zu einem beſſeren Looſe verhelfen zu können, — da ſollte ein jähes Schickſal ſeinen Lebensfaden zerſchneiden. Das Schwert der Gerechtigkeit war gezückt, und er — konnte es nicht aufhalten! Oder ſollte er darüber einen Aufſtand erregen? Der ſonſt ſo beſonnene Mann fing an, große Thorheiten zu denken. Die leiſen Gedanken, die er einſt Siegfried vertraulich mitgetheilt, redeten täglich lauter in ſeinem Herzen. Für ihn war der Schreiber unſchuldig. War er nicht zuerſt ein unbewußter, dann ein bewußter Verbündeter der Aemter geweſen? Hatte ihn nicht das ſtarre Zunftrecht aus der geraden Bahn des Lebens gehalten? War es jetzt nicht Pflicht der Aemter, ihren Freund zu retten und zugleich das eigene Unrecht zu ſühnen? Aber wie

schwer war es, die Aemter dahin zu bringen, für sich etwas zu wagen. Wie viel schwerer mußte es sein, sie zu bewegen, dieses für einen Fremden zu thun. Auch Herrn Vicko bereitete es manche düstere Stunde, denken zu müssen, daß in seinem Hause der Rachegedanke in des armen Schreibers Seele entzündet wurde. Von Neuem kam er dazu, mit seiner Frau den Vorfall zu besprechen, der ihm das schöne Fest gestört hatte. Er redete derselben ernstlich ins Gewissen, weil sie damals durch ihre Unbesonnenheit den Streit begonnen. Es schiene, als wenn jetzt das Schicksal aus dem ersten Unrecht stets neue Fäden herausspönne, die den ersten Urheber umstrickten, bis er reumüthig Alles gesühnt hätte. Doch die stolze Frau suchte sich damit zu trösten, daß sie ja die Einladung des Schreibers gar nicht gewünscht, und daß auch sie denselben nicht aus dem Hause verwiesen habe, daß sie somit frei von jeglicher Schuld sei. Eine Einigung oder ein Nachgeben war nicht zu erzielen. Im Gegentheil behauptete die Frau, daß ihr Ehemann gar zu sehr geneigt sei, ihr unnöthige Vorwürfe zu machen, nur um sie zu kränken und zu demüthigen.

Selbst bis in die stillen Zellen des Beginenconvents reichte die Theilnahme für den Verurtheilten, zumal alle armen Sünder noch ihre ganz besonderen Beziehungen zu den blauen Schwestern hatten. Dort saßen eines Abends, kurz vor der Verurtheilung des Schreibers, in der Zelle der Meisterin Siegfried und Marie mit der Muhme traulich beisammen. Die

jungen Leute freuten sich des Glücks, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie erinnerten sich ihrer ersten Begegnung im Kreuzgang des Maria Madalenen-Klosters und ihres Verlöbnisses in der Kirche und malten es sich bis in die kleinsten Einzelnheiten immer wieder aus. Die Alte warf dann und wann ein Wort dazwischen und war guter Dinge mit ihnen, und alle Drei machten herrliche Pläne für die Zukunft.

Nachdem man verschiedene andere Stadtneuigkeiten besprochen, kam man auch auf den unglücklichen Schreiber zu sprechen. Die Meisterin wurde aufmerksamer, als Marie zu Siegfried sagte: „Daß ihm auch gerade in unserm Hause das begegnen mußte, was ihn zum Verrath veranlaßte!"

„Bei Euch! Kennt Ihr ihn denn?" fragte neugierig die Begine.

„Gewiß, Muhme. Auch Siegfried kennt ihn. An dem Tage, wo Siegfried unser Haus betrat, als unser Vater ein kleines Fest gab und die Schreiber und Schiffer dazu lud, geschah es."

Darauf mußte Marie der Muhme eine ganze Reihe von neugierigen Fragen beantworten, aber auch sie konnte nicht genau angeben, worüber sich eigentlich der Wortwechsel erhoben.

„Und wie lange ist der Mensch in Hamburg?" fragte die Meisterin.

„Wohl kaum ein halbes Jahr?" sagte Marie.

„Und wo war er früher?" forschte die Begine weiter.

„Ueberall und nirgends. Er ist auch einige Jahre als ein fahrender Spielmann im Reich umhergezogen. Aber zu nichts hat er dauernd Lust. Er springt von Diesem zu Jenem.“

„Und woher stammt er denn eigentlich? Was für Herkommens ist er?“

„Das weiß man nicht, Muhme. Wir haben uns nicht darnach erkundigt. Ich glaube, Godeke Porner fragte ihn darnach. Nur so viel ist sicher, daß er ein unechter Mann ist. Einen festen Namen hat er noch nicht. Die Einen nennen ihn: Klaus Schüler, die Andern Klaus Schreiber.“

„Ein unechter Mann? Der arme Mensch!“ flüsterte die Meisterin zerstreut. Doch Niemand bemerkte es, und Siegfried unterbrach sie in ihren Gedanken, indem er sagte: „Er hat noch einen andern Namen. Ich hörte es ihn selber sagen am Tage meiner Heimkehr, als ich in Timm's Krug war. Man nennt ihn auch nach seinem Heimathsort.“

„Und welcher Ort ist das?“ fuhr immer lebhafter und erregter die Meisterin fort.

„Ich habe den Namen vergessen,“ erwiderte Siegfried, indem er sich wie besinnend an die Stirn faßte. „Aber vielleicht komme ich darauf. Ich erinnere mich dessen, als wär's heute, wie er es zu dem Wendischen Gesellen sagte.“

„In welchem Lande liegt denn der Ort?“

„Auch das weiß ich nicht genau, denn es war ein

kleiner Ort. Richtig, jetzt fällt's mir ein. Der Name endigte auf „feld".

„Iſt's vielleicht Harſefeld?" fiel die Meiſterin ſchnell ein.

„Richtig, das iſt's. „Klaus von Harſefeld" nennen mich auch Einige, ſagte er zu dem Wenden. Aber wie kommt Ihr ſogleich darauf?" fragte Siegfried die Meiſterin verwundert.

Dieſelbe ſah ihn jetzt nicht weniger erſtaunt ob dieſer Frage an. Ihre frühere theilnehmende Neugier ſchien verſchwunden und einer merkwürdigen Zerſtreutheit gewichen zu ſein. „Wie ich darauf komme?" wiederholte ſie langſam. Doch ſchnell gefaßt ſagte ſie: „Weil ich dieſen Namen auf Feld zufällig kannte? Doch was iſt's mit dem Wenden, Siegfried?" unterbrach ſie ſich ſelber ſchnell, um auf ein anderes Geſpräch zu kommen. „Ihr habt ihn geſehen, nicht wahr? Die ganze Stadt ſpricht von ihm. Das muß ja ein wahrer Hexenmeiſter ſein! Die Beginen erzählen ſich Wunderdinge von ihm. Zweimal iſt er dem Arm der Gerechtigkeit in Hamburg und Lübeck entwiſcht, und wer weiß, wie oft noch in andern Orten. Er kann ſich unſichtbar machen, meinen die Schweſtern. Dann reitet er ſtattlich in Hamburg ein und trinkt gemüthlich mit des Raths Dienern! Panzer ſchmiedet er und Pferde beſchlägt er, daß es eine Art hat."

„Er kann auch Wagen bauen, wenn's Noth hat. An Geſchicklichkeit fehlt es ihm nicht. An dem Tage, wo ich um Marien warb und mit Meiſter Tideke durch

manche Dörfer der Umgegend ging, sah ich ihn vor dem verfallenen Hause von Hummelsbüttel. Trotzig genug trat er uns entgegen und bot Hamburgs Vogt, Büttel und dem Altgesellen der Panzerschmiede Hohn. Die Zunft haßt er, wie ein ehrliches Christenkind den Teufel!"

„Die Zunft liebt auch seine Art nicht, Meister Siegfried. Was ist's für ein Wunder, wenn er dieselbe auch nicht liebt. Aber abscheulich ist's, daß er den armen Schreiber, der mit ihm in gleicher Trübsal wegen seiner Geburt sitzt, mit den falschen Pfennigen besteckt, die er selber gemacht hat. Wie kann ein Unglücklicher nur so den andern noch tiefer ins Elend ziehen? Ich kann's mir kaum denken, daß er sie selber geschlagen hat. Oder, was meint Ihr, Meister Siegfried?"

„Auch ich möchte dem Wenden eher alles Mögliche zutrauen, als das. Ein zünftiger Geselle, der seinen Gruß so wacker spricht, und der die Scheltebriefe der Meister wider aufsässige Knechte so treulich umherträgt, der ist dessen nicht fähig. Wenn seine Hand auch geschickt ist, Pfennige zu schlagen, sein Herz sträubt sich dagegen. Viel ehrlicher ist's ihm, auf der Landstraße seinen Hals zu wagen, indem er die Reisenden überfällt."

„Wie wunderbar aber fügt es der Himmel," erwiderte die Meisterin, „selbst wenn der Wende an diesem Theil unschuldig ist, daß ein Uebelthäter dazu beitragen muß, den andern Uebelthäter der Gerechtigkeit auszuliefern."

Dann fiel sie in ihre Zerstreutheit zurück, so daß keine rechte Freudigkeit unter den Dreien mehr aufkam und Siegfried und Marie früher als gewöhnlich den Convent verließen. Auch sie waren schweigsam geworden. Es war, als wenn sie das Schicksal der Meisterin und des Schreibers mit ihren schwarzen Fittigen überschattete. Keiner von Beiden mochte dem Andern, noch der Meisterin das mittheilen, was ihm vertraulich gesagt war, was ihm aufgefallen war. So nahe liefen die Fäden zusammen, aber Niemand wagte dieselben zusammenzuknüpfen, um den Schleier von dem Geheimniß zu lüften.

Als die Meisterin wieder allein war, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Eine Ahnung sagte ihr, daß sie davor stände, ihren Sohn wieder zu finden, aber — als Verbrecher, auf dem Wege zum Tode! Nachdem die Thränen und ein inniges Gebet ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht, vertilgte sie die Spuren des Weinens und ging gegen ihre Gewohnheit in die große gemeinsame Kammer der Beginen, um dort Alles zu erforschen, was die Schwestern von dem unglücklichen Schreiber wüßten. Da hörte sie denn, daß Viele ihn als Klaus von Harsefeld kannten, da erfuhr sie, daß die Frau des Schmieds Schütt aus Harsefeld sei, und daß der Schreiber ihrer Schwester uneheliches Kind sei. Sie erfuhr auch sein ungefähres Alter, daß er im Jahre des schwarzen Todes geboren sei, — und zwar in Hamburg. Geheimnißvoll erzählte man sich, daß der Büttel, dem sonst die Sachen

des armen Sünders zufielen, ihm den Besitz eines Ringes in Schlangenform gestattet hätte. Manche meinten, dieser Ring sei ein Talisman: denn so lange er den habe, könnte man ihm nicht ans Leben kommen. Die letzte Nachricht traf sie wie ein Blitz. Hatte Werner Bickelstedt ihr nicht einen solchen Ring geschenkt, hatte sie diesen Ring dem Knaben nicht mitgegeben? So nahe hatten sie sich seit Kurzem gewohnt, — Klaus drüben in der Schmiede am Speersort, sie im Convent. Sie hatten sich vielleicht einander gesehen, vielleicht mit dem Aermel auf der Straße gestreift, und waren kalt aneinander vorübergegangen! Grausames, unerbittliches Schicksal!

Es unterlag keinem Zweifel mehr für sie: sie war dem Geheimniß auf der Spur. Der verschollene Sohn der Fremden, kein anderer mußte dieser Schreiber sein, oder — ihr eigener Sohn!

Noch einmal versuchte sie, Alles sich vorzuführen, was dagegen sprach, — was der Guardian ihr so oft gesagt hatte, — aber kein einziger Grund war ihr genügend. Und wenn es auch nicht ihr eigener Sohn sein sollte, sondern in Wirklichkeit nur der Sohn jener Fremden, sie wollte versuchen, ihn vom Tode zu retten!

Ruhelos wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her. Die Gedanken kamen und gingen und jagten einander in wilder Hast. Bald faßte sie den einen Plan, bald den andern, um beide sogleich wieder um eines dritten Entschlusses willen zu verwerfen, der

gleich darauf daſſelbe Loos hatte. Sie wollte ihrem Bruder, dem Rathmann, Alles offenbaren, damit er den Rath zur Gnade bewege. Alles ſollte ans Licht, nichts ſollte verborgen bleiben, damit endlich das Dunkel von ihrem und des Schreibers Schickſal genommen würde. Aber nein! Konnte es nicht ihren Bruder bei dem Rathe, der nur des Rechts walten ſollte, in eine ſchiefe Stellung bringen? Würde es nicht die ganze Familie in Schimpf und Schande ſtürzen? — Sie wollte ſelbſt heimlich in der Nacht in die Büttelei gehen, ſeinen Kerker öffnen und mit ihm fliehen, weit, weit weg von Hamburg, in ein fremdes Land, wo er ihres Vermögens froh werden und ſie noch einige glückliche Tage mit ihm verleben konnte. Aber wie ſollte ſie, das ſchwache Weib, in den Kerker dringen und glücklich ihr Vorhaben ausführen?

Dann wieder dachte ſie des Wendiſchen Knechtes und ſeiner Keckheit und Liſt. Das ſchien ihr ein Gedanke zu ſein, der Ausſicht hatte, verwirklicht zu werden. Er, kein anderer, war der Mann dazu, ein ſo gefahrvolles Unternehmen zu vollbringen. Und war Klaus erſt einmal frei und irgendwo in Sicherheit, dann wollte ſie den Convent verlaſſen, ihm nacheilen und ihn hinfüro auf eine ebenere Bahn des Lebens führen. Aber wo den Wendiſchen Knecht finden? Wie, wenn er gefunden, ihn bewegen, in die Stadt zu kommen, der er ſeinen Kopf ſchuldete? So oft ſie auch dieſen Gedanken verwarf, er tauchte aus der

Masse der sich jagenden und überstürzenden Entschlüsse immer wieder auf.

Sie mußte es möglich machen, den Wenden aufzufinden und für dieses halsbrecherische Abenteuer zu gewinnen. Wie sie das beginnen sollte, wem sie sich zu diesem Zwecke halb oder ganz anvertrauen sollte, dafür sollte ihr der Rath noch kommen.

Erst gegen Morgen schlief sie ein, aber es war ein leiser Schlaf, durch den die Gedanken deutlich hindurchschimmerten wie aus wacher Seele. Nach kurzer Ruhe weckte sie die Glocke des Convents, welche die Schwestern zur Frühmesse in die Kirche von St. Jacob rief. Sie erhob sich, wie zerschlagen an Leib und Seele, kleidete sich an und ging mit den Schwestern hinüber. Beruhigter kehrte sie heim, denn ein glücklicher Gedanke war ihr gekommen: Der Bauer Gerlach aus Schiffbeck hatte ihr an diesem Tage Renten zu bringen versprochen, die er eigentlich schon verseſſen hatte. Gutmüthig hatte sie ihm Frist gewährt, wie sie ihm früher bei einem Deichbruch die Renten für mehrere Jahre erlassen hatte. Dafür war er ihr seit dieser Zeit ergeben und zugethan, daß er für sie durchs Feuer gegangen wäre. Sie hatte bisher freilich keine Proben seiner Ergebenheit verlangt; vielleicht konnte sie jetzt durch ihn den Wenden herbeirufen.

Der Bauer kam im Laufe des Vormittags und brachte die Renten. Sie gewann denselben wirklich, Wendelin nach Hummelsbüttel mündliche Botschaft zu bringen, daß er die Meisterin der Beginen in

Hamburg ſchleunigſt beſuchen ſolle, denn ſein Freund Klaus von Harſefeld wünſche, ihn noch vor ſeinem Tode zu ſprechen.

Der Bauer äußerte allerdings ſeine Bedenken darüber, ob er den Knappen in Hummelsbüttel finden würde, da er gehört habe, daß der Ritter von Hummelsbüttel wieder Holſtein zu verlaſſen im Begriff ſtehe.

„Dann reitet ihm nach," ſagte die Begine, „jagt das Pferd todt, wenn's ſein muß. Gebt ihm Geld, daß er den Weg hierher zu Pferde zurücklegen kann. Die nöthige Vorſicht zu üben, iſt ſeine Sache. Sagt ihm das, Gerlach. Als Zeichen deſſen, daß keine Liſt dahinter ſtecke, gebt ihm dieſen Ring."

Darauf zog ſie einen goldenen Ring mit einem koſtbaren Opal vom Finger und gab ihn dem Bauer, ſowie eine wohl mit Geld verſehene Frauentaſche. „Sagt dem Knappen," fuhr ſie fort, „ich hielte ihn und ſeinen Freund für gute Leute. Führt er ſeinen Entſchluß aus, dann will ich ihn ſo reich beſchenken, daß er ſein Leben lang glücklich ſein ſoll, auch als ein Wendiſcher Mann ohne Meiſterſchaft, aber auch ohne ferner vom Stegreif zu leben."

Nachdem ſie dem Bauer noch beſonders Eile empfohlen und ihm Verſchwiegenheit gegen Jedermann eingeſchärft hatte, entließ ſie denſelben.

In zagender Ungeduld, gequält und gefoltert von der fürchterlichſten Angſt, nervös überreizt bis aufs Aeußerſte, wartete ſie auf die Rückkehr Gerlach's, auf

Wendelin's Erſcheinen, hörte ſie geſpannt auf Alles, was in der Stadt von dem Schreiber geſprochen wurde. Der Vogt hatte ihm ſchon das Todesurtheil geſprochen, und weder der Bauer noch Wendelin erſchien. Noch wartete ſie einige Tage vergebens. Der Tag der Hinrichtung war ſchon beſtimmt; nur noch vierundzwanzig Stunden hatte der Unglückliche Friſt. Weder Nachricht noch Bote gelangte zu ihr.

Es war aber eine uralte Sitte in Hamburg, daß jeder arme Sünder, der durch die Steinſtraße zur Richtſtätte geführt wurde, vor dem Convent aus der Hand der Meiſterin der blauen Schweſtern einen Becher Wein als letzten Labetrunk erhielt. Schon rüſteten ſich alle Beginen, am folgenden Tage den armen Sünder nach der alten Gewohnheit gebührend vor dem Thor zu empfangen: ſie wuſchen ihre Kleider und ſuchten ihr ſchönſtes weißes Kopftuch aus der Lade hervor.[120]) Man beſtürmte die Meiſterin mit tauſend Fragen nach der Art der Aufſtellung, welcher Becher diesmal dem Unglücklichen zu reichen, was für Wein zu wählen ſei, welche Schweſter der Meiſterin den Becher in die Hand geben ſolle u. ſ. w. Jede Frage bohrte ſich der armen Frau wie tauſend Dolchſtiche ins Herz. Sollte ſie ihren eigenen Sohn gewiſſermaßen zum erſten und auch zum letzten Male ſehen? Sollte die erſte Liebe, die ſie ihm erzeigen konnte, ein Labetrunk für den Tod ſein? Und für welchen Tod!

Es ſchien ihr, als könnte ſie das nicht mehr erleben,

als würde sie es wenigstens nicht überleben. Zuweilen war es ihr, als wäre es nur ein schrecklicher Traum, der jeden Augenblick aufhören müßte. Aber es war nur zu gewiß, nur zu greifbare Wirklichkeit für sie, wenn sie die Schwestern auf der Diele emsig hin- und herlaufen und Dies und Jenes für die traurige Ceremonie besprechen hörte. Was würde sie für eine einzige Stunde Schlaf gegeben haben, für einen einzigen Augenblick des Vergessens, wo sie nicht an den einen, einzigen sie peinigenden und folternden Gedanken zu denken brauchte, den armen Sünder zu sehen brauchte, der ihr eigener Sohn war! Sie schloß die Augen, um den Anblick nicht mehr zu haben. Aber, o Entsetzen! Nur noch deutlicher sah sie einen bleichen jungen Mann vor sich, der sie schwermüthig vorwurfsvoll anschaute. Schnell öffnete sie die Augen wieder, damit das Phantasiebild ihrer Seele vor den Gestalten der Wirklichkeit verschwände. Das Bild aber verschwand nicht, unverändert richtete es seine dunklen, sprechenden Blicke auf die arme, gequälte Frau.

Die Beginen waren an der Meisterin einige Aufgeregtheit gewohnt, so daß sie dies seltsame Wesen derselben weniger Wunder nahm. Auch bei der letzten Hinrichtung hatten zwei Schwestern sie stützen müssen, damit sie ihres Amtes warten konnte. Sie erstaunten daher auch nicht gar zu sehr, als die Meisterin sie bat, sie nicht mehr mit unnöthigen Fragen zu bestürmen, daß sie alle Anordnungen der ältesten verwittweten

Schwester überließe, und daß man sie einige Stunden ruhig in ihrer Zelle allein lassen möge.

Kaum hatte sich die Meisterin in ihrer Kammer verriegelt, als ein fremder Barfüßermönch in den Convent kam und dringend die Meisterin zu sprechen wünschte. Trotz aller Vorstellungen ließ sich derselbe nicht abweisen, da er sie in den allerwichtigsten Dingen auf jeden Fall und sogleich sprechen müsse. Man pochte an die Thür ihrer Zelle und sagte ihr den Wunsch des Mönches, und zum großen Erstaunen aller Schwestern ließ sie ihn alsobald vor sich kommen.

„Ehrwürdige Meisterin," redete sie der blasse, hagere, bartlose Mönch an. „Euer dringender Wunsch führt mich hierher. Verzeiht, wenn ich zu ungelegener Zeit komme."

„Wenn Ihr mir Kunde bringt, von dem ich sie verlange, oder ihn gar selber hierher geführt habt, seid mir willkommen, ehrwürdiger Vater! Wer sendet Euch?"

„Gerlach brachte mir Kunde von Eurem Wunsch, und ich selber bin der Knappe Wendelin, der Wendische Platenschlägerknecht."

„Ist's möglich?" rief freudig überrascht die Begine, bei der die wilde Verzweiflung plötzlich in die überschwenglichste Hoffnung umschlug. „Hätte ich Euch doch für einen wirklichen Mönch gehalten! Ihr scheint Euer Handwerk aus dem Grunde zu verstehen, wenn Ihr Euch so zu verwandeln wißt."

„Gebotet Ihr mir nicht selbst Vorsicht? Schulde ich dieser Stadt nicht noch einen Staupenschlag und

den Kopf dazu? Da habe ich mir lieber eine tüchtige Platte ſcheeren und meinen rothen Bart abſchneiden laſſen, als daß man mir den Kopf abſchneide."

„Ja, Ihr ſeid ein großer Sünder und Erzſchelm, wenn Euch auch das Zunftrecht auf den Pfad der Sünde getrieben hat. Aber wie konntet Ihr dem armen Schreiber Klaus falſche Pfennige geben, die Ihr geprägt?"

„Wer hat Euch das geoffenbart?"

„Sagt's doch die ganze Stadt, daß Ihr geſchickt wäret in allen Dingen! Nur Einer wollte es nicht glauben, daß Ihr Eure Geſchicklichkeit zur Münzfälſcherei gebrauchen würdet."

„Und dieſer Eine hat Recht gegen die ganze Stadt. Ich ſchwör's Euch, daß ich unſchuldig an den falſchen Pfennigen bin. Ich übergab dieſelben Klaus wohl eingenäht, wie ſie mir von meinem Herrn überreicht waren. Mein Herr mag gern einigen Bürgern die Hälſe brechen, aber zu derlei Kleinigkeiten und hinterliſtigen Streichen hat er keine Neigung. Das überläßt er gern den Städtern. Hat ihn doch wohl der Braunſchweiger mit den falſchen Pfennigen beſteckt für die ſchmale Koſt, die er bekam."

„Wie wunderbar!" ſagte die Begine. „Und der Verräther mußte dieſe Pfennige gerade erhalten und dadurch zu ſeinem eigenen Verräther werden. Ihr aber Wendelin habt ihn zum Verräther an der Stadt gemacht, Ihr habt ihn in den Tod geführt. Ich bitte Euch, ich flehe Euch an, macht Euer Unrecht wieder

gut und rettet ihn! — Ich traue Euch Alles zu, Ihr verſteht Alles, Ihr könnt Alles, wenn Ihr wollt. Hundert Teufel und hundert Engel ſtreiten ſich um Euer Herz. O, laßt die guten Engel endlich ſiegen! Laßt dies Euren letzten Streich gegen die Obrigkeit ſein, fallt dem Schwert der Gerechtigkeit in den Arm und rettet den Unglücklichen, den Ihr, Ihr, Ihr allein auf dem Gewiſſen habt."

Bei dieſen Worten trat ſie dicht an Wendelin heran und blickte ihn ſcharf an, daß er erſchreckt einen Schritt zurückfuhr und wie entſchuldigend ſagte: „Dazu bin ich hier, um Klaus zu retten. Nicht umſonſt ſetze ich hier in dieſer geſtrengen Stadt meinen Kopf aufs Spiel. Ja ich war's, der den ſchwankenden Klaus vollends aufſäſſig machte gegen eine Gerechtigkeit, die ihm und mir kein Recht gewährt. Daß es ihm gleich ſo übel gerathen würde, nimmer hätte ich's geahnt. Ich werde ihn retten auf die eine oder die andere Weiſe!"

„Auf die eine oder die andere Weiſe? Auf welche Weiſe?"

„Laßt es meine Sorge ſein, Ehrwürdige Meiſterin. Er ſoll gerettet werden, und ſollte ich ſelbſt mit ihm zu Grunde gehen."

„Dank für dieſes Wort," ſagte die Meiſterin, des Wenden Hand ſtürmiſch ergreifend und drückend. „Ihr ſeid ein braver Knecht, mögen die Menſchen ſagen, was ſie wollen von Euch. Aber wendet Euch dann zum Guten. Fürſtlich will ich Euch belohnen, wenn Ihr das Werk vollbringt, ſo daß Ihr auch ohne Un-

recht der Welt Gutes genießen könnt. Aber, sagt mir nur, warum habt Ihr so lange auf Euch warten lassen? Wo bleibt Gerlach? Ich verzagte und verging fast vor Angst und Sorge."

„Aber sagt mir zuvor, was für Interesse Ihr an dem armen Schreiber nehmt."

„Wendelin," entgegnete erschrocken zurückfahrend die Meisterin, „laßt das meine Sache sein. Als Meisterin der Beginen, die dem armen Sünder den letzten Labetrunk zu reichen hat, interessirt mich jeder derselben. Ihr sollt dereinst Alles erfahren. Es ist eine endlose Geschichte, die uns jetzt, wo jede Stunde kostbar ist, nur versäumen würde. Erzählt Ihr vielmehr den Grund Eures langen Zögerns."

Darauf theilte Wendelin mit, daß er nicht mehr in Hummelsbüttel gewesen sei, sondern sich mit seinem Herrn gerade in Segeberg befunden habe, wohin ihm der Bote erst hätte folgen müssen. Er hätte, mit den nöthigen Mitteln durch sie ausgerüstet, sogleich von seinem Herrn Urlaub genommen, sich zu Pferde gesetzt und sei so schnell als möglich auf Hamburg zu geritten. Der Bauer hätte ihm nicht auf die Dauer folgen können. Unterwegs habe er sich eine vollständige Mönchskleidung verschafft und sein Aeußeres dem entsprechend verändert. Sein Herr sei noch einmal nach Hummelsbüttel zurückgekehrt, um dann für längere Zeit oder für immer Holstein zu verlassen. Dorthin würde er von Eppendorf aus, wo zwei Pferde für sie bereit

ständen, vorläufig Klaus retten, um dann mit ihm in eine ferne Gegend zu gehen.

Nachdem die Begine ihn noch gebeten, ihr auf jeden Fall Nachricht über ihr ferneres Verbleiben zukommen zu lassen und Klaus über seine Gönnerin zu unterrichten, trennten sich die Beiden. Die Meisterin aber, von Freude überwältigt, weinte sich satt und sank dann für einige Stunden in einen erquickenden Schlaf.

Wendelin wandte sich an den nächsten Knecht des Büttels, den er traf, und gab vor, ein früherer Mitmönch von dem Schreiber zu sein, von dessen Verurtheilung er gehört, und zu dessen geistlicher Tröstung er herbeigeeilt sei. Der Knecht hieß ihn auf der Diele der Büttelei warten, bis der Frohn zurückgekehrt sei, da er selbst keine Gewalt habe, Jemand zu dem Verurtheilten zu führen. Indessen blickte er den fremden Mönch mißtrauisch an und musterte aufmerksam seine Kutte, seinen Bettelsack und Rosenkranz. Wendelin entging dieser forschende Blick des Knechtes nicht, aber er ließ sich, die größte Unbefangenheit heuchelnd, mit diesem in ein Gespräch ein, worin er sich theilnehmend nach den näheren Umständen von des Schreibers Vergehen erkundigte und höchst salbungsvoll von der Sündhaftigkeit der Welt im Allgemeinen und im Besondern von der Verworfenheit der Verräther und Münzfälscher sprach. Endlich kam der Frohn nach Hause und wurde mit der Absicht des Mönchs bekannt gemacht. Doch

der Frohn, ein kleiner, starker, unterſetzter Mann, mit kurzem, grauem, ſtruppigem Bart, ſah den Mönch mit finſterem, argwöhniſchem Blick an und ſagte barſch: „Haben da Kahlköpfe genug in der Stadt, das zu beſorgen, und brauchen nicht die fremden Hungerleider dazu. Ein Barfüßer und ein Dominikaner werden heute Abend die geiſtlichen Uebungen mit ihm beginnen.“

„Aber von mir, ſeinem alten Mitmönch, wird er den geiſtlichen Zuſpruch am Liebſten entgegennehmen! Fragt ihn nur ſelbſt, ob Bruder Markward aus Bremen ihm nicht der liebſte geiſtliche Troſtſpender iſt?“

„Hat ſich was zu fragen! Ein armer Sünder muß thun, was wir wollen; er hat keine Erlaubniß zu geben. Der Burſche da unten iſt ein ſchlimmer Geſelle. Ich darf Niemand zu ihm laſſen. Geht zum erſten Bürgermeiſter Holdenſtede. Erlaubt der's, mag's ſein. Wenn nicht, dann nicht.“

Ziemlich kleinlaut ſchlich Wendelin von dannen und ſuchte den Bürgermeiſter auf, bei dem er über eine Stunde warten mußte und ſchließlich den kurzen Beſcheid bekam, er ſolle nur die armen Sünder von Bremen tröſten, ſo viel er wolle. Wenn er ſeinen früheren Mitbruder durchaus ſprechen wolle, ſo könne er das noch am andern Tage auf dem Richtplatze. Nachdem Wendelin dann des guten Scheins wegen hier und da gebettelt und in einem Krug ſich an einem kühlen Trunk Hamburger Biers gelabt und allerlei Erkundigungen eingezogen hatte, verſuchte er ſein Heil bei einem andern Knecht der Büttelei, von dem er ſich

durch Bestechung Eingang zu dem armen Sünder verschaffen wollte. Doch er kam dabei übel an. Derselbe ergriff, ihn und meldete es dem Frohn. Von diesem wieder erkannt, wurde er selber in den Kerker geworfen, und nachdem man in seinem Bettelsack einige eiserne Geräthe, wie Meißel und Feile, gefunden, unbarmherzig gestäupt, daß er fast am Leben verzagte.

Der Büttel meldete das Ereigniß theilweise sogleich dem Bürgermeister Holdenstede und bat um fernere Verhaltungsmaßregeln, und jener erwiderte ihm kurz: „Wir haben von dem Kerl, dem Schreiber, schon genug Verdruß gehabt und Unkosten dazu. Die Stadt will um seinetwillen keine Weiterungen mehr, besonders mit der Geistlichkeit haben. Prügele Du nebst Deinen Knechten den frechen Mönch mit dem Staupbesen gehörig ab, doch so, daß er seine gesunden Glieder behält. Ein geistliches Gericht würde ihm doch nicht weh thun."

„Ist schon geschehen, Herr Bürgermeister."

„Um so besser. Dann soll ihn Kniper sogleich über die Landwehr [121]) bringen. Aber den Kerl, den Klaus, bringe morgen eine Stunde früher vom Leben zum Tode, damit er aus der Welt kommt und dieselbe nicht länger beunruhige. Also um neun Uhr statt um zehn."

Damit war der Frohn entlassen und sorgte für die Ausführung der Befehle des Bürgermeisters. Der Kniper ward sogleich herbeigeholt, und er führte den Mönch, dessen Hände auf dem Rücken gebunden waren,

zum Steinthor hinaus an die Landwehr. Gern hätte er den alten Swertute noch dazu mitgenommen, denn trotz seines Schwertes fürchtete er sich vor den verwegenen Gesellen, denen man an der Grenze die Fesseln lösen mußte. Doch da derselbe, wie Kniper von Swertute's Frau erfuhr, nicht auf dem Thurm anwesend war, mußte er das gefahrvolle Geschäft allein ausführen. So demüthig ihn Wendelin auch bat, ihm die von den rauhen Henkersknechten gar zu straff gezogenen Fesseln etwas zu lockern, der alte Kniper wies voller Stolz auf seine Pflicht und seine Unbestechlichkeit hin, und suchte dem Verbrecher durch viele boshafte Reden seine Sünden recht tief ins Gewissen hineinzureden. „Sei froh," sagte er, als sie an dem neuen Galgen vorübergingen, „daß Du so mit einem blauen Auge davonkommst. Wir können uns nicht mit allem fremden Lumpengesindel abgeben. Der Galgen da ist für uns und unsere Kinder erbaut. Dein Mönchsrock schützte Dich heute, da der gestrenge Herr Bürgermeister gerade guter Laune war. Aber hüte Dich, meine Bekanntschaft wieder zu machen. Wen der alte Kniper unter die Finger kriegt, besonders zum zweiten Male, der ist verloren! Merke Dir das, Du Schelm von einem Mönch, wenn Du überhaupt einer bist."

So schalt der Kniper den Weg entlang bis zum Lübschen Baum, wo die Landstraße die Landwehr durchschnitt, dem vermeintlichen Mönch die Zeit verkürzend. Doch hütete sich Wendelin, ihm zu antworten, um nicht etwa an der Stimme wieder erkannt

zu werden, auch verbarg er seine innere Schadenfreude, so gut er konnte. Als aber der Kniper ihm am Baum die Fesseln gelöst und ihn mit einem Fußtritt über die Grenze geschoben hatte, da konnte er sich nicht enthalten, in einer Entfernung von fünfzig Schritt noch einmal Halt zu machen und höhnisch auszurufen: „Vater Kniper, weißt Du auch, wen Du über die Grenze gebracht hast? Der Wendische Platenschläger-knecht ist's, der Knappe Wendelin aus Hummelsbüttel. Alter Schwachkopf, grüße den wackern Swertute von mir! Erzähle auch dem gestrengen Herrn Bürgermeister Deine Klugheit, vielleicht macht er Deine Nase etwas länger und feiner dazu. Einen dümmern Stadtknecht sah ich im ganzen Römischen Reich nicht. Und ich sage Dir, gar manchen habe ich kennen gelernt."

Der Kniper, der noch auf der Landwehr stand, schlug sich, als er jetzt deutlich die Stimme des Knappen aus Hummelsbüttel erkannte, einmal über das andere vor die Stirn und kehrte recht verdrießlich zurück.

Als die Meisterin der Beginen zum gemeinsamen Mittagsessen gerufen wurde, theilten ihr die Schwestern als größte Neuigkeit die Ausweisung des Mönchs mit, und daß der arme Sünder schon eine Stunde früher gerichtet werden sollte.

Alle Zuversicht und Hoffnung war ihr jetzt mit einem Schlage benommen, und mit doppelter Gewalt bestürmten sie tausend schreckliche Vorstellungen, die die neugierigen Fragen und das geheimnißvolle Flüstern

der Mitschwestern immer von Neuem heraufbeschworen. Unmittelbar nach der Mahlzeit zog sie sich in ihre Zelle zurück, um mit sich und ihrem Schmerz allein zu sein. Nur ein matter Hoffnungsstrahl leuchtete ihr noch: Wenn der Unglückliche wirklich ihr Sohn war, — Wendelin war nicht erkannt und konnte auf freien Füßen noch immer einen Befreiungsversuch wagen. Aengstlich hörte sie, da sie sich zu fragen scheute, auf die Gespräche der Schwestern, die durch Kniper's Heimkehr von Neuem angeregt waren. Niemand ahnte, wer eigentlich in dem Mönchsgewand verborgen war, denn der Kniper hatte sich wohl gehütet, seine Entdeckung zu verrathen. Aber konnte die Hülfe zur rechten Zeit nahen? fragte sich hundertmal die Meisterin. Immer wieder tönte es ihr ins Ohr: „Die Beginen sollen eine Stunde früher bereit sein." Herr Holdenstede, ihr Schwager, hatte es also bestimmt.

Am andern Morgen, — es war ein feuchtkalter, nebeliger Februartag, — regte es sich in ganz Hamburg überall sehr frühe. Schon lange vor acht Uhr hatte sich eine große Menschenmenge auf dem Berge vor der Büttelei eingestellt, um den armen Sünder zur Richtstätte führen zu sehen. Mit Eifer verfolgte man die sich hin- und herbewegenden Spuren des Lichts im Keller und in den übrigen Gemächern derselben, um daraus zu errathen, was man jetzt darin vornähme. Eine nicht geringere Volksmenge hatte sich in der Stein-

straße vor dem Convente eingefunden. Endlich öffnete sich das Thor der Büttelei, und heraus schritt der Zug. Angeführt und eröffnet wurde derselbe von sechs reitenden Dienern zu Fuß, welche Platz schaffen mußten. Darauf folgte der Vogt mit zween Rathmannen, hinter diesen schritt der Schreiber Klaus einher, bleich und fahl wie der Tod, aus dessen marmorkaltem und, wie es schien, zum Sterben bereitem Gesicht die Augen in schwermüthigem Glanze hervorleuchteten. Seine Hände waren nicht zusammengebunden, da er dieselben am Convent frei zu bewegen hatte, sondern um jede Hand war ein Strick gebunden, dessen Ende ein zur Seite gehender Hausdiener gefaßt hatte, zur Rechten Swertute und zur Linken der Kniper. Hinter dem armen Sünder schritten zwei bärtige, ehrwürdige Mönche einher, ein Barfüßer und ein Dominikaner, die eifrig und leise betend die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließen. Ihnen folgte der Frohn mit seinen vier Knechten, die allerlei Geräthschaften trugen, die zur Hinrichtung dienten, und diesen wiederum folgten, den ganzen Zug beschließend, sechs Diener des Raths.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug durch die stets größer werdende Volksmenge die engen Gassen entlang. Selbst in der breiteren Steinstraße nahm das Gedränge noch zu, da hier eine nicht minder große Menschenmenge vor dem Convente harrte. Die Rathsdiener konnten nur mit der größten Mühe den Platz vor dem Thor des Conventgartens freihalten, wo sich alle Schwestern aufgestellt hatten. Alle trugen blaue,

enge, faltenlose Kleider und schneeweiße Kopftücher, wie es die Regel des Convents vorschrieb.[122]) Die Meisterin stand in der Mitte, ihr zur Rechten die zehn Wittwen und ihr zur Linken die zehn Jungfrauen in langer Reihe, je nach Rang und Würden, die älteste nach der Aufnahmezeit der Meisterin zunächst, und die jüngste von der Meisterin am Weitesten entfernt. Die Meisterin stützte ihren linken Arm auf die älteste Jungfrau, denn sie war sichtlich erschöpft, und ihr Gesichtsausdruck zeigte die Spuren schlafloser Nächte und einer großen inneren Erregung, der sie kaum Herr werden konnte. Die älteste Wittwe hielt einstweilen den stattlichen, silbernen, bis zum Rande mit Wein gefüllten Becher, um ihn im geeigneten Augenblick der Meisterin in die Hand zu geben, denn es war das Recht des armen Sünders, den letzten Trunk aus der Hand der Meisterin zu bekommen.

Endlich hatten die reitenden Diener genügend Platz geschafft und sich selbst zu beiden Seiten aufgestellt, um das neugierige Volk fern zu halten. Auch der Vogt und die beiden Rathmannen traten zur Seite, und der arme Sünder trat, geführt von seinen beiden Begleitern, dicht vor die Meisterin; die Diener ließen die Stricke jetzt lose herabhängen, damit er die Hände frei bewegen konnte.

Da stand nun die Meisterin dem jungen Manne gegenüber, dessen Bild ihr seit Wochen Tag und Nacht vor der Seele geschwebt. Das waren seine großen, schwermüthigen, vorwurfsvollen Augen, aber in seinen

Mienen las sie Gefaßtheit und Ergebung in das Unvermeidliche. Sie selbst kam sich wie eine arme Sünderin vor, die innerlich den Todeskampf durchkämpfte. Ihr Herz schlug hörbar, daß ihre Stützerin zur Linken sie bedenklich ansah und ihren Arm fester an sich zog. Die Adern ihrer Schläfe schlugen heftig und heiß, als wollten sie zerspringen.

Endlich, nach einer bangen Pause, die der Meisterin eine Ewigkeit zu sein dünkte, während der sie die Züge des Unglücklichen wahrhaft einsog, um sie für immer festzuhalten, griff sie nach rechts zu dem Becher. Eine athemlose Stille trat ringsum ein, und mit matter Stimme sagte die Meisterin: „Klaus, Schreiber von Harsefeld, nach alter Gewohnheit reiche ich Dir, als Meisterin der blauen Schwestern, diesen Trunk zur Tröstung und zur Stärkung. Gott helfe Dir!"

Sie gab den Becher mit zitternder Hand dem Schreiber, der ihn fest mit beiden Händen ergriff und langsam daraus trank. Noch währte die unheimliche Stille ringsum, nur durch die Reihen der Beginen ging eine leise Bewegung, denn die Meisterin hatte nicht gesagt: „diesen letzten Trunk", wie es Sitte und Vorschrift war, sondern nur „diesen Trunk". Und der Aberglaube der Zeit nahm solche Kleinigkeiten sehr genau und für sehr wichtig.

Endlich hatte der Schreiber den Becher geleert und gab ihn mit den Worten: „Ich danke Euch, Ehrwürdige Meisterin, und Euren Schwestern für diesen Labetrunk,"

an die Meisterin zurück, aus deren Hand der Becher sogleich in die Hände der ältesten Wittwe überging.

Schon wollten die Diener umkehren und zogen die Stricke des Verurtheilten deswegen fester an, als dieser noch um eine kleine Frist bat. War vorher die Spannung groß gewesen, so wurde sie jetzt noch größer, und eine so entsetzliche Stille trat ein, daß man das Athmen Einzelner, daß man das leise Reiben der dürren Zweige hinter der Gartenmauer hören konnte. Klaus nestelte vorn an seinem Gewande und zog einen dünnen Faden heraus, woran ein goldener Ring befestigt war, der eine sich in den Schwanz beißende Schlange vorstellte. Denselben löste er mit einem Ruck von dem Faden, nahm ihn zwischen zwei Finger und hielt ihn der Meisterin entgegen. Die ganze Menge schaute auf das seltsame Beginnen des armen Sünders, und die Augen der Meisterin hefteten sich starr auf den Ring zwischen den Fingern des Schreibers, daß es schien, als wollten dieselben den Ring verschlingen. Schon bewegte sie den Arm, um danach zu greifen, als der Schreiber sagte:

„Ehrwürdige Meisterin! Von aller meiner Habe hat mir der Frohn diesen Ring gelassen, weil ich ihn darum bat. Nehmt ihn als Dank für diesen Trunk zum Besten des Convents."

Die Meisterin ergriff den Ring, sah ihn hastig an und rief mit gellender Stimme, daß es alle Zuschauer deutlich hören konnten: „Es ist der Ring! Es ist der Ring! Unglücklicher, wie kamst Du zu dem Ring?"

„Er ist mein freies Eigenthum.“

„Wann gab man ihn Dir? und wer?“

„Vor fünf Monaten eine alte Frau aus Harsefeld, die mich viele Jahre um diesen Ring und um meine Mutter betrogen hatte. Meine Mutter sollte ich nicht mehr finden.“

Als Klaus das sagte, riß sich die Meisterin los von ihrer Stützerin, breitete beide Arme aus und wollte auf Klaus zustürzen, aber sie konnte nur noch die vernehmlichen Worte sagen: „Mein Sohn, mein Sohn, ich bin Deine Mutter und Bickelstedt ist Dein Vater!“

Dann befiel sie ein heftiger Herzkrampf, sie brach zusammen, und nur die beiden schnell herbeispringenden ältesten Schwestern verhinderten ihren Fall.

Eine entsetzliche Aufregung bemächtigte sich bei diesem Ereigniß des ganzen Volkes. Wild durcheinander rief es: „Er ist ihr Sohn! Sie ist seine Mutter!“ Alles stürzte heran und wollte die Meisterin sehen, die in den Armen der beiden Schwestern wie todt hing, noch immer den verhängnißvollen Ring krampfhaft in der Hand haltend. Des Raths Diener waren nicht im Stande, den Andrang des Volkes zurückzuhalten, der selbst dann nicht nachließ, als die Beginen ihre Meisterin in den Convent trugen.

Viele Leute standen da mit Thränen in den Augen und riefen laut: „Gnade! Gnade für den armen Sünder!“ Selbst dem alten Swertute rollte eine dicke Thräne die wettergebräunte Wange hinunter in seinen

borſtigen Schnauzbart. Der kleine Hartwig, der in der Nähe des Thors geſtanden hatte, folgte weinend den Frauen, die ſeine Muhme ins Haus trugen, und viel Volk ſtrömte in den Garten mit hinein, um Näheres über das Befinden der allgemein beliebten Meiſterin und den ferneren Verlauf dieſer abenteuerlichen Begebenheit zu vernehmen.

Der Vogt und die beiden Rathmannen waren in nicht geringerer Aufregung als das Volk, aber dennoch glaubten ſie die Gerechtigkeit frei walten laſſen zu müſſen, und machten Miene, den Weg nach dem Steinthor fortzuſetzen. Doch dem widerſetzte ſich entſchieden das Volk, indem es von allen Seiten rief: „Aufs Haus! Aufs Haus! Gnade! Gnade!“

Um dem Volk keine Veranlaſſung zu geben, den Verurtheilten mit Gewalt zu befreien, beriethen ſich der Vogt und die beiden Rathmannen für kurze Zeit mitten auf der Straße und theilten dann ihren Entſchluß mit, nämlich daß Einer der Rathmannen aufs Rathhaus gehen ſolle, um dem dort verſammelten Rathe den ſeltſamen Fall vorzutragen und denſelben um Gnade zu bitten. Damit aber der arme Sünder nicht unnöthig lange in Ungewißheit über ſein Schickſal gehalten wurde, ſollte er einſtweilen vor's Steinthor geführt werden, damit er, falls keine Gnade gewährt würde, ſogleich ſeine Strafe empfange.

Und ſo geſchah es. Einer der Rathmannen begab ſich, begleitet von einer unzähligen Volksmenge, aufs Haus. Der andere Rathmann und der Vogt begaben

sich mit dem traurigen Zug, nur von einer spärlichen Menge begleitet, auf die Stätte des Hochgerichts. Viel mehr Volk blieb vor dem Convent im Garten der Beginen zurück.

Der Rath wurde in kein geringes Erstaunen versetzt, als er Tausende von Menschen vor dem Rathhause plötzlich „Gnade! Gnade!“ rufen hörte und als einer der Richteherren eintrat und das Geschehene meldete. Der Bürgermeister Holdenstede und Herr Vicko waren wie vom Donner gerührt, als sie die wunderbare, kaum glaubliche Kunde vernahmen. Beide Herren zogen sich, als Verwandte,[123]) in eine Nebenkammer zurück, und die übrigen Rathmannen beschlossen, die Hinrichtung aufzuschieben, die Sache näher zu untersuchen, aber auf jeden Fall Gnade zu gewähren, was zur großen Befriedigung des Volkes sogleich von einem Rathsdiener ausgerufen wurde.

Swertute, der auf seine Bitte den armen Sünder nicht weiter begleitet hatte, sondern dem Rathmann aufs Haus gefolgt war, erhielt den Auftrag, den Rathsbeschluß auf der Richtstätte mitzutheilen. Trotz seiner Beleibtheit eilte er hastig die Steinstraße hinauf, um seinen Auftrag auszuführen. Noch immer stand die Menschenmenge vor dem Convent, während vor dem Steinthor für einen Richttag merkwürdig wenig Neugierige waren. Dort angekommen, erwartete ihn seine Frau, die ihm schon von Weitem aus dem Thurmfenster zuwinkte und ihn bat, heraufzukommen.

„Soll Gnade verkünden,“ sagte Swertute keuchend.

„Hat keine Noth mehr. Zwanzig bis dreißig Reiter haben ihn befreit. Komm herauf! Sieh's selber vom Thurm!"

Swertute stieg voller Verwunderung auf seinen Thurm und sah in der That gegen dreißig gepanzerte Reiter, die in aller Gemüthsruhe am Hochgericht hielten und mit dem Volke plauderten.

In der That war Klaus befreit. Wendelin war rechtzeitig in Hummelsbüttel angekommen, um Bruno von Hummelsbüttel zu veranlassen, etwas für seinen Helfershelfer zu thun. Während der Nacht hatte man reitende Boten an alle benachbarte Edle ausgesandt, und Wendelin war der eifrigste gewesen. So waren sie in aller Frühe auf Hamburg losgeritten, kamen ziemlich ungehindert über die Landwehr und in Folge der erzählten Vorfälle rechtzeitig auf der Richtstätte an.

Vogt und Rathmann, sich ihrer Schwäche wohlbewußt, suchten zu unterhandeln und bemühten sich, den Befreiern deutlich zu machen, daß der Schreiber auf jeden Fall unter sothanen Umständen Gnade erhalten würde. Doch Wendelin sagte: „Unsere Rettung ist sicher, jene Gnade sehr ungewiß."

Auch Klaus zog die Befreiung von Außen vor und erhielt von Wendelin nähern Aufschluß, während selbst Bruno von Hummelsbüttel und manche der Edlen sich theilnahmvoll die merkwürdige Begebenheit vom Volke erzählen ließen.

Herrn Bruno schien aber der unblutige Verlauf

der ganzen Sache ſehr wenig zu befriedigen, und durch die geringe, nichts Böſes ahnende Menſchenmenge dreiſt und tollkühn gemacht, beſchloß er, noch einige gute Leute von Hamburg auf Löſegeld mitzunehmen. Laut ſprach er dieſen ſeinen Vorſatz wie eine ehrliche Anſage der Fehde aus, ſpornte ſein Pferd und legte ſeine Lanze ein. Mit Blitzesſchnelligkeit zerſtreute ſich die Menge, denn Jeder hielt ſich in dieſem Fall für einen guten Mann. Die nahen Thore nahmen die Meiſten auf, Andere fanden Sicherheit in dem Buſchwerk der Wallgräben. Nur Wendelin gelang es, einen der Henkersknechte, der den Richtplatz nicht räumen wollte und ſich bei ſeiner geſtrigen Stäupung beſonders ausgezeichnet hatte, zu fangen und zu binden. Ein glücklicher Zufall führte ihm auch den Altgeſellen der Maler in die Hände, den die Neugier und Rachſucht vor's Thor getrieben hatten. Dem alten Kniper brachte er nur einige Püffe mit dem ſtumpfen Ende der Lanze bei. Tollkühn jagte Bruno von Hummelsbüttel bis ans Thor heran, was Swertute deutlich von ſeinem Thurm wahrnahm. Er konnte, er durfte das Thor nicht ſchließen, um keinen der fliehenden Bürger auszuſperren. Wie aber, wenn einige der dreiſten Ritter ſich in die argloſe Stadt wagten und ſich gar eines Thors und Thurms bemächtigten oder einige Bürger fingen und ſchnell mit ihnen davoneilten? Kurz entſchloſſen ergriff Swertute einen brennenden Kienſpahn und lief vom Thurm hinunter an die große kupferne Donnerbüchſe, aus deren Zündloch das Kraut hervorquoll. Raſch hielt er den

flammenden Spahn auf daſſelbe. Mit gewaltigem Krachen entlud ſich die Donnerbüchſe und ſchleuderte einen zentnerſchweren Stein in die Reiterſchaar. Todt ſank Bruno von Hummelsbüttel, der Letzte ſeines Geſchlechts, das Hamburg ſo viel zu ſchaffen gemacht, von dem halbzerſchmetterten Pferde. Die übrigen Ritter ſprengten in wilder Flucht zurück, indem ſie Klaus, den Henkersknecht und den Altgeſellen mit ſich führten. Die beiden Letzteren ſchickte aber Wendelin am Abend wohlgeſtäupt nach Hamburg zurück.

Zwölftes Capitel.

Die glückliche Flucht des Schreibers hatte den Rath aus einer großen Verlegenheit befreit. Aber trotz aller Theilnahme für Herrn Holdenſtede und Gelderſen konnte der Rath nicht umhin, dem Rechte ſeinen Lauf zu laſſen und den Entflohenen auf ewige Zeiten aus der Stadt zu verfeſten. Die wunderbare Verkettung von Umſtänden hatte alle Kreiſe der Stadt in Mitleidenſchaft gezogen. Faſt Niemand hatte den wirren Knäuel von Schuld, unglücklichen Zufällen und fein geſponnenen Plänen ſogleich entwirren können, weswegen zunächſt die ſeltſamſten Gerüchte in der Stadt umliefen.

Die Amtleute hatten im erſten Augenblick alles Ernſtes gedacht, der Schreiber ſei Tideke's Sohn, da die Meiſterin Bickelſtedt als den Vater des Verbrechers bezeichnet hatte. Doch geringe Erwägung der näheren Umſtände machte es bald klar, daß dies unmöglich ſei, weil der Knochenhauer kaum in die Vierzig eingetreten war. Aber nichts deſto weniger hielten ſich dieſe Reden einige Tage.

Auch Herr Holdenſtede und Herr Vicko hatten das größte Intereſſe daran, daß die unangenehme An-

gelegenheit möglichſt ſchnell ganz aufgeklärt wurde. Beide begaben ſich daher, begleitet von zwei andern Rathmannen, in den Convent, da die todtkranke Meiſterin ihr Teſtament zu machen wünſchte. Auch Tideke wurde hinzugezogen, um das auszuſagen, was er von der traurigen Angelegenheit wiſſe. Durch Verknüpfung aller einzelnen Fäden, wozu des Schmieds Frau noch wichtige Ausſagen zu machen hatte, gelang es denn endlich, die Wahrheit feſtzuſtellen.

Die Meiſterin, die einige Zeit in tiefer Ohnmacht gelegen hatte, war allmälig zu ſich gekommen und hatte ihre Beſinnung vollſtändig wiedererlangt, als ſie von den blauen Schweſtern erfuhr, daß Klaus gerettet ſei. Allerdings die Gnade, die ihm der Rath vielleicht gewährt hätte, hatte er durch ſeine Flucht, durch ſeine fernere Verbindung mit den Feinden der Stadt gänzlich verwirkt. Dieſe Kunde benahm ihr für längere Zeit die kaum wiedererlangte Beſinnung. Eine Stunde der wiederkehrenden Klarheit benutzten ihre Verwandten und die Rathmannen, um das Verhör mit ihr anzuſtellen, ſowie ihren letzten Willen zu Gunſten ihres Sohnes aufzuſetzen. Man theilte ihr nicht die Bedenken mit, die dieſes Teſtament zu Gunſten eines Verfeſteten beim Rath erregen müſſe, um die Ruhe ihrer letzten Stunden nicht zu ſtören. — Kurze Zeit darauf, nachdem ſie von dem Guardian der Barfüßer die Sterbeſacramente empfangen, hauchte ſie in deſſen und ihres Bruders Vicko Gegenwart ihre Seele aus, getröſtet durch den Gedanken, ihrem Sohn doch wenigſtens das

Leben gerettet und durch ihr Teſtament die Möglichkeit zu einem beſſern und glücklichern Wandel gewährt zu haben. Ihr Leichenbegängniß fand Statt unter dem größten Zudrang und aufrichtiger Theilnahme der ganzen Stadt in der Kirche von St. Jacob.

Der letzte Wille der Begine wurde nicht ausgeführt, da ſich der Rath dem aufs Entſchiedenſte widerſetzte, wobei Herr Holdenſtede beſonders eifrig war. Trotz Herrn Vicko's Einreden nahm der Rath die Hälfte von dem Vermögen des Schreibers zu Gunſten der Stadt, wovon zunächſt die Angehörigen des reitenden Dieners, die durch Klaus' Verrath ihren Verſorger verloren hatten, entſchädigt werden ſollten. Die zweite Hälfte des Vermögens ſollte zu gleichen Theilen an die Familien Holdenſtede und Gelderſen zurückfallen. Herr Holdenſtede und ſeine Familie nahmen ihren Antheil ohne Bedenken, auch der Bäcker Nicolaus von Gelderſen konnte, gedrängt von ſeiner Frau, der verlockenden Mehrung ſeines Gutes nicht widerſtehen. Nur Herr Vicko überließ, nachdem er mit ſeinen drei Kindern darüber Rückſprache genommen, trotz aller Gegenreden ſeiner Ehegattin den noch übrigen achten Theil vom Gut der Meiſterin dem unglücklichen Klaus, um demſelben den Wandel auf dem Pfade der Gerechtigkeit zu erleichtern. Der Rathmann konnte ſich in ſeiner ehrlichen Weiſe eben nicht verhehlen, daß er an jenem Abend doch zu raſch Partei gegen den armen Schreiber ergriffen habe. Mit der nächſten Gelegenheit ließ er demſelben, der nebſt Wendelin ſich auf holſteiniſchen

Gütern aufhielt und Schreiberdienste leistete, sein Gut zukommen und gleichzeitig einen Brief, worin er ihm seine tiefste Theilnahme ausdrückte.

Das schreckliche Ereigniß hatte in des Rathmanns Haus manche Erörterung erregt und manchen neuen Anlaß zu Verdruß gegeben, denn die Aehnlichkeit von der Meisterin Geschick mit dem Mariens lag zu nahe. Zum zweiten Male war die stolze Frau durch ein gewaltiges Schicksal gemahnt worden, ihren starren Sinn zu beugen, aber wiederum vergebens. Das durch des munteren Vicko's Verbannung schon an sich stiller gewordene Haus nahm ein stets düsterer und unheimlicher werdendes Aussehen an. Auch Hartwig, der zwischen den feindlichen Gegensätzen die Verbindung aufrecht zu erhalten pflegte, war ein Anderer geworden. An dem Tage, wo Klaus gerichtet werden sollte, hatte er die schreckliche Erkennungsscene mit angesehen und war darauf spornstreichs nach Hause geeilt, so weit das sein schwächlicher Körper gestattet hatte. Erhitzt vom schnellen Lauf und von innerer Erregung, hatte er seines Gebrechens halber unterwegs innehalten müssen, wobei er sich eine starke Erkältung zugezogen. Trotz aller Arzneien wich dieselbe nicht und man betrachtete sein sichtliches Dahinsiechen mit großem Kummer. Man sah voraus, daß er, wie des Raths Wundarzt und die Stadtschreiberin versicherten, den Frühling nur mühsam oder gar nicht überstehen würde.

Nicht weniger erregt war Tideke Bickelstedt in Folge dieser Erlebnisse. Seine Gedanken hafteten fest an dem

Schickſal des Schreibers, da es ſo innig mit dem Geſchick ſeines Bruders verknüpft war. Was er einſt, noch ſelber zweifelnd, über manches Unrecht der Zunft zu Siegfried geäußert hatte, das wurde ihm täglich lebendiger. Er, der ſo durchdrungen war von der Höhe und Herrlichkeit des Zunftweſens, ſah jetzt mit ſchrecklicher Klarheit und Deutlichkeit die Schattenſeiten deſſelben. Und je mehr er ſich bemühte, dieſe Gedanken im tiefſten Winkel ſeines Herzens zu verbergen, um ſo häufiger beunruhigten ſie ihn. Er mied die Geſellſchaft der anderen Werkmeiſter, aber in den ſeltenen Zuſammenkünften mit denſelben entſchlüpften ihm doch zuweilen Andeutungen dieſer ſeiner neuen Gedankenrichtung, die Jene indeſſen entweder gar nicht verſtanden oder mit leichtem Achſelzucken als wunderliche, nicht weiterer Ueberlegung werthe Redewendungen mit einem ſchlechten Scherz übergingen.

Tideke ſehnte ſich danach, loszukommen von der Worthalterſchaft der Wittigſten, da er innerlich nicht mehr im Stande war, die Forderungen der Aemter mit ganzem Herzen zu vertreten. Aber die Meiſter hielten es für eitel Ziererei, die durch Bitten beſtürmt ſein wollte und von vornherein gewillt war nachzugeben. Auf der anderen Seite war er mit der ganzen Bewegung zu innig verwachſen und zu ſehr die einzige Stütze derſelben, als daß er leichten Herzens hätte zurücktreten können, da die Aemter Niemand hatten, der ſie gleich würdig vertreten hätte. So entſchloß er ſich endlich, um der guten Sache willen ſeine eigene Mei-

nung dem Willen des Ganzen unterzuordnen, und die angekündigte Versammlung der Wittigsten auch ohne Erlaubniß des Rathes zu berufen und zu leiten. Mit Schmerzen gedachte er der Zeit, wo er noch sonder Zweifel alle Forderungen der Aemter für unantastbar und völlig gerecht hielt und mit dem Ton der Ueberzeugung für dieselben eintreten konnte. Er sah es voraus, daß ihn Niemand oder sehr Wenige verstehen würden oder wollten, und daß diese Wenigen ihre Bedenken leicht vom Eigennutz ersticken lassen würden.

Auf den Donnerstag nach Invocavit hatte man die Versammlung der Wittigsten angesetzt. Die Werkmeister suchten sich mit den Kirchgeschworenen zu verständigen, und meldeten Heine Klingsporn ihren Vorsatz. Doch dieser und seine Kumpane waren keineswegs geneigt, sich diesmal wie im November zu einer gemeinsamen Versammlung herbeizulassen, weder durch Güte noch durch Gewalt, sondern meldeten alsobald das Vorhaben der Aemter dem Rath. [124])

Als der Rath dies vernommen, beschloß er, sich dieses Mal nicht wieder überraschen zu lassen, sondern Gegenvorkehrungen zu treffen. Einzelne waren sogar entschieden dafür, daß man es auf einen Kampf ankommen lassen solle, da man sicher zu sein glaubte, daß die Böttcher im letzten Augenblick sich mit ihrer gesammten Macht auf die Seite des Raths schlagen würden.

Schon am frühen Morgen des Tages, wo die Werkmeister ohne die Kirchgeschworenen auf dem Hohen

Hause tagen wollten, hatten sich alle waffenfähigen Männer der Rathspartei, Herren und Knechte, bewaffnet und an verschiedenen Stellen der Stadt versammelt. Noch bevor es Tag war, hatte eine große Anzahl derselben das Hohe Haus besetzt und so dort eine Versammlung unmöglich gemacht.

Als Tideke und Meister Giseke dies vernommen, vereinigten sie die bewaffneten Aemter so schnell als möglich auf dem Berg und auf den Kirchhöfen der Klöster. Sämmliche Amtleute waren gut gerüstet, mit Plattenpanzern, Schildern, Armbrüsten, oder mit Schwertern und Spießen. Jeder hatte in seinem Köcher wenigstens ein halbes Hundert Pfeile bereit. Dieser äußerste Theil des Petrikirchspiels, in dem die Handwerker besonders dicht, vorzüglich die Gerber und Knochenhauer, wohnten, [125]) war aus Vorsicht von der Rathspartei nicht besetzt worden, da die Handwerker diese engen Gassen leicht vertheidigen konnten, und da der Rath die thätlichen Feindseligkeiten wenigstens nicht beginnen wollte. Endlich erschien auch Tideke Bickelstedt, in einem Panzerhemd, das im Amt der Knochenhauer der Sage nach von den Zeiten der Schlacht bei Bornhöved her aufbewahrt wurde, da er selber seinen Plattenpanzer einem armen Küter [126]) geliehen hatte. Als der stattliche Mann, dem der Ringpanzer und sein Eisenhut ein noch gewaltigeres Ansehen gab, mit Meister Giseke auf den Berg kam, wurde er und sein Kumpan mit lautem Zuruf begrüßt. Doch als der Letztere den Aemtern mittheilte, daß das große Amt

der Böttticher plötzlich zu den Kaufleuten übergegangen wäre, da wurde ihre Freude gar bald gedämpft, und großer Kleinmuth malte ſich auf den Geſichtern Aller. Weniger wunderte man ſich über die feindliche Haltung der Krämer und Kannengießer und am wenigſten über die der Garbrader, da dieſelben heute auf dem Dornbuſch mit der anderen Partei die beſten Geſchäfte machten. Die ernſten Mienen des beliebten Knochenhauers deuteten nicht viel Gutes an. Nachdem Meiſter Giſeke an die äußerſten Straßeneingänge ſtarke Poſten aufgeſtellt, traten die Werkmeiſter um Tideke und Giſeke im Kreiſe zuſammen, um zu berathen, was geſchehen ſolle.

Es war ein naßkalter, unfreundlicher Morgen. Noch lag der Nebel dicht über der Stadt, ſo daß der geringe Ueberblick und die kleine Anzahl der treuen Handwerker die Verſammlung der Wittigſten keineswegs ſehr ſicher machte. Wenn es auch nicht gerade regnete, ſo fiel der Nebel doch ſo ſtark und feucht herab, daß er der Wirkung eines Regens gleichkam. Man war mit der Pflaſterung der Stadt aus den feineren Stadttheilen noch nicht bis in die äußerſten und engſten Gegenden gelangt, ſo daß der Boden aufgeweicht und in eine zähe, klebrige Maſſe verwandelt war. Alles machte heute einen ganz andern, weniger erfreulichen Eindruck als bei der Verſammlung auf dem Hohen Hauſe im November. Selbſt das Gedränge der Neugierigen war heute nicht ſtark, denn das unerquickliche Wetter hielt die Meiſten im Hauſe zurück.

Die Werkmeiſter beſchloſſen dennoch nach kurzer Zwieſprache, die Verſammlung zu halten, und zwar im Reventer des Maria-Magdalenen-Kloſters, damit man nicht zu dem Schaden noch den Spott habe. Die freundliche Anfrage deswegen bei dem Guardian der Barfüßer wurde günſtig aufgenommen. Zu gleicher Zeit brachten die als Späher in verſchiedene Stadttheile ausgeſandten Lehrlinge die Nachricht, daß der Rath und die Aelteſten der Kaufmannsgeſellſchaften zu einer großen Berathung in der Catharinenkirche zuſammengetreten waren, daß aber ſonſt Alles ruhig ſei. Das Amt der Böttcher lagere auf dem Catharinenkirchhof.

Im Speiſeſaal der Barfüßer, der mit Tafelwerk, Leuchterbaum und geſchnitzten Stühlen ſchön ausgeſtattet war, fingen alsbald die Berathungen an. Unter ſich war man dies Mal bald einig. Man begnügte ſich, die Erlaſſung des halben Schoſſes zu fordern. Jedes Amt hatte ſeine Beſchwerden gegen die neuen Aemterrollen ſchriftlich aufgeſetzt und wünſchte, dieſelben zu überreichen. Endlich wollte man ernſtlich darauf dringen, daß ein Brauamt aufgerichtet würde. Aber was nützten alle Beſchlüſſe, wenn der Rath nicht darauf einging oder ſie einfach unbeachtet ließ? Man berieth hin und her und kam endlich überein, vier Werkmeiſter in die Catharinen-Kirche zu ſchicken, die dem Rath dieſe drei Punkte auseinanderſetzen ſollten. Doch als es ſich darum handelte, die vier Boten zu beſtimmen, ſo ſtellte es ſich heraus, daß Niemand recht

geneigt war, in die von Waffen ſtarrenden Kaufmannsgegenden zu gehen, noch viel weniger das Sprecheramt zu übernehmen. Tideke war zu Beidem bereit. Aber wer ſollte die ferneren Berathungen leiten? Meiſter Giſeke war als Leiter der etwaigen Vertheidigung nicht zu entbehren. Endlich entſchloß man ſich, durch einen Mönch, der ſchnell herbeigeholt wurde, einen Brief an den Rath ſchreiben zu laſſen, worin angefragt werden ſollte, ob der Rath geneigt wäre, die Boten der Aemter in St. Catharinen anzuhören, oder ob er ſelbſt aus ſeiner Mitte einige Rathmannen ſenden wolle, mit Vollmacht, die Beſchwerden der Aemter zu beſeitigen. Sie ſelber gelobten eidlich den Boten des Rathes Sicherheit und forderten dieſelbe für ſich.

Dieſen Brief brachte der Mönch — begleitet von zwei Amtleuten, dem Rath, während die Wittigſten weiter beriethen. Trotz allerlei Schimpfreden, die die beiden Handwerker von den Buhurdirkumpanen auszuhalten hatten, gelangten ſie ungefährdet an Leib und und Leben zur Catharinenkirche, um die herum ſich die Kaufleute in voller Wehr, ebenſo die Krahnzieher, die Lübeckfahrer, Salz-, Korn-, Kohlen- und Hopfenträger nebſt vielen Schiffern aufgeſtellt hatten. Die beiden Amtleute bekamen keine geringe Meinung von der Macht des gemeinen Kaufmanns, beſonders als ſie auf der andern Seite der Kirche mehrere Hundert Selbſtherren und Knechte der Böttcher erblickten.

Die Boten wurden in die Kirche geführt, wo der ganze Rath mit einigen vierzig älteren Kaufleuten und

Brauern saß, die sämmtlich im Harnisch waren. Nachdem der Brief von einem Stadtschreiber gelesen war und eine kurze Berathung stattgefunden hatte, erhob sich der Bürgermeister Holdenstede und gelobte den Boten im Namen des Raths für die Werkmeister Sicherheit während der Zeit der Berathung, wie er die Sicherheit für des Raths Unterhändler annahm. Der Rath würde seine Unterhändler nach Maria Magdalenen senden, und die Aemter brauchten sich wegen des Geleits nicht zu bemühen. Mit diesem Bescheid kehrten die Boten zurück.

Nach kurzer Berathung erwählte der Rath zu seinen Unterhändlern einige heftige Gegner der Aemter, nämlich die Herren Werner Wiggersen und Hartwig von Hachede, und als deren milden Beirath die Herren Heine Krauel und Vicko von Gelbersen. Es wurde ihnen aber keine Vollmacht zu Beschlüssen gegeben, sondern nur zu Unterredungen; die Beschlüsse behielt sich der ganze Rath vor. Als Ehrenbegleitung sollten vierundzwanzig gemeine Bürger dieselben begleiten. Unmittelbar darauf machten sich diese Achtundzwanzig auf den Weg zum Kloster.

Dieses Hin- und Herziehen verfehlte nicht, in der Stadt großes Aufsehen zu machen, und trotz des schlechten Wetters fing jetzt das Volk an, in großen Schaaren aus den Häusern hervorzuströmen und des Raths Unterhändler zu begleiten.

Tideke begrüßte die Unterhändler, doch Werner Wiggersen bedeutete ihm, daß von einer Versammlung

der Wittigſten nicht die Rede ſein könne, da die Kirchgeſchwornen fehlten und die Verſammlung nicht vom Rath berufen ſei, ſondern daß nur von einer Verſammlung etlicher Werkmeiſter geſprochen werden dürfe. Bei dem Wort „etliche Werkmeiſter" murrten die Handwerker und unterbrachen den Sprecher mit dem lauten Rufe: „Fünfzig Werkmeiſter von ſechzig, und fünfzig Wittigſte von Siebzig."

Nachdem über dieſe Formenſache eine Zeit lang hin und her geſtritten war, verlangten einige Werkmeiſter, daß die vierundzwanzig bewaffneten Begleiter der Rathmannen im Kreuzgange bleiben möchten. Darauf erwiderte der Bürgermeiſter Wiggerſen etwas ſpöttiſch, daß auch die fünfzig Werkmeiſter im Harniſch wären und ſie Hunderte von Freunden im Kreuzgang hätten. Doch ſei er wohl geneigt, daß die vier Rathmannen allein unterhandelten, wenn die Gegner ebenfalls vier Werkmeiſter dazu erküren wollten. Als ſich die Werkmeiſter deſſen heftig weigerten, blieben die Begleiter im Reventer. Die Rathmannen aber lehnten es ab, ſich zu ſetzen, weil dies keine rechtmäßige Verſammlung ſei, ſondern eine wild zuſammengelaufene. So viel Geſchrei deswegen auch die Werkmeiſter erhoben, es kam ſchließlich ſo, daß die vier Rathmannen auf dem einen Ende des Saales ſtanden und die Werkmeiſter auf dem andern Ende, ebenſo mit den Waffen in der Hand, wie die vierundzwanzig Begleiter der Rathmannen. Nur Tideke, den der ſchwere Kettenpanzer nicht wenig beläſtigte, hatte ſeinen Eiſenhut

abgelegt, sowie seine Waffen, und trat einige Schritte vor seine Kumpane den Rathmannen entgegen.

Zuerst wollten die Werkmeister die Beschwerden ihres Amtes schriftlich den Rathmannen übergeben, aber diese weigerten sich, dieselben anzunehmen, da sie dessen keine Vollmacht hätten. Es möchten die Werkmeister dieselben nur ihren Morgensprachsherren übergeben, damit Alles seinen ordentlichen Gang ginge.

Darauf brachte man die Angelegenheit des Schosses zur Sprache. Aber der Bürgermeister erwiderte, daß der Rath der Stadt Nothdurft wegen des halben Schosses nicht entrathen könnte. Aber sobald der Stadt Nothdurft verrichtet, so wollte sie der Rath des halben Schosses entlassen. Das sollten sie ihren Ehren und Eiden anheimstellen. [127])

Aber die Werkmeister drangen heftig darauf, daß ohne alle Widerrede der halbe Schoß erlassen werden solle. Darauf schlugen die vier Rathmannen vor, wenn die Aemter einen Argwohn hätten, daß der Schoß nicht recht und treulich angewendet würde, so sollten sie sechs oder acht Personen dazu fügen, denen wollte der Rath Rechenschaft thun von der Zeit an, da die Aeltesten im Rathe gewesen wären, die noch lebten, was sich auf sechsundzwanzig Jahre erstreckte. Wohl wenig Städte im römischen Reiche hätten also treulich Buch geführt als diese Stadt. Dann möchten sie wohl selber sehen und hören, daß man auf keine Weise des halben Schosses entbehren könne. [128])

Aber die Werkmeister wollten nicht darauf eingehen. Die Gesandten des Raths baten um Zeit,

Solches an den Rath zu bringen, doch die Aemter wollten es ihnen nicht gewähren. Aber die Bürger, die der gemeine Kaufmann den Rathmannen mitgegeben hatte, sagten, es wäre ehrbar und billig, da die Vier allein als Boten vom Rathe an sie geschickt wären, daß man ihnen gestatte, an ihre Obersten und Aeltesten zu bringen, was geschehen sei. Auch müßten sie Solches dem gemeinen Kaufmann, von den sie geschickt, zuvor berichten. Endlich nach vieler Mühe ward die Sache dahin vertragen, daß die Aemter vor dem Rath erscheinen und um Erlassung des halben Schosses bitten sollten. Daneben wollte auch der gemeine Kaufmann den Rath bitten. Und bei dem Rathe sollte stehen, ihnen diese Bitte zu gewähren oder nicht.

Alsdann kam man zu dem dritten Punkte, der Errichtung eines Brauamtes. Bickelstedt hob besonders hervor, daß es eine Kränkung alles Zunftsrechts sei, wenn Diejenigen, die nicht selber arbeiteten, von der Arbeit Gewinn zögen. Doch alle vierundzwanzig Bürger, die der Kaufmann gesandt, murrten heftig dagegen und sagten, sie arbeiteten ebenso gut und vielleicht noch mehr als die Handwerker, worüber wieder alle Amtleute den Kopf schüttelten. Hartwig von Hachede aber, der selber in zwei Brauhäusern braute, ohne je den Dechsel geschwungen zu haben, sagte, daß es Thorheit von den Aemtern wäre, den Brauern nicht ihre Nahrung zu gönnen, da dieselben so vielen armen Leuten Nahrung und Arbeit gäben und zur Blüthe der Stadt das Meiste thäten. Auch

ſeine Arbeit ſei keine geringe, obgleich er nie Waſſer trüge und Feuer mache, noch Spunde einſchlüge.

Herrn Hartwig's Rede erregte nur das Lachen der Werkmeiſter und Tideke Bickelſtedt ſchickte ſich an, ihm ausführlich darauf zu erwidern:

„Arbeit, viel gebrauchtes, viel mißbrauchtes Wort! Wie führen es diejenigen am Meiſten im Munde, die ſie am Wenigſten kennen, und wie wollen die am Wenigſten von ihr wiſſen, die ſie am Meiſten ausüben. Und warum iſt ſo viel Streit über dies Wort? Weil man nicht recht ſcheiden will zwiſchen den verſchiedenen Arbeiten. Mancherlei Arten giebt es der Arbeit. Der König, die Herzöge und Grafen arbeiten, es arbeiten die Geiſtlichen, es arbeiten die Amtleute, es arbeiten die Kaufleute, wer möchte es bezweifeln? Aber ein Jeglicher von ihnen thut es in ſeiner Weiſe, und ein Jeder von ihnen ſoll die Frucht ſeiner Arbeit, nicht die des Andern genießen. Könige und Fürſten ſollen die Welt mit guten Geſetzen regieren, daß ſie deſto gelinder ihren Weg gehe, die Geiſtlichen ſollen die Menſchheit in Zucht und Ehrbarkeit beſtärken und ihr den Weg zum Himmel weiſen. Beide Aemter ſind groß, und nicht gering ihre Verantwortung.

„Die weltliche Arbeit hat der Handel und das Handwerk unter einander getheilt. Welche von ihnen die größere ſei, wer mags entſcheiden? Ein Jeder von Beiden hält die ſeine für die größere. Aber ich, ein Handwerker, ſtehe nicht an, die Arbeit der Aemter für die wichtigere und mühevollere zu halten. Sie wird

darum auch ganz besonders Arbeit genannt; der Kaufmann sagt daher, als zweifle er selber daran, er arbeite auch. Scheiden wir Beider Arbeit als die schaffende und die vermittelnde, und wir werden einem Jeden sein Recht lassen. Arbeit ist vor Allem Schaffen neuer Dinge, sei es nun für die gemeine Nothdurft, sei es für die Bequemlichkeit und die Freude des Lebens. Der Landmann zwingt die alte Erde, das herzugeben, was sie vermag, nicht wie sie im blinden Triebe will, sondern wie sie es nach der Absicht des Menschen soll. Mühselig schreitet der Bauer hinter dem Pflug einher, und im Schweiß seines Angesichts drischt er das Korn und zieht Schafe, Schweine und Ochsen. Zusammengekauert hockt der Schuster auf seinem Dreibein vom frühen Morgen bis zur sinkenden Sonne, macht der holden Jungfrau die Brautschuhe, dem kecken Stutzer die Schnabelschuhe und dem hurtigen Läufer, der des Raths Botschaften von Ort zu Ort trägt, die langen Stiefel. Schon vor Tagesanbruch erhebt sich der emsige Schmied und facht mit dem Blasebalg eifrig das Kohlenfeuer an, fertigt dem Landmann Pflug und Sense und jeglichem Handwerk seine Geräthe. Platt sitzt der Schneider auf dem breiten Arbeitstisch, und Stich an Stich unverdrossen die Nadel weitersetzend, näht er die zierlichen Prunkgewänder der Frauen und dem Bauern die wärmenden Kleider.

„Wo giebt's ein mühseliger Leben als das des fleißigen Handarbeiters, der mit seinem Leibe festgebannt ist an die Arbeitsstätte und bei seiner sauren, harten

Mühe den Geist nicht frei durch Gottes weite Welt schweifen lassen kann, so daß sein Blick nicht weit reicht und sein Gesichtskreis beschränkt ist auf die Werkstatt und die Mauer seiner Stadt? Aber welcher Stand kann auch eine höhere Befriedigung empfinden als der Stand des Handwerkers? Denn was die blinde Natur mit gewaltigen Kräften zum Nutzen und Schaden des Menschen schuf, wie es sich gerade fügte, das formt er mit seinen geschickten Händen bewußt und zweckvoll zum Nutzen der ganzen Menschheit. Wo die Natur ihre guten Gaben hier und da zerstreut und verschleudert hat, so daß sie vereinzelt verloren gehen, mit sinnendem Geist sammelt sie der Handwerker und schafft aus ihrer Vereinigung überraschend neue, nützliche Dinge.

„Und wenn die Nothdurft des Lebens befriedigt ist, dann schwingt sich der Geist des Handwerkers auf, das Leben zu verschönern und zu erheitern. Verbesserte er erst die rohe Natur und ihre unförmlichen Erzeugnisse, jetzt ahmt er die Natur selber nach. Der Maler erfreut unser Auge mit seinen Bildern, die er der Natur abgelauscht. Der Geiger und der Pfeifer entlocken ihren Instrumenten Klänge, die noch süßer sind als die Töne der Frau Nachtigall. Schaffen muß er, neu erzeugen und gestalten, Handwerker wie Künstler. Darum lobe ich mir vor allen Dingen den Handwerker und den Künstler, und seine Zufriedenheit mit bescheidenem Lohne. Nicht er will genießen und verbrauchen, was er geschaffen. Er selber begnügt sich so oft mit dem Geringen, während der Reiche das Beste nutzt und

genießt. Darum ist's Frevel, wenn der noch Theil haben will an des Handwerkers geringem Verdienst, der nicht an der rüstig schaffenden Arbeit Theil nimmt als Lehrling, Knecht und Meister. Sprecht mir nicht davon, Ihr Vermittler, Höker, Krämer, Kaufleute und alle Leute Eurer Art, daß Ihr Euer Gut wagt im Dienste des Handels. Groß mag das Abenteuer sein, das Eurem Gut auf See und Sand und auf der Landstraße droht. Größeres Abenteuer steht der Handwerker: er wagt Gesundheit, Leib und Leben in seinem Amt. Wie Mancher verstümmelte sich bei der Arbeit an Hand und Fuß! Wagt der Fischer nicht sein Leben oft genug im schwankenden Boot auf Fluß und Meer? Ist des Maurers, des Zimmermanns und Dachdeckers Leben auf hohem Gerüst an Giebel und Thürmen nicht täglich in Gefahr? Wer möchte den Verlust des schnöden Mammons höher setzen als die Gefahr an Leib und Leben? Darum ist es Recht, daß nur der des Handwerks Lohn genießt, der des Handwerks Mühe und Gefahr besteht. Was würde der reiche Mann sagen, wenn ein armer Handwerker zu ihm käme und spräche: Gieb mir einen Theil Deiner Renten! Würde er nicht also zu ihm sprechen: Gewinne Geld, leihe Geld aus, handele, und Gewinn und Renten sind Dir sicher. Ebenso wollen wir dem reichen Manne sagen, der, ohne Meister zu sein, ein Handwerk betreibt und einen Theil vom Verdienst der schaffenden Arbeit für sich fordert: Auf, reicher Mann, rühre Deine Hände und

ſchaffe rüſtig, ſtehe des Handwerks Gefahr, dann verdienſt Du es Dir in Ehren und mit Recht.

„Was iſt dagegen des Kaufmanns Arbeit, der Handel? Sie ſchafft nichts, ſie bringt nichts Neues hervor! Was die Natur erzeugt, oder die fleißige Menſchenhand, der Kaufmann nimmt es, wie es da iſt, und fördert es von Ort zu Ort und giebt es von Hand zu Hand. Darum heißt die vermittelnde Arbeit auch mit Recht Handel. Auch der Kaufmann leiſtet der Menſchheit einen großen Dienſt, denn nicht in gleicher Weiſe hat Gott die Länder ausgeſtattet. Da bringt das eine Land viel Korn hervor, das andere viel Wein. Dieſes hat Ueberfluß an Eiſen, jenes an Stein. Geſchäftig bringt es der Kaufmann jedes Mal von dem Ort, wo es wenig oder nichts werth iſt, an den Ort, wo es hoch im Preiſe ſteht. So viel er auch thun und treiben, ſinnen und trachten mag, ſein Leib iſt nicht feſtgebannt an den Platz ſeiner Arbeit. Frei läßt er ſeinen Fuß und ſeinen Geiſt durch die Lande ſchweifen und ſo erweitert er ſeinen Blick. Arbeitet der Handwerker, angethan mit dem ſchmutzigen Schurzfell und ſchwarz vom Staub der Arbeit, der Kaufmann vollzieht ſeine Thätigkeit im ſauberen Wamms. Kommt's hoch, ſo ſchreibt er's an ein Pergament, oder ſein ungelehrter Kumpan ſchneidet es auf ein Kerbholz. Das iſt ſeine Arbeit. So rührig er ſein mag, man ſieht nichts, was er ſchaffe. Keine neuen Dinge, keine neuen Werthe bringt er hervor, er erhöht nur die Preiſe der Dinge, die die ſchaffende Arbeit erzeugt hat. Zeichnet den

Handwerker Ruhe und ſinniger, naturüberwindender Fleiß aus, den Kaufmann zeichnet aus die eilige Geſchäftigkeit und die menſchenüberliſtende Schlauheit. Da lobe ich mir den Handwerker. Der ruſſige Schmied am Amboß iſt der Welt ſo wichtig oder wichtiger als der ſaubergekleidete, ſchönredende Kaufmann. Der Handwerker ſetzt ſeine ganze Liebe an das Gelingen der Arbeit. Mühſam ringt er mit dem ſpröden Stoff der Natur, ihn zu bändigen und zu geſtalten. Der Kaufmann flieht die Mühe der harten Arbeit, die die Hand ſchwielig und das Antlitz ſtaubig macht. Er umgeht die Schwierigkeit ſchlau, er überwindet ſie nicht muthig wie der Handwerksmann. Der Handwerker ſieht mit dem liebenden, ſorgenden Auge des Schöpfers die Dinge entſtehen und ſich vollenden, aber der Kaufmann läßt kalt und berechnend den Blick über die Waaren gleiten, die er kauft und verkauft. Ja oft ſieht er ſie nicht einmal, er ſchlägt ſie los und ſtreicht lächelnd den Gewinn ein. Ihm fehlt das freudige Gefühl des Schaffens, das die ganze Natur durchdringt, vom kleinſten Wurm bis zum gottähnlichen Menſchen, wenn etwas Neues erzeugt werden ſoll. Die ſchaffende Arbeit gleicht dem Frühling und dem Sommer, die zeugen, blühen und reifen laſſen; die vermittelnde Arbeit und der Handel gleichen dem Wind und den Wellen, dem Herbſt und dem Winter, die die Früchte ſchütteln, ſammeln und verzehren. Lockt uns im Frühling und Sommer lachender Sonnenſchein und freundliche, linde Luft, ſo gleichen ſie der Ordnung der Zunft; die wilden

Stürme des Herbſtes und des Winters gleichen der wilden Freiheit, der ſich überſtürzenden Haſt des Handels. Die Arbeit kann nur gedeihen bei ruhigem, ſtetigem Schaffen ohne wildes Wagen und Drängen. Das iſt der goldene Boden der Zunft, die den Schwachen hebt und den ſtarken Eigennützigen wohlthätig beſchränkt. Aber im Handel da gilt das Wagen, das Abenteuer. Wer die Gefahren nicht beſtehen kann und ihnen erliegt, der darf ſich nicht beklagen; denn wer ſich in Gefahr begiebt, der kommt darin um. Möge der Händler fremde, rohe Völker, oder Städte, die in etlichen Dingen zurück ſind, überliſten und reichen Gewinn daraus ziehen. Vorſchrift jeder weiſen Obrigkeit iſt, daß er ſeine Mitbürger glimpflich behandle, ihre Noth bei Theurung nicht zum eignen Vortheil ausbeute. In ſeiner Vaterſtadt ſteht er der wohlgeordneten Zunft faſt gleich. Der Handwerksmann richtet die Menge ſeiner Arbeit ein nach dem Bedürfniß des Verbrauchers. Jeder kann nur bis zu einer beſtimmten Grenze ſchaffen, Jeder nur bis zu einem gewiſſen Maß verbrauchen. Die Handwerker kennen die Zahl der Verbraucher in ihrer Stadt, und ſchaffende Arbeit und Verbrauch regeln ſich leicht und glatt. Und jedem Amtmann kommt wohl ſein beſcheiden Theil zu. Aber wo iſt die Grenze der Vermittelung? Sie iſt ſchrankenlos, maßlos im Anbieten, Anpreiſen ihrer Waaren, im Anreizen zum Verbrauchen, ſie iſt unerſättlich im Gewinnen. Wann hätte der Kaufmann genug? Jeder hofft, ihm würde es glücken, Alle zu befriedigen, und Einer ſtürzt den

Andern. Was sich beim schaffenden Arbeiter von selbst verbietet, weil das Auge ermüdet und die fleißige Hand ermattet den Hammer sinken läßt, der vermittelnden Arbeit gilt's gleich, ob hundert oder tausend Wispel zu befördern sind; den größern Gewinn erträgt sie leicht.

„Gönnen wir dem Handel sein Haschen und Jagen nach Gewinn, kommt er doch unserer Stadt zu gut! Aber wir Amtleute haben darüber zu wachen, daß die Vermittelung scharf geschieden sei von der schaffenden Arbeit. Alles möge der Kaufmann kaufen, nur nicht die Arbeitskraft. Wehe uns, wenn die schaffende Arbeit die Magd der Vermittelung wird! Ihre Sicherheit ist dann dahin, sie wird hineingezogen in das Abenteuer, in den tollen Wirbel des Handels, der auf und niedersteigt wie Ebbe und Fluth mit unregelmäßigen Spring- und Sturmfluthen. Dann verliert das Handwerk seinen goldenen Boden, seine Stetigkeit und zugleich seine Würde. Steigen und Fallen erträgt der Kaufmann, aber nicht der arme Handwerker. Die Unruhe und Hast der Vermittelung theilt sich dann dem Handwerk mit. Der Herr, der selbst nie bei der schaffenden Arbeit den müden Arm und das ermattete Auge empfunden, er wird unbarmherziger zur Arbeit spornen als der Meister, der den Gesellen im Fleiß und in der Geschicklichkeit übertrifft. Mürrisch blickt der Knecht einen solchen Herrn an, der im saubern Wamms nur zum Treiben und Schelten in die Werkstatt kommt.

„Das ist's, was mich bewegt, gegen die Freiheit

des Brauweſens zu ſprechen. Haben wir dort nicht das tolle Brauen auf Abenteuer erlebt? Iſt bei den Brauern nicht der unwürdige Grundſatz ausgeſprochen, daß der, der den Dechſel auf der Diele geſchwungen, nicht als voll angeſehen werden darf? Wir dürfen, wir können es nicht dulden, daß die Vermittelung ſich zur Herrin eines Handwerks gemacht. Wir müſſen ein Brauamt aufrichten, damit Ordnung in dies Gewerbe komme. Wir gönnen jedem Brauer ſeinen Verdienſt, aber er thue zuvor Amtsgerechtigkeit als Lehrling, Knecht und Meiſter. Wer ſich ſchämt, des Handwerks Schürze zu tragen, und wer ſich ſcheut, des Handwerks Staub zu athmen, der ſoll auch nicht des Handwerks Verdienſt genießen!"

„Heil unſerm Worthalter Tideke!" riefen die Werkmeiſter von allen Seiten, als er ſeine Rede geendet.

„Ja wohl, des Handwerks Schürze muß ihnen der höchſte Schmuck ſein!" rief der Eine.

„Das iſt ein Worthalter! Er ſtärkt das Zunftrecht und mehrt es, wie ſich's gebührt," rief ein Anderer.

Auch auf Seite der Rathmannen und der Kaufleute zeigte ſich große Bewegung, doch im entgegengeſetzten Sinne. Von dieſen erbat ſich jetzt der Brauer Hartwig von Hachede das Wort und ſagte mit großer Ruhe: „Nicht unziemlich hat Meiſter Tideke uns vom Rechte des Handwerks und des Handels geſprochen, wenn er auch dem Handel nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ."

„Er lobt unſern Worthalter!“ flüſterten ſich einige Werkmeiſter, ſich anſtoßend, zu.

„Wir ſind nicht abgeneigt, in dieſem Punkt den Andern nachzugeben, und ein Brauamt aufzurichten, da Eure Gründe Vieles für ſich haben!“

Allgemeines Erſtaunen und große Freude malte ſich auf den Geſichtern aller Werkmeiſter und Viele traten einige Schritte vor und riefen: „Es lebe Tideke, unſer Worthalter!“

„Aber,“ fuhr der Brauer fort, „eine Bedingung müßt Ihr zuvor erfüllen, die ebenſo gerecht iſt, wie die Forderung der Aufrichtung eines Brauamtes.“

„Und welche Bedingung iſt das?“ riefen viele Werkmeiſter zugleich.

„So hört denn,“ ſagte der Brauer, bedächtig jedes Wort betonend und langſam ſprechend. „Jeder Menſch ſoll ſich von der Arbeit nähren dürfen, die er verſteht, das iſt gerecht!“

„Gewiß iſt das gerecht! Das iſt ja das Zunftrecht!“ riefen Mehrere.

„Darum verlangt Ihr, daß wir Brauhausbeſitzer zunftmäßig die Brauerei mit eigener Hand betreiben, wenn ich Meiſter Tideke richtig verſtanden habe.“

„Ganz richtig!“ riefen viele Stimmen.

„Seht,“ ſprach der Brauer weiter. „Manche unſerer Brauerknechte ſind Handwerksknechte, die nicht zur Meiſterſchaft zugelaſſen werden aus mancherlei Gründen! Geſtattet dieſen, ſeien es nun Wenden oder unechte Leute, oder Knechte, die ſonſt aus irgend einer

Urſache nicht zugelaſſen wurden, die Meiſterſchaft, und wir ſind bereit, die Aufrichtung eines Brauamts ſelber beim Rathe zu beantragen und zu befürworten. Das Recht als Brauerknecht könnt Ihr ihnen wohl ſchwerlich beſtreiten, denn ſie thun ja ihre Arbeit mit eigener Hand."

Eine merkwürdige Stille herrſchte nach dieſen Worten unter allen Werkmeiſtern für mehrere Minuten. Jeder fühlte mehr oder weniger die Richtigkeit von des Brauers Worten, aber Alles blickte jetzt auf den Worthalter Tideke, daß er dieſe Bedingung ebenſo zurückweiſen möge, wie er vorher die Forderung der Aemter warm vertheidigt hatte. Doch Tideke ſelbſt fühlte die Gerechtigkeit von Herrn Hachede's Worten am Tiefſten, ſo daß er, da er die ſchwache Seite ſeiner Kumpane nur zu gut kannte, ſich am Allerwenigſten berufen fühlte, etwas zu ſagen. Nur mit großer Mühe konnte er an ſich halten, ſogleich mit für Herrn Hachede einzutreten. Erſt nach einer längeren Pauſe, während der Herr Hachede mit triumphirendem Blick die kleinmüthigen Geſichter der Werkmeiſter muſterte, löſte ſich der Bann von den Zungen der Keckſten.

„Tideke," rief Meiſter Bertram halblaut, „entgegne ihm in unſerm Namen."

„Ich weiß ihm Nichts zu entgegnen," erwiderte der Knochenhauer, „er hat Recht."

„Die Zünfte müſſen ſo rein ſein, als wären ſie von den Tauben geleſen," fiel laut ein Anderer ein. „Was ſoll aus der Reinheit der Zunft werden, wenn

Unfreie, Unechte, Wenden, Pfeifer- und Spielmannssöhne Aufnahme finden?"

„Wie sollen die alten Meister ihre Nahrung finden, wenn diese Menschen ihnen das Brod vom Munde nehmen?" rief ein Dritter.

„Aber sie sind einmal in der Welt," entgegnete Herr Hartwig von Hachede, „es ist billig, daß sie sich von ihrer Hände Arbeit entweder in der Zunft, oder frei von derselben nähren."

„Das ist nicht unsere Sache, da mögen sie selber zusehen. Das Zunftrecht ist nicht für dergleichen Leute," sagte Meister Bertram.

„Nun, ich glaube," sprach zuversichtlich Herr Hartwig, „dann ist's besser, die Reichen legen ihr Geld zum Nutzen dieser Ausgestoßenen an und geben ihnen Nahrung. Entweder die Zünfte schließen Niemand aus, der seine Arbeit versteht, oder die freie Nahrung darf nähren, wen sie kann!"

„Auch ich bin Eurer Meinung," entgegnete jetzt Tideke. „Gerechtigkeit um Gerechtigkeit. Noch nie hörte ich ein weiseres Wort von einem Rathmann sagen. Ich will sehen, Ehrbare Herren, meine Kumpane zu überzeugen."

Eine gewaltige Aufregung entstand bei diesen Worten unter den Werkmeistern. Wild rief es von allen Seiten durcheinander:

„Er hat den Rath gelobt, und er ist doch einer der Wittigsten! Wie ist es möglich?"

[illegible] zugelassen wurden, die Meisterschaft, und [illegible] die Aufrichtung eines Brauamts selber beim Rathe zu beantragen und zu befürworten. Das Recht als Brauerknecht könnt Ihr ihnen wohl schwerlich bestreiten, denn sie thun ja ihre Arbeit mit eigener Hand."

Eine merkwürdige Stille herrschte nach diesen Worten unter allen Werkmeistern für mehrere Minuten. Jeder fühlte mehr oder weniger die Richtigkeit von des Brauers Worten, aber Alles blickte jetzt auf den Worthalter Tideke, daß er diese Bedingung ebenso zurückweisen möge, wie er vorher die Forderung der Aemter warm vertheidigt hatte. Doch Tideke selbst fühlte die Gerechtigkeit von Herrn Hachede's Worten am Tiefsten, so daß er, da er die schwache Seite seiner Kumpane nur zu gut kannte, sich am Allerwenigsten berufen fühlte, etwas zu sagen. Nur mit großer Mühe konnte er an sich halten, sogleich mit für Herrn Hachede einzutreten. Erst nach einer längeren Pause, während der Herr Hachede mit triumphirendem Blick die kleinmüthigen Gesichter der Werkmeister musterte, löste sich der Bann von den Zungen der Kecksten.

„Tideke," rief Meister Bertram halblaut, „entgegne ihm in unserm Namen."

„Ich weiß ihm Nichts zu entgegnen," erwiderte der Knochenhauer, „er hat Recht."

„Die Zünfte müssen [illegible] als wären sie von den [illegible] gelesen [illegible]

„Was [illegible]

Unfreie, Unechte, Wenden, Pfeifer u: ...
ſöhne Aufnahme finden?“

„Wie ſollen die alten Meiſter u: ...
wenn dieſe Menſchen ihnen das ...
nehmen?“ rief ein Dritter.

„Aber ſie ſind einmal u ...
Herr Hartwig von Hachede, „e: ...
von ihrer Hände Arbeit entw...
frei von derſelben nähren.“

„Das iſt nicht unſere Zu...
zuſehen. Das Zunftrecht ...
Leute,“ ſagte Meiſter Bern...

„Nun, ich glaube,“ ſa...
wig, „dann iſt's beſſer ...
zum Nutzen dieſer Ausge...
Nahrung. Entweder ...
aus, der ſeine Arbeit ...
darf nähren, wen ſie ...

„Auch ich bin ...
Tideke. „Gerechtigk...
ich ein weiſeres Ur...
will ſehen, Ehrin...
zeugen.“

Eine gewa...
unter den Ä...
durcheinand...
...

...id Werk-
...erſt Ihr

„Er will ein Rathmann werden. Ein Wittigster zu sein, ist ihm nicht genug!"

„Er ist vom Rath bestochen!"

„Er verräth die Aemter!"

So schrieen die Werkmeister wüthend auf Tideke los, indem sie sich scheu einige Schritte von ihm entfernt hielten und noch schlimmere Worte und Verwünschungen gegen den Knochenhauer unter sich austauschten.

Verwundert blickten die Rathmannen und die vierundzwanzig Kaufleute auf die aufgeregte Menge, als sich die Verhandlung so plötzlich zu ihren Gunsten zu wenden anfing. Herr Hachede aber sagte darauf, indem er mit Sicherheit hoffte, dadurch das Spiel ganz für sich gewinnen zu können: „Ehrsame, liebe Meister der gemeinen Aemter. Ihr wißt, welch wunderbare Geschichte sich vor etlichen Wochen in dieser guten Stadt zutrug. Ein unechter Mann, der als Handwerksmeister vielleicht der Welt zur Zierde gereicht hätte, da es ihm nicht an Geschicklichkeit fehlte, wurde aus Zorn über sein unverdientes Mißgeschick zum Verräther an dieser Stadt. Und wer war's, der ihn dazu verleitete? Ein Wendischer Knecht, dem alle seine Geschicklichkeit nicht half, ehrlich sein Brod als Meister von seiner Hände Arbeit zu essen. Und wer trieb sie Beide auf die Bahn des Verbrechens? Die Ungerechtigkeit, die Hartherzigkeit der Zunft. Und drei ehrenwerthe Familien dieser Stadt wurden dadurch zugleich in die tiefste

Trauer versetzt, Herrn Holdenstede's, Herrn Vicko's und Meister Tideke's!"

„Wenn Herrn Holdenstede's Schwägerin und Herrn Vicko's Schwester mit Meister Tideke's Bruder gebuhlt hat, der als Brauer sich diese Freiheit glaubte nehmen zu können, so ist's ihre Schuld," rief ein Werkmeister der Schuhmacher aus der Menge. „Um so mehr ist's nöthig, daß das Amtsrecht die Brauer zu Zucht und Ehrbarkeit zwingt."

Lauter Beifall seitens der Werkmeister und große Entrüstung seitens der Rathmannen und Kaufleute folgte diesen Worten. Alle Kaufleute traten an Herrn Vicko heran und sagten ihm einige Worte des Beileids, selbst Tideke ging auf ihn zu, dem der Rathmann warm die Hand schüttelte, indem er sagte: „Meister Tideke, wir Beide sind stets die wärmsten Freunde der Aemter gewesen. Warum muß uns das gesagt werden? Könnt Ihr den Sturm beschwichtigen, so thut es."

„Versuchen will ich's," antwortete der Knochenhauer erregt, „aber ich fürchte, es wird vergeblich sein."

„Seht da," flüsterten die Werkmeister. „Meister Tideke unter den Rathmannen. Schon fühlt er sich als Herr Tideke."

Der Knochenhauer wandte sich darauf, unter den Rathmannen stehen bleibend, gegen die Werkmeister, und mit einer Stimme, die leise vor innerer Erregung bebte, sprach er folgendermaßen zu ihnen:

„Liebe Kumpane, Wittigste der Stadt und Werkmeister der gemeinen Aemter! Warum werft Ihr

uns, Herrn Vicko und mir, das grausame Schicksal vor, das unser Haus betroffen, uns, die wir die eifrigsten Vertheidiger der Zunft sind, gleichsam als leitete uns eitel Eigennutz, wenn wir Herrn Hartwig's Rede unterstützen? Ihr solltet nicht also Eure wahren Freunde von Euch stoßen. Unsere Häuser hat ein schweres Geschick heimgesucht, vor dem Gott einen Jeden in Gnaden bewahren möge, und wir Beide empfinden tief, was den Aemtern Noth thut. Warum denkt Ihr so klein von uns, als suchten wir nur unsern Nutzen? Greifet vielmehr in Euren eigenen Busen und sehet zu, ob Ihr nicht vielmehr selbst hinter dem Busch sitzet, hinter dem Ihr uns zu finden glaubt. Alle Ordnung ist gut und nothwendig, aber alle Ordnung ist hart und unbarmherzig, wenn sie nicht durch Billigkeit gelindert wird. Warum strafet Ihr an den Kindern, was sie nicht gesündigt? Was scheltet Ihr den Schäfersohn, das Spielmannskind, den Wenden und Unechten als unwürdig der Zunft? Warum soll der Sohn eines Unfreien nicht des Amts würdig sein? Sind sie geschickt zur Arbeit und beweisen es durch ihre Kunst, warum hindert Ihr sie, sich zu nähren von dem Fleiß ihrer Hände?

„Ihr sagt stets, wenn Alle die Meisterschaft erwerben könnten, dann könnten sich die andern Meister nicht so gut nähren. Ist's da nicht der Eigennutz, der aus Euch spricht? Das einzige Recht der Zunft besteht darin, daß sie Jedem, der wirklich arbeiten kann, den Lohn seiner Arbeit gestattet und ihn zwingt,

gute Arbeit zu machen. Nur dann könnt Ihr dem Kaufmann verbieten, Knechte zu halten und ein Werk zu betreiben, das er nicht versteht. Gerechtigkeit gegen Gerechtigkeit und Unrecht gegen Unrecht!

„Treibt's nur so fort, wie Ihr's jetzt treibt, und die freie Nahrung wird gar bald Alles überwuchern. Sie fragt nicht nach Unecht und Wendisch, nach Unfrei oder Eigen. Sie lohnt einem Jeden nach seiner Arbeit. Gar bald werden die freien Meister, die unter dem Rath, nicht in der Zunft stehen, zahlreicher sein, als die Zunftmeister, und die Zunft ist vernichtet.

„Schafft eine Ordnung, die jeden Handwerker einreiht in die Zunft und ihm Arbeit giebt und die jedem nichtschaffenden Vermittler das Handwerk legt, und Ihr werdet unwiderstehlich sein. Könnt Ihr das nicht, wollt Ihr das nicht und schließt Ihr engherzig geschickte Leute aus, die Dinge begangen haben, oder vielmehr nicht begangen haben, die ihnen kein Pfaffe und unser Herrgott selber nicht anrechnen kann, dann seid Ihr selbst die ärgsten Feinde der Zunft und des Handwerks.

„Ihr werdet sprechen: uns hält es noch aus, und laßt unsere Nachkommen zusehen, wie sie fertig werden. Aber das ist Euer Unglück, Ihr Amtleute, daß Ihr stets nur den nächsten Tag bedenkt, nicht zurück in die Vorzeit und nicht vorwärts in die Zukunft schaut. Groß ist das Unrecht, das Eure Ordnung begeht, und jeden Tag wächst es gewaltiger an. Riesengroß wird das Unrecht einst auf den Schultern Eurer Kinder

und Kindeskinder laſten. Und iſt der ein rechter Mann, iſt das ein rechtes Volk, das Schuld auf Schuld, Schulden auf Schulden häuft und ſeinen unſchuldigen Nachkommen es überläßt, ſie zu löſen?

„Es wird dereinſt die Zeit kommen, und ahnenden Geiſtes ſcheint es mir, als ſähe ich es gegenwärtig, wo die Schuld und die Grauſamkeit der Zunft ſo angeſchwollen iſt, daß alle Ausgeſchloſſenen ſich künftig vereinigen mit den Männern der freien Nahrung, die Euch jetzt als die ſchlimmſten Feinde erſcheinen. Nicht ſie ſind's, die aus Uebermuth und Erwerbstrieb Euer Zunftrecht verhöhnen, ſondern die Armen, die die Noth treibt, die Zunft zu verachten, damit ſie leben können. Die freie Nahrung wird dann die Zunft vernichten, damit Alle ihr Brod finden können, ſei es auch noch ſo ſpärlich, denn jeder Ungerechtigkeit erwächſt endlich der Rächer. Und die von Euch Verſtoßenen werden Euren Beſieger freudig begrüßen als ihren Freund und Befreier. Ihr könnt ihm, dem ſtärkeren Feinde, der mit Reichthum bewaffnet kommt und willig Brod ſpendet, nicht widerſtehen, wenn er Eure vielen kleinen Feinde um ſich ſchaart. Wenig Barmherzigkeit und Mitleid werdet Ihr finden, denn wie die Zunft einſt wenig verziehen hat, ſo wird ihr auch wenig verziehen werden. Aber der Rächer Eurer Ungerechtigkeit wird nicht der Gerechtere ſein, ſo ſehr er ſich deſſen rühmt, denn der Starke nimmt ſtets die Maske des Gerechten vor ſein Antlitz, wenn er den Schwachen niederwirft. Mit Recht wird er Euch geißeln

ebenſo wie die Elenden, die Ihr einſt drücktet und verſtießet, gegen die Ihr Euren hohlen Eigennutz mit der Maske der Gerechtigkeit und Sittſamkeit verhülltet. Zu ſpät werdet Ihr und Eure Nachkommen einſehen, zu ſpät wird es die Welt bereuen, daß der alte ehrwürdige Baum des Zunftweſens umgeſtürzt iſt, der die Welt nährte mit ſeinen Früchten und ſie erquickte mit ſeinem Schatten, der die Welt Jahrhunderte in Zucht und Ehrbarkeit erhalten! Aber wer vermöchte ihn neu aufzurichten, neu zu pflanzen?

„Noch iſt es Zeit, lieben Mitmeiſter, den Baum zu pflegen, zu begießen und zu kräftigen. Mir ſcheint es, als wäre es der Weltbaum ſelber, von dem die Alten ſo lieblich erzählen. Gleicht der Weltbaum nicht dem Arbeitsbaum? Folgt mir eine kleine Weile, und Ihr werdet das liebliche, dunkle Märchen mit mir verſtehen und das, was mir vor der Seele ſchwebt! Der Baum der Arbeit iſt der größte aller Bäume. Stolz und ſtattlich ragt er über die ganze Welt, und ſeine Zweige reichen über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die tief in die Erde reichen. Sind dieſe drei Wurzeln nicht die hörigen Bauern, die Schäfer und die Bergleute, die aus der Erde Schooß Alles herauf- und herausarbeiten müſſen, damit Alle zu leben und zu arbeiten haben? Der gewaltige Stamm des Baumes und ſeine ſtarken Aeſte ſind die Handwerke, die dem Ganzen erſt Geſtalt geben. Aber die Reiſer mit dem Laube, die bis in die Wolken reichen, ſind die himmliſchen Künſte, die vom Himmel

mehr als von der Erde ihre Nahrung holen, wie es die Maler und die Spielleute thun. Und erquickt der Schatten des Baumes den müden Wanderer, erfreut nicht ebenso die Kunst des Menschen Herz? Das Handwerk, der Stamm, steht mitten inne zwischen Wurzeln und Laubkrone, zwischen Erde und Himmel: so soll es auch immer mitten inne stehen zwischen dem Bauer, der die Erde pflügt, und dem Künstler, der sich zum Himmel aufschwingt. Thut er das, dann nährt er die ganze Welt. Vier große Hirsche umschreiten den Baum und weiden mit krummem Halse an seinem Wipfel: es sind die Fürsten, die Pfaffen, die Kaufleute und die Krieger. Früchte genug für Alle trägt der Baum, so lange die drei weisen Schicksalsfrauen, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ihn begießen mit dem Wasser des heiligen Brunnens, damit er nicht faule. Ewig würde der Baum sich und Alle nähren, wenn seine drei Theile in stetem Zusammenhange blieben. Sind die Wurzeln nicht selbst die Vergangenheit, denn aus ihnen sproß der Stamm der Gegenwart, und auf ihm wächst die Laubkrone der Zukunft. Vom Bauern und Schäfer ist der Handwerker entsprossen, vom Handwerker der Künstler, der das letzte Ziel, die Zukunft jedes Handwerkers ist. Aber an den Wurzeln des Baumes nagt ein schändlicher Wurm. In der Krone des Baumes sitzt ein weiser Adler, aber ein Eichhörnchen sitzt auf dem Stamme und trägt emsig Neidworte zwischen beiden hin und her. Seht da Euer Bild, Ihr Amtleute, Euer eigener Neid ist's, der die

Theile des Baumes von einander trennt. Schließt Ihr die Unfreien, die Hörigen aus, so löst ihr Euch vom Ganzen und saugt keine Kraft mehr aus Euren Wurzeln in Euch. Und schließt Ihr die Künstler, wie Pfeifer, Posauner und Trompeter aus, dann nehmt Ihr Euch das letzte Ziel alles Handwerks selbst; Euer höheres Streben hört auf. Der Baum wird alsdann anfangen zu faulen. Schon klafft seine Seite. Der Eigennutz ist's, der Euch schon angefressen hat.

„Das ist Euer Bild, Ihr Handwerker. Es kann nicht ausbleiben. Der Baum, der sich von seinen Wurzeln gelöst hat, kann endlich den Stürmen nicht widerstehen. Er muß dahinsinken. Und ist er einmal gesunken, wer vermag ihn wieder aufzurichten? ihn neu zu pflanzen?

„Dann ist's zu spät. Vermodern muß er und vergessen sein, damit etwas Neues an seiner Statt entstehen kann. Wohl wird Manches dann an die alte Ordnung erinnern, aber hüten wird sich der Ordner, den alten Namen zu nennen. Denn Zunft, dein Name wird stinkend werden, daß jedes Weib, das deinen Namen hört, sich fromm bekreuzt, und daß jeder Schwachkopf meint, einen Berg von Gründen zu sagen, wenn er Nase rümpfend deinen Namen ausspricht, und daß die schwatzende Menge ihm Beifall klatscht. Also, lieben Kumpane, folgt mir, Eurem Worthalter, und geht auf des Raths Vorschlag ein!"

Als Tideke geendet, sahen sich alle Werkmeister

betroffen an und ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und Mancher wies mit dem Finger auf die Stirn.

„Er raſ't," rief der Eine.

„Er iſt im Solde des Raths," ein Anderer.

„In die Thorenkiſte mit ihm," rief ein Dritter.

Tideke ſtand noch immer auf der Seite des Rathsboten, und ihm gegenüber ſeine zornigen Kumpane. Es verſuchte noch Herr Vicko den Handwerkern die Sache annehmbarer zu machen, indem er ihnen vorhielt, welchen Ruhm die Hamburgiſchen Aemter haben würden, wenn ſie mit dieſer Ungerechtigkeit zuerſt in Deutſchland brächen und zugleich ein ſo ſtarkes Amt aufrichteten. — Aber Alles war vergebens, man hörte ihn kaum an.

Darauf erklärte Tideke, daß er ſeine Worthalterſchaft augenblicklich niederlege und darum bäte, ihn aus der Werkmeiſterſchaft möglichſt bald zu entlaſſen und ihn nie wieder zu wählen. Höhnende Worte hörte er darauf, ſelbſt geballte Fäuſte ſtreckten ſich ihm entgegen, als er ſeinen Eiſenhut aufſetzte und ſein Schwert nahm, um ſich zum Gehen fertig zu machen.

Inzwiſchen war einer der bewaffneten Handwerker in den Reventer getreten und unmittelbar auf Herrn Vicko zugegangen, dem er einen Brief überreichte. Schon dies erregte allgemeines Aufſehen, aber als Herr Vicko, nachdem er den Brief geleſen, gar auf Meiſter Bertram zuging und mit demſelben einige Worte flüſterte, entſtand ein Murren.

„Nun ſoll auch Meiſter Bertram vom Rath ge-

wonnen werden. Dieſe Heimlichkeiten ſind nicht zu dulden!“ rief Sierich, der Werkmeiſter der Schmiede.

Doch Meiſter Bertram ließ ſich nicht dadurch beirren, ſondern ging aus dem Reventer und kehrte bald darauf mit Siegfried Bunſtorp zurück, der draußen im Kreuzgang im Harniſch Wache gehalten hatte. Herr Vicko ergriff Siegfried bei der Hand und ſagte zu den Werkmeiſtern: „Meiſter Sierich's Rede war kränkend für mich. Stets habe ich mich offen als Freund der Aemter bekannt, und nochmals rathe ich Euch, Tideke zu verſöhnen und ihm in dieſem Punkt zu folgen. Vielleicht iſt's Euch ein neuer Beweis meiner aufrichtigen Aemterfreundſchaft, wenn ich Euch hier offen erkläre, daß dieſer wackere, junge Meiſter, Siegfried Bunſtorp, mein Schwiegerſohn iſt. Mein jüngſter Sohn Hartwig liegt auf dem Todtenbette, Ihr werdet daher mich und meinen Schwiegerſohn entſchuldigen.“

Ein allgemeines Staunen malte ſich auf allen Geſichtern, als ſie dies hörten. Am meiſten aber war Siegfried betroffen, der jedoch keine Zeit fand, um nähere Aufklärung zu bitten. Viele der Kaufleute kamen auf Siegfried zu und reichten ihm die Hand, aber die Werkmeiſter hielten ſich zurück und murmelten halblaut: „Auch der iſt der Sache der Aemter untreu gemacht.“

Inzwiſchen war Tideke zum Gehen bereit, und alle Drei verließen zuſammen den Reventer.

Dreizehntes Capitel.

Groß war die Verwunderung der vor dem Barfüßerkloſter harrenden Menge, als ſie den Rathmann mit Siegfried und Tideke herauskommen ſah. Siegfried hatte von ſeinen Werkmeiſtern auf Herrn Vicko's Wunſch Urlaub erhalten. Vor dem Kloſter trennte ſich Tideke von ſeinen beiden Gefährten, ihnen nochmals Glück wünſchend und die Hartnäckigkeit und Kurzſichtigkeit der Werkmeiſter bedauernd.

Jetzt erſt fand Herr Vicko, der mit ſeinem Begleiter raſch durch das verſammelte Volk hindurchſchritt, Gelegenheit, Siegfried in aller Eile mitzutheilen, was geſchehen war. Der kleine Hartwig war ernſtlich krank geworden, ſo daß er ſeit einigen Wochen hatte das Zimmer hüten müſſen, wodurch der Verkehr zwiſchen Siegfried und Marien faſt ganz unterbrochen war. Trotz aller ſeiner kindlichen Bitten hatte die harte Mutter, ſelbſt nach dem unglücklichen Tode der Muhme Elsbeth nicht in Siegfried's und Mariens Verbindung willigen wollen. Täglich hatte ſie der Knabe förmlich beſtürmt, ſeinen geliebten Siegfried kommen zu laſſen, daß er mit ihm zeichne und male, aber vergebens. So

ſchwach war der Knabe geworden, daß er ſelbſt im Hauſe nur wenig umherging, ſondern ſich, ſtill im Zimmer ſitzend oder auf der Schlafbank ruhend, von ſeiner Schweſter Marie oder von der Magd Abele durch Märchen und Geſchichten unterhalten ließ. Endlich hatte die Mutter darein gewilligt, daß der Bildſchnitzer Hermann Schlichtekrull täglich zu dem Knaben kam, um ihm das Schnitzen und das Kneten von Bildern aus Wachs zu zeigen. Am vergangenen Tage hatte er ſich ſo ſchwach gefühlt, daß Alle ſeinen Tod erwarteten. Der Kleine hatte davon geſprochen, daß man ihn vor Siegfried's herrlichem Maria Magdalenenbilde im Barfüßerkloſter begraben möchte, damit er ſtets als Engel die Heilige umſchweben könne. Alle, ſeine Mutter voran, hatten ihm das verſprochen; aber ſeinen Wunſch, Siegfried noch einmal zu ſehen, ihn endlich als Bräutigam Mariens begrüßen, ſeine Schweſter wieder heiter ſehen zu können, hatte ihm ſeine Mutter, trotzdem ſie in Thränen aufgelöſt war, nicht gewähren wollen. Die Schatten des Todes, die ſich ſchon über ihn geſenkt zu haben ſchienen, wichen wieder von ihm. Die Mattigkeit hatte alsdann einer großen Aufregung Platz gemacht, und die ganze Nacht hatte man bei ihm wachen müſſen, da er nicht im Bette zu halten geweſen war, ſondern zuweilen wie ein Raſender von Tod, Hölle und Teufel, von Maria Magdalena, vom Schreiber Klaus, von der Muhme Elsbeth, von ſeinem Bruder Vicko, von Siegfried und Marien phantaſirte. Die abergläubiſchen Mägde hatten geſagt, er

sei durch die Nichterfüllung seines letzten Wunsches im Sterben gestört, und nach vierundzwanzig Stunden träte der Tod wieder an ihn heran, aber er würde nicht eher sterben und Ruhe finden können, als bis ihm sein letzter Wunsch gewährt sei. Erst gegen Morgen hatte er einige Stunden geschlafen und dann mit einer fieberhaften Hast in den Wachsklumpen geknetet und gearbeitet, als gelte es, noch heute sein Meisterstück zu machen. Dabei hatte er gesagt, er würde die Erfüllung seines Wunsches vom Himmel doch erreichen, wenn er es von seiner Mutter nicht erlangen könne. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich ungeberdig und heftig gegen dieselbe benommen und sie nicht an seinem Lager dulden wollen. Im Laufe des Tages, während der Rathmann in der Catharinenkirche und in dem Reventer gewesen, hatten sich wieder dieselben Anzeichen des Sterbens wie am vergangenen Tage eingestellt, und als er endlich seine Mutter zu sich gerufen und dieselbe wiederum um die Erfüllung seines einzigen und letzten Wunsches gebeten hatte, da hatte dieselbe endlich ihren starren Sinn erweicht und in Alles gewilligt und ihrem Ehemann Botschaft gesandt, schleunigst heimzukehren und Siegfried mitzubringen.

Ohne sich weiter aufzuhalten oder die gelegentlichen, neugierigen Fragen der müssigen Menge und der Bewaffneten zu beachten, schritten beide Männer auf die Reichenstraße zu. Im tiefen Schweigen lag das sonst so geräuschvolle Haus. Die nimmer rastende Winde

war an die Wand gehängt, in feierlicher Ordnung wie am Sonntag lagen Kisten und Fässer an den Wänden, ohne Wagschalen schwebte ruhig der Wagebalken von der Decke herab. Wo sich ein Träger oder ein Handlungsknecht blicken ließ, ging er vorsichtig auf den Zehen, um des Kranken Schlaf nicht zu stören.

Herr Vicko erkundigte sich besorgt bei dem Knecht Eler, der gerade auf der großen Diele zum Fenster hinaussah, nach dem Befinden des Knaben und hörte, daß er dem Tode nahe sei. Leise lehnten die beiden Männer ihre Spieße an die Wand und gingen ebenso geräuschlos die Treppe hinauf. Herr Vicko öffnete behutsam die Thür des Zimmers, in dem der Kranke lag, und Beide traten vorsichtig ein. Auf der Ruhebank saß in halb liegender Stellung der Knabe, bleich und abgemagert wie der Tod, nur die noch immer lebhaft strahlenden Augen zeugten vom Leben, von der innern Aufregung in dem kleinen Körper. Warme Decken waren über ihn gelegt bis zur Brust, und seine Hände ruhten darauf, einige wunderliche Figuren aus Wachs und rohe Wachsklumpen haltend. Drei Frauen befanden sich an seinem Lager, die ihre Thränen zu stillen suchten. Es waren Abele, die hinter dem Kopfende des Lagers stand, die Mutter und Marie, die zur Seite der Bank auf Schemeln saßen. Als die beiden Männer eintraten, wandten sich sogleich alle Gesichter gegen sie, so leise sie auch eingetreten waren. Der Knabe richtete sich höher auf und rief mit freudig erregter Stimme: „Siegfried! Siegfried!“

Die Frauen erhoben sich und eilten auf die Männer zu, — Frau Gelderſen auf ihren Ehegatten, Marie auf Siegfried. Die Frau des Hauſes umarmte ihren Ehemann und hing lange ſchluchzend an ſeinem Halſe, ihm alles Unrecht abbittend, das ſie ihm ſo oft und ſo lange zugefügt hatte, und Beſſerung und größere Milde für alle künftigen Zeiten gelobend. Ihr harter Sinn war endlich erweicht. Sie hatte den ſtrafenden Arm des Himmels erkannt, der die Strafe unmittelbar an ihr eigenes Unrecht geknüpft hatte, der ihren Wortbruch gerächt, der ihr Herz gebeugt durch ihres Lieblings Verbannung, durch die traurige Begebenheit am Beginenconvent, und nun endlich durch den Tod des andern Sohnes. Nur noch eins ihrer Kinder blieb ihr, und ſollte ſie dies unglücklich machen für ihr Leben, oder für immer mit derſelben in Zwietracht leben? Der Rathmann beruhigte ſie und erleichterte ihr ihre Umkehr dadurch weſentlich und bat ſie, Siegfried ein paar Worte des Willkommens zu ſagen.

Während derſelben Zeit hatten Siegfried und Marie einander umſchlungen gehalten, und Beide hatten trotz des Harniſches, der den Schlag ihrer Herzen von einander ſchied, deutlich gefühlt, daß ihre Liebe durch die lange Trennung und die vielen Hemmniſſe nicht an Wärme und Innigkeit verloren, ſondern im Gegentheil nur noch zu höherer Gluth entfacht war.

Beide Paare löſten ſich zu gleicher Zeit, und die Hausfrau trat an das Brautpaar heran, das ſich noch einander an der Hand hielt, und ſagte, nachdem ſie

Siegfried's Rechte ergriffen und Beider Hände in einander gelegt: „Nehmt meinen aufrichtigen und innigen Segen zu Eurer Verbindung, die ich so lange gehindert in Starrheit und Blindheit. Möge Euch fortan das Glück hold und gewogen sein und niemals Zwietracht und Hader zwischen Euch treten. Doch vergessen wir dessen nicht, der durch des Allmächtigen Rathschluß dies endlich zu Wege gebracht hat."

Mit diesen Worten wandte sich die Frau dem Lager des Kranken zu, der zuerst mit stiller Freude der Versöhnung seiner Eltern und dem Glück Siegfried's und Mariens zugeschaut hatte und durch die alte Abele noch besonders auf das Gute aufmerksam gemacht worden war, das er gestiftet, — der aber jetzt ungeduldig wurde und von Neuem lebhaft rief: „Siegfried! Siegfried! Sieh doch auch hierher! Sieh, was ich gemacht habe."

Arm in Arm traten jetzt Siegfried und Marie an sein Bett und setzten sich davor nieder, während der Rathmann und seine Ehegattin mit stiller, wehmüthiger Freude auf das glückliche Paar und den Knaben sahen.

„Sieh, Siegfried," sagte der Knabe, „das habe ich noch heute gemacht. In dieser Nacht, da ich so krank war, schwebte ich durch Hölle, Fegefeuer und Paradies. In einer fernen lichten Wolke, so klar und hell, daß ich ihren Glanz nicht ertragen konnte, thronte der liebe Gott. Alle Heiligen schwebten rings umher, und auch die heilige Nothhelferin Maria Magdalena war darunter, ganz so wie auf Deinem Bilde. Als

ich sie gesehen, wurde mir besser, und himmlisch schöne Träume wiegten mich sanft in Schlaf. Ich selber schwebte als ein lichter Engel, schön wie alle andern und kerzengerade, um sie herum. So genau habe ich sie gesehen, daß ich sie nicht wieder vergessen konnte. Da habe ich diese Figuren geknetet. Die wollte ich der heiligen Maria Magdalena weihen, wenn unsere Mutter nicht nachgeben wollte, damit Mariens Herz endlich heil würde. Und hätte Mutter heute nicht nachgegeben, dann hätte ich im Himmel der heiligen Maria Magdalena so viel von Dir und Marien und Deinem schönen Meisterstück erzählt, daß sie hätte helfen müssen."

Voller Rührung strich ihm Frau Gelderſen das Haar aus der Stirn, und freundlich blickte sie der Knabe an und sagte: „Es ist besser so, daß Du nachgegeben hast, und daß Du nun wieder meine liebe, gute Mutter bist."

Seine Mutter küßte ihm darauf die Stirn und streichelte ihm die Wangen, und der Knabe fuhr fort: „Seitdem ich nun die Bilder vollendet, ist mir die Heilige in ihrer wahren Schönheit verschwunden. Paßt auf, ich will versuchen, ob ich sie wieder so herrlich sehen kann."

Damit nahm der Knabe alle Figuren, die um ihn herum lagen, und ordnete sie auf der Decke: die Maria Magdalena in der Mitte, so jedoch, daß er ihr ins Gesicht sah, — die Engel rings umher. Er selbst lehnte sich dann zurück in sein Kissen, als ob er die Gruppe aus größerer Ferne betrachten wolle.

„So," sagte er, „sollt Ihr mich bei den Vätern begraben, vor Siegfried's Bild, daß ich es immer schauen kann. Hörst Du, Mutter, Vater?"

Beide Eheleute blickten ihn jetzt verwundert an, denn plötzlich fing der Knabe an, aus dem muntern, kindlichen Ton in einen feierlichen zu verfallen, und wie von einer höhern Macht getrieben, sagten Beide gleichzeitig: „Ja, wir werden es thun!"

Der Knabe legte sich darauf noch mehr zurück, und indem ihm die Augenlider sanken, als wolle er nur die Bilder betrachten, nahmen seine Züge ein immer freundlicheres und verklärteres Aussehen an, als wäre er schon der Welt entrückt.

„Jetzt schaue ich die Heilige wieder: so schön, so herrlich, wie Siegfried's Meisterstück; so mild, so gut, wie unsere Marie, — umgeben von ihren Engeln! Seht, ich schwebe unter ihnen, wie ein Engel!"

Eine lange Pause folgte, worin fast Niemand sich zu regen wagte. Der Athem des Kleinen wurde immer unmerklicher und leiser. Kaum hörbar flüsterte er: „Seht da, die helle Wolke, das ist der liebe Gott! Ich komme! Ich komme!"

Nach einem kurzen Zwischenraum öffnete er noch einmal die Lippen, indem ein leises Ziehen und Strecken durch seinen ganzen Körper ging, und er sagte deutlich die Worte: „Willkommen im Himmel, mein lieber Hartwig!"

Seine Seele war entschwebt und mit Gott vereint. Siegfried drückte ihm die Augen zu. Alle beteten ein leises Gebet für die Seele des Dahingeschiedenen;

die Mutter ſchluchzte laut, auf ihren Mann geſtützt, Marie leiſe, an Siegfried gelehnt. Abele aber, ihre Thränen hinter ihrer Schürze verbergend, öffnete ein Fenſter, damit der irdiſche Hauch ſeiner Seele zum Himmel aufſteigen möge, wohin ihr geiſtiger Theil ſchon voraufgegangen war.

Die Verſammlung der Wittigſten, die ohne Tideke Bickelſtedt führerlos war, erreichte nichts. Bei dem bedenklichen Laufe, den die Verhandlungen gegen die alten Vorrechte der Zunft genommen hatten, ſchien es den Werkmeiſtern das Gerathenſte, Alles hübſch beim Alten zu laſſen. Nur ein Zugeſtändniß wurde den Werkmeiſtern faſt auf halbem Wege von des Raths Boten entgegengebracht, nämlich eine allgemeine Bierprobe auch für das ſeewärts zu verſendende Bier. Damit näherte ſich das Braugewerbe der Ordnung der Zunft, blieb aber dennoch, ſo viel Beſchränkungen ſich daſſelbe nach Herrn Vicko's Vorausſagungen auch noch gefallen laſſen mußte, eine freie bürgerliche Nahrung, ſo lange es überhaupt in Hamburg beſtand.[129])

Verſammlungen der Wittigſten, worin die Werkmeiſter eine hervorragende Rolle ſpielten, fanden überhaupt nicht mehr Statt. Für diesmal hatten die Handwerker durch ihr ſtarres Feſthalten an ihren vermeintlichen Rechten ſich das Spiel gründlich abgewinnen laſſen. Wenige Wochen nachher mußten alle Amtleute, Mann für Mann, dem Rath aufs Neue Treue ſchwören

und eidlich geloben, nimmermehr fernerhin Eide, Verschwörung und Aufstände gegen den Rath zu machen.[130])

Kurze Zeit darauf, als der Mai ins Land gezogen war und Alles lieblich grünte und blühte, da ergriff Meister Unruh den Pilgerstab und pilgerte wollen und barfuß über Avignon zum Grabe des heiligen Jacob von Compostella, um ihm für die Errettung aus schwerer Leibesnoth persönlich zu danken. Zum größten Erstaunen Aller, der Werkmeister und der Rathmannen, begleitete ihn der frühere Worthalter der Wittigsten, Meister Tideke Bickelstedt. Er wollte dort für das Seelenheil seines verstorbenen Bruders und das der unglücklichen Meisterin der Beginen beten. Die Brauer aber raunten sich heimlich in die Ohren, er wolle den heiligen Jacob bitten, er solle die Amtleute erleuchten, daß sie künftig besser ihren wahren Vortheil zu wahren wüßten. Ueber Jahr und Tag kehrten beide Werkmeister gesund und glücklich heim und lebten noch lange Zeit. Meister Unruh schwang sich in der Folge auf zum Aeltermann der Elenden-Brüderschaft und hatte genug Gelegenheit, seine Arbeitskraft zu bethätigen, sich zu ereifern und zu schelten, aber — auf den Rath sagte er kein Sterbenswörtchen mehr. War eilige Zeit bei den Schneidern, so pflegte er Hans Hesse wohl noch selber zu helfen. Meister Tideke lebte fortan nur noch seinem Handwerk; um die Werkmeisterschaft und die Wittigsten kümmerte er sich nicht mehr, aber er war seitdem ein häufiger Gast im Gelderſen'schen Hause. Herr Vicko hatte den Rath bei einer neuen

Rathswahl faſt überredet, Meiſter Tideke zu kieſen, aber kurze Zeit vor der Wahl ſtarb er, betrauert von Allen, Rathmannen und Bürgern, aber am Wenigſten von ſeinen Mitwerkmeiſtern.

Das Gelderſen'ſche Haus blieb nach wie vor eines der angeſehenſten, nur war es dort zu Zeiten recht einſam. Hartwig war begraben, ſeinem letzten Wunſche gemäß bei den Vätern im Barfüßerkloſter vor dem Hauptaltar, das Antlitz Siegfried Bunſtorp's Meiſterſtück zugekehrt. Seine Mutter war fortan ihrem Ehegemahl eine ergebene und gehorſame Gattin, die ihn nicht mehr durch Eigenſinn und Dünkel kränkte. Im nächſten Jahr fand Siegfried's und Mariens Hochzeit ſtatt. Sie wurde auf dem Schafferhauſe mit dem allergrößten Aufwand gefeiert, der ſich nur denken läßt, ſo weit es die Hochzeitsordnung nur irgend zuließ und es Herrn Vicko's zartes Gewiſſen erlaubte. Der Zudrang der gebetenen und ungebetenen Gäſte, der Armen und Reichen war unendlich, und die zahlreich anweſenden Rathmannen drückten beide Augen zu und zählten die Gäſte nicht, ebenſo wenig des Raths Kuchenbäcker. Des Raths Trompeter ſpielten ihre luſtigſten Weiſen auf, und ihnen halfen die Trompeter und Pfeifer des Biſchofs Otto von Verden, die ſich zufällig im Holſteiniſchen aufhielten und von der Hochzeit in Herrn Vicko's Haus erfahren hatten. Auch der Herzog von Sachſen, der den verpfändeten Kopfſchmuck ſeiner Gemahlin noch längere Zeit bei Herrn Vicko ſtehen laſſen mußte, hatte ſeine Spielleute geſandt, um Herrn

Vicko's Fest zu verherrlichen. Und als am Abend der Reigen auf der buntgepflasterten Diele des Schafferhauses getanzt wurde, da war es schier, als hätte die ganze Stadt freien Zutritt. Kniper und Swertute konnten ruhig im Hinterstübchen mit dem Kuchenbäcker, den Schaffern und den Schafferschen essen und trinken und brauchten sich nicht zu bemühen, die Neugierigen und Tanzlustigen abzuhalten. Am Höchsten stieg aber der Jubel, als Frau Gelderſen mit Meister Tideke Bickelstedt den Reigen tanzte: Da war es schier, als wäre aller Streit und aller Hader vergessen, als bildeten Kaufleute, Brauer und Aemter eine große Familie, da erscholl ein brausendes Hoch auf Frau Gelderſen und Meister Tideke, auf Siegfried und Marien, die die großen Gegensätze in der Stadt so glücklich versöhnt hatten!

Siegfried aber und Marie führten ein höchst zufriedenes und glückliches Leben, an dem Herr Vicko und seine Gattin den innigsten Antheil nahmen. Oft noch erzählten sie später im stillen Hafen des Glücks von den mancherlei Hindernissen ihrer Liebe und wie sich schließlich Alles so wunderbar zum Guten gestaltet habe, woran der nach zehn Jahren als ein erfahrener Handelsknecht vom Stahlhof in London heimkehrende junge Vicko so viel unbewußt mitgewirkt hatte. Siegfried malte noch manche Bilder zu Gottes und der Heiligen Ehren für Hamburg und viele umliegende Orte, aber die Stürme der Reformation haben wenig oder keine Spuren davon übrig gelassen.

Kniper und Swertute, die in unserer Erzählung so häufig mitgespielt, walteten nicht mehr lange ihres Dienstes. Kniper nämlich konnte es nicht verwinden, daß der Wendische Knecht ihn so schändlich betrogen hatte, daß er ihn nicht wenigstens das zweite Mal in der Mönchskutte erkannt hatte, zumal es schließlich doch herauskam, wer denn eigentlich Klaus befreit hatte. Der Spott und Hohn, der ihm folgte, der geringe Respect, den ihm und seinem Spürsinn sein Kumpan Swertute fortan entgegenbrachte, kränkte ihn so tief, daß er wenige Jahre nachher starb. Swertute aber, der mit der Donnerbüchse so wacker Bruno von Hummelsbüttel aus dem Sattel gehoben hatte, wurde kurze Zeit darauf Meister der Donnerbüchsen. Aber er hatte fortan keine Gelegenheit mehr, dieselben an Menschen zu versuchen, denn er folgte seinem Kumpan bald in die Ewigkeit nach.

Am Längsten machten Wendelin und Klaus von sich reden. Sie kamen nicht wieder in ein ebenes und gerades Leben. Wendelin und andere Zechgesellen hatten des Schreibers Vermögen bald aufgezehrt, so daß er wiederum versuchen mußte, sich mit Schreiberdiensten durchzuschlagen. So oft die beiden Leidensgefährten vom Schicksal auseinander geführt wurden, immer wieder begegneten sie sich. Meistens hielten sie sich im Holsteinischen oder Mecklenburgischen auf; nur Hamburg, wo sie noch die Todesstrafe abzubüßen hatten, mieden sie höchst gewissenhaft. Endlich geriethen sie unter die Vitalienbrüder und plünderten die Schiffe der

Hanſeſtädte; Klaus aber ſchwang ſich bei dem Hauptmann der Seeräuber, dem weitberühmten Störtebecker, zu einer Art von Kanzler empor. Beide machten das Seetreffen bei Helgoland im Jahre 1402 mit, worin die Hamburger die Seeräuber gänzlich aufrieben. Unter denen, die dort im letzten Verzweiflungskampf fielen, müſſen auch Wendelin und Klaus, der Schreiber, geweſen ſein. Wenigſtens befanden ſie ſich nicht unter den gefangenen Seeräubern, die zu Hamburg ihr Leben auf dem Grasbrook laſſen mußten, noch hat man von ihnen nach dieſer Schlacht irgend etwas gehört, ſo viel Meiſter Siegfried und Marie auch nach ihnen forſchen ließen.

Ende.

Anmerkungen zum zweiten Bande.

1) Mantels. Das Hoflager Kaiſer Karl's IV. in Lübeck. Hanſ. Geſchichtsblätter. Jahrg. 1873, S 109 ff. Detmar in Grautoff, Lüb. Chron. 1, S. 301: Des nachtes weren de luchte bernde ut allen huſen, unde was ſo licht in der nacht als in deme dage.
2) Detmar, S. 301.
3) Vgl. Bd. I dieſes Romans Anm. 87.
4) Mantels a. a. O. S. 117.
5) Leibzucht, Lebensunterhalt.
6) Die Gäſte, d. h. die Auswärtigen wurden nicht mitgerechnet bei der Zahl der Eingeladenen. Vgl. z. B. Hamb. Stadtrecht v. 1292, herausgeg. v. Lappenberg, S. 161.
7) Lübecker Hochzeitsordnung v. J. 1467, mitgetheilt v. Wehrmann in Zeitſchr. d. Vereins f. Lüb. Geſch., B. 2, S. 516.
8) Brautwagen, übertragen von den ländlichen Verhältniſſen auf ſtädtiſche. Brem. Wörterbuch I, S. 152 u. d. W.
9) Z. d. V. f. Lüb. Geſch., B. 2, S. 516.
10) Zeitſchr. f. Lüb. Geſch., Bd. 2, S. 518.
11) Jugler. Aus Hannovers Vorzeit. Hannover 1876, S. 257: unde des anderen dages machme hebben de Junckfruwen, de de nacht by der bruth bliven.
12) Korallenfunfzig. Paternoſter aus Bernſtein.
13) Brauthemd. Vgl. Z. f. Lüb. Geſch., Bd. 2, S. 517.
14) Vgl. Meier Helmbrecht v. 1487 in F. H. v. d. Hagen Geſammtabenteuer, Bd. 3, S. 323: Uf ſtuont ein alt griſer, — der was der worte wiſer, — er kunde ſo getaniu dink.
15) Kohl, Denkmale der Geſch. u. Kunſt d. fr. Stadt Bremen 2, S. 116.

16) Die Tiphoyken haben die Spitzen (tips) über den Kopf hinaus. Kohl a. a. O. 2, S. 123.
17) Auslucht, erdfester Vorbau.
18) Näschchen, kl. hölzerne Schachtel zum Naschen. Z. f. L. Gesch., Bd. 2, S. 510, Anm. i.
19) Wilhelm Stahl, Das deutsche Handwerk, S. 66, nach règlemens sur les arts et les métiers de Paris redigés au 13 siècle, herausgeg. von Depping, S. 383.
20) Elbschiffer, oder aufwärts fahrende Schiffer, vgl. ihre Rolle in Rüdiger, Aelt. Hamb. Zunftrollen No. 46 ff
21) Das Versenden von Speisen wird häufig verboten. Z. f. Lübsch. Gesch.. Bd. 2, S. 522.
22) Spielgreve, Aufseher der Hochzeiten. In Hamburg zwar zuerst, so weit wir wissen, beglaubigt in einer ungedruckten Hochzeitsordnung von 1583 (Commerzbibliothek zu Hamb.). Ein Stück davon mitgetheilt von Rüdiger in d. Z. d. V. f. Hamb. Gesch., B. 6, S. 521. Der Spielgreve kommt auch in Lübeck vor, vergl. Z. d. V. f. Lüb. Gesch., Bd. 2, S. 523.
23) Rynesberch und Schene, in d. Geschichtsquellen des Erzst. Bremen, herausgeg. v. Lappenberg, S. 114.
24) a. a. O. S. 121, vgl. diese Argumentation.
25) O. Beneke, Hamb. Gesch. u. Sagen, S. 96.
26) Detmar a. a. O. I, S. 302, z. Jahr 1375.
27) Alte Redensart, vgl. E. Höfer: Wie das Volk spricht.
28) Häufig wird es jungen Mädchen verboten, ohne Begleitung auf Hochzeiten zu gehen.
29) Vgl. Mittelniederdeutsches Wörterb. v. Lübben u. d. W. bruthan.
30) Wehrmann, Einl. zu d. Lüb. Zunftr. S. 75, erwähnt ausdrücklich das Abhalten der Morgensprachen in Kirchen.
31) Aelt. Hamb. Zunftrollen, S. 93, No. 16, 23 u. S. 276 §. 13, 14.
32) Brentano, Zur Gesch. der engl. Gewerkvereine I, S. 31.
33) Vgl. Anm. 31.

34) Vgl. das Wort „Morgensprake" im Gloſſar z. d. ält. Hamb. Zunftrollen.

35) Hier poetiſche Licenz. So viel ich weiß, gab es in Hamb. urſprünglich nicht das Rollenformat, ſondern ſogleich Buch- oder Placatformat. Vgl. Einl. z. d. Aelt. Hamb. Zunftr., S. XXV. Vgl. dagegen Wehrmann, Aelt. Lüb. Zunftr., S. 15. Ich ſelbſt ſah auf dem Lübecker Archiv eine Menge Zunftſtatuten dieſes Formats.

36) Wedde, Strafe. Dieſen Grund glaube ich entnehmen zu können aus der genauen Aufzeichnung aller Strafgelder in den Rollen von 1375.

37) Aelt. Hamb. Zunftrollen, S. 277, No. 54a, 21.

38) A. a. O. S. 25, No. 5a, 24. 39) Ebenda S. 26, §. 35.

40) Reventer, Speiſeſaal.

41) Fortkommen, promovirt werden. S. Gloſſar z. d. A. H. Z.

42) O. Beneke, Hamb. Geſch. u. Sag., S. 52. 43) A. a. O. S. 53.

44) Sagenhafter Zug, a. a. O. S. 57 ff. 45) A. a. O. S. 64.

46) A. a. O. S. 69. 47) A. a. O. S. 69.

48) Unſere Darſtellung des Lebens der H. Maria Magdalena iſt gemacht nach dem Lübeck. Paſſional in niederdeutſch. Spr. gedruckt v. Steffan Arndes 1507. 4°. Bl. 76 ff.

49) A. a. O. Bl. 77.

50) A. a. O. Bl. 80a., und Deecke, Lüb. Geſch. u. Sagen, 2. Aufl., S. 34, erwähnen Aehnliches für Lübeck. Für Hamburg hier poet. Licenz, wenigſtens nichts überliefert.

51) Seelbad. Armen wurden durch Vermächtniſſe Bäder gewährt, wofür ſie für das Seelenheil der Spender zu beten hatten.

52) Schönroggen, jetzt ein Waizengebäck, urſprünglich wohl, wie der Name ſagt, ein Gebäck aus feinem Roggenmehl, zum Unterſchied von dem im Nordweſten Deutſchlands noch heute üblichen Schwarzbrod.

53) Die Hausmarken dienten als Petſchafte beim Siegeln.

54) Aelt. Hamb Zunftr., S. 111, §. 5. 55) A. a. O. S. 140, §. 12.

56) A. a. O. S. 140, §. 10. 57) A. a. O. Einl. S. XVIII.

58) A. a. O. S. 139, §. 4.
59) Dieſes gemeinſame Einkaufen der Zünfte kommt häufig vor. Vgl. Wehrmann, ält. Lüb. Zunftroll., S. 353.
60) Walze, Geſellenausdruck für Wanderſchaft.
61) Bude, kleines Haus, zum Unterſchied vom Giebelhaus.
62) Der Winſer-Baum, urſprünglich ein Feſtungs-Thurm, war bis in die neueſte Zeit Unterſuchungs-, Schuld- und Strafgefängniß für Hamb. Bürger. Vgl. Kämmerei-rechn. I, S. 40, z. J. 1384 pro purgacione fosse apud Winzerboom.
63) Abenteuer mnd. eventur, Gefahr.
64) Es iſt unmöglich, daß der Hamburgiſche Bierhandel plötzlich ſeit 1374 den gewaltigen Aufſchwung nahm, wie Rynesberch u. Schene allerdings berichten. (Vgl. S. 118.) Dagegen ſpricht die große Anzahl der Brauer bei der Aufzeichnung im Jahre 1376. Die Burſpraken zeigen uns deutlich eine allmälige Entwickelung der Bierpro-duction, zuerſt als vollkommen freies Gewerbe, dann mit immer mehr Einſchränkungen. Mir ſcheint dieſe Be-ſchränkung des Verſandes auf beſtimmte Orte für ge-wiſſe Perſonen erſt die nothwendige Folge einer längern Entwickelung und einer frühern Production und Aus-fuhr ins Blaue hinein. Vgl. Weſtphalen, Hamb. Ver-faſſung u. Verwalt., 2. Aufl. I, S. 421, wo 126 Brauer für Amſterdam, 55 für Flandern erwähnt werden, außerdem 40 im Rödingsmarkt, 33 in der neuen Bäckerſtr., 197 im Kirchſpiel St. Jacob. Vgl. auch Bd. I d. Romans, Anm. 31.
65) Die alten (alſo immerhin ſpätern) Burſpraken verbieten wirklich das Anlegen neuer Brauhäuſer, das Brauen in zwei Häuſern; ſpäter iſt auch die Größe jedes Braus beſtimmt.
66) Lappenberg-Gaedechens, Das alte Rathhaus, S. 10.
67) Die Flethenkieker ſuchen zur Ebbezeit auf dem Grunde der Flethe nach verlorenen werthvollen Gegenſtänden.
68) Aelt. Hamb. Zunftroll., S. 140, §. 16.
69) Altes Sprichwort.

70) O. Beneke, Hamb. Gesch. und Denkwürdigkeiten, S. 8 ff.

71) Gaedechens, Der Convent der Beguinen z. Hamburg, S. 11.

72) Erst ganz vor Kurzem sind eine Reihe von Bänden aus dem jetzt noch, freilich in anderer Gestalt, bestehenden Convent in die Stadtbibliothek gelangt; sie stammen aus dem 14. u. 15. Jahrhundert und sind theilweise gewiß von den Beginen selber geschrieben.

73) Hamb. Kämmereirechnungen, herausgeg. v. K. Koppmann, Bd. I, S. 470: 12 ß pictori ad dealbandum Rolandum et ad faciendum clipeum et pedem.

74) Sülfmeister, vgl. Volger, Die Patricier der Stadt Lüneburg, S. 10 ff.

75) Schopen, Gefäß zum Schöpfen.

76) Die Geburt des Kindes im M. A. war gewissermaßen ein öffentlicher Act. Die Schmausereien dabei waren größer als bei der Kindtaufe. Die Luxusordnungen bemühen sich, die Zahl der anwesenden schmausenden Frauen möglichst einzuschränken. Z. des Vereins f. Lüb. Gesch., 2. Bd. S. 526.

77) Mantelkind. Vgl. Mittelniederdeutsch. Wb. u. d. W. hoike. Vor der Ehe erzeugte Kinder wurden bei nachfolgender Ehe dadurch legitim, daß sie bei der Copulation unter den Mantel der Mutter gestellt wurden.

78) Vgl. Bd. I dieses Romans, Anm. 30.

79) Es hat jedenfalls mehr Aemter gegeben, als Vertreter derselben unter den Wittigsten. Die beiden Vollmachten v. J. 1347 u. 1351 geben jedesmal eine andere Zahl. Es entzieht sich unserer Kenntniß bis jetzt, wodurch dieser Unterschied begründet ist. Vielleicht werden wir noch manche Aufklärung bekommen, wenn erst die Urkunden und die Burspraken des 14. Jahrhunderts u. a. m. veröffentlicht sind. Jedenfalls waren alle Aemter, die 1375 eine Rolle bekamen, vollberechtigt, aber sicher außerdem manche andere, wie z. B. die Kistenmacher.

80) Tratziger, Chronika d. Stadt Hamb., herausgeg. v. Lappenberg, S. 94, 95.

81) Alte Zunftsage, die auch noch immer in einigen gelehrten Werken als Historie wieder auftaucht. Vgl. Einl. z. d. ält. Hamb. Zunftr., S. XVIII.

82) Das Amt der Schuhmacher, jetzt der frühere Amtsprotokollist derselben, Herr Kellner, hat ein solches Schriftstück noch in Besitz.

83) Alte Hamb. Bursprake.

84) Butterstößer, Marktbeamter über Fettwaaren.

85) Hühnervogt, honrevoget, Marktbeamter über Geflügel, Eier u. dgl. m.

86) Das Grasweib hatte das Rathhaus mit Gras zum Streuen zu versehen.

87) Das Trinkgeld für die Läufer kommt in den Stadtrechnungen hundertfach vor. Vgl. Koppmann's Bemerkungen darüber in Einl. z. Bd. I, S. CIV.

88) Tratziger, S. 95. Vgl. auch Lappenberg's gewiß zutreffende Anm. 1 dazu und ff.

89) Vgl. Bd. I dieses Romans, Anm. 79.

90) Domstegel. Stegel am Dom. Stegel sind durch Roste gegen das Eindringen der Thiere geschützte Uebergangsstellen. S. ält. Hamb. Zunftrollen, S. 85, §. 1.

91) Die Zeit des Mittagessens war gewöhnlich 10 im M. A. Vgl. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im M. A., N. F. S. 95.

92) Diese Worte von T. B. sind historisch, wenn auch in anderm Zusammenhange. Tratziger, S. 97.

93) Die Schuhmacher verkauften Schuhschmiere. Vgl. darüber Aelt. Hamb. Zunftr. S. 278. §. 24.

94) In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde fast die ganze Stadt gepflastert. Kämmereirechn. I, S. XCI.

94a) Der Umsturz des Rolands ist reine Sage, die zuerst vorkommt im Chronicon Holzatiae auct. presbytero Bremensi, herausgegeb. v. Lappenberg in Schl.-Holst.-Lauenb. Quellensamml. I, S. 82 ff.; später in Krantz,

Saxonia. S. dieſelbe bei O. Beneke, Hamb. Geſch. u. Sag., S. 103. Der Roland iſt noch nach 1375 geweißt und gemalt 1376, 1377, 1381, 1383, 1385, 1389. Vgl. Koppmann, Kämmereirechn. I, S. 223, 240, 256, 324, 367, 412, 470. Da er offenbar von Holz war, ſo iſt er wohl ſchließlich verfault und nicht wieder erneuert. Vgl. Anm. 73.

95) Neuer Fund, bisher nicht dageweſene Liſt oder Auslegung.

96) O. Beneke, Hamb. Geſch. u. Sagen, S. 90 ff. Kriegk, Deutſch. Bürgerth. im M. A., N. F. S. 93.

97) O. Beneke, a. a. O. S. 93.

98) Unter Kinderdomherren ſtellen wir uns Schüler vor, die für die Zeit des Kinderbiſchofs dem B. als ſeine Domherren beigeordnet ſind. Die Urkunden geben keine Aufklärung. Vgl. Ed. Meyer, Geſch. des Hamb. Schul- u. Unterrichtsweſens im M. A., Urk. v. 7. Dec. 1304, S. 197.

99) Meyer, a. a. O. 100) A. a. O. S. 19.

101) Die Knaben und Lehrer hatten ihre Kopfbedeckungen ſelbſt beim Unterricht auf dem Kopf, wie die Bilder in einer kleinen holländiſchen Schrift zeigen. Kijkjes in de oude schoolwereld.

102) Handplacke, ein Stock, der am Ende mit einer breiten Platte verſehen war, womit auf die Handfläche geſchlagen wurde. Vgl. auch Correſpondenzblatt des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung 1876, No. 5, S. 35.

103) Meyer, a. a. O. S. 198.

104) Das Lübecker Alterthumsmuſeum bewahrt ſolche Wachstafeln und Griffel.

105) Meyer, a. a. O. S. 25. Da ſie Morgens früh ſogleich zur Frühmeſſe bei der Hand ſein ſollten, ſo war ihnen das Schlafhaus (dormitorium) in der Nähe des Doms eingeräumt.

106) Kriegk, Deutſch. Bürgerth., N. F. S. 70. Meyer a. a. O. S. 143.

107) Meyer, a. a. O. S. 197. 108) A. a. O. S. 198.

109) Verſchiedene Texte der Burſpraken wurden zweimal jährlich verleſen, zu Petri (22. Febr.) und Thomä (21. Dec.). Vgl. Koppmann, Einl. z. d. Kämmereirechnungen, Bd. I, S. XXII.

110) Mit dieſer Ermahnung begannen gewöhnlich die Burſpraken (handſchriftl. auf d. Stadtarchiv).

111) Vgl. z. B. d. Lüb. Luxusordnung v. J. 1467 in d. Z. d. V. f. L. G., B. 2, S. 513.

112) Vgl. Anm. 12.

113) Beſchmiedete Kragen ſind Kragen, die mit Metallblech verſehen ſind. Vgl. Lüb. Luxusordnung v. 1467 in Z. d. V. f. L. Geſch., Bd. 2, S. 512.

114) Das älteſte Hamb. Handelsbuch, herausgeg. v. Laurent, S. 52. Herteghe Erich von Saſſen, de jungher, deme hebbe ik afgekoft 20 mark geldes vor 200 mark. Dar hebbe ik ſines wives hovet gholt to pande, unde dat lecht uppe deme rathuſe in der treſekamere in eme ſcryne, unde den ſlotel to dem ſcryne hebbe ik in mener keſten.

115) Beneke, Hamb. Geſch. u. Sag., S. 93.

116) Solche Lieder exiſtiren jetzt noch bei der Straßenjugend von Hamburg. Das bekannteſte dürfte ſein:

Bringt dat Swin tom Swinmarkt hen! Hau! Hau! Hau.

Wi hebbt dat Swin tom Swinmarkt brocht,
Wi hebbt em for dre Soß vorkofft. Hau! Hau! Hau!

117) Noch täglich kann man auf den Straßen Hamburgs einige mildere Ueberreſte dieſer Sitte ſehen.

118) Vgl. Hamb. Stadtrecht v. 1270, herausgeg. v. Lappenberg, S. 68: Enen valſcher ſchal men in der kopen bernen. Die Kämmereirechnungen z. Jahr 1375 (Bd. I, S. 223) führen wirklich die Einzelheiten der Vollſtreckung dieſer Strafe an und die Koſten dafür.

119) Vgl. Bd. I dieſes Romans, Anm. 111.

120) Gädechens. Der Convent der Beguinen in Hamb., S. 7.

121) Die Landwehr ist eine in ziemlicher Entfernung von der Stadt aufgeworfene leichte Befestigung, bestehend aus Wall und Graben, wie sie im M. A. alle Städte hatten. Reparaturen an der L. kommen alle Jahr vor, z. B. 1351, vgl. Kämmereirechn. I, S. 25. Speciell der in derselben befindliche Lübsche Baum kostete 1375: 59 ℳ. 3 ß. Vgl. a. a. O. S. 211.

122) Vgl. Anm. 120.

123) Bei Verhandlung von Familienverhältnissen und Aehnlichem zogen sich die verwandten Rathmannen in ein Nebengemach zurück. In Lübeck heißt bis auf diesen Tag dasselbe die „Hörkammer".

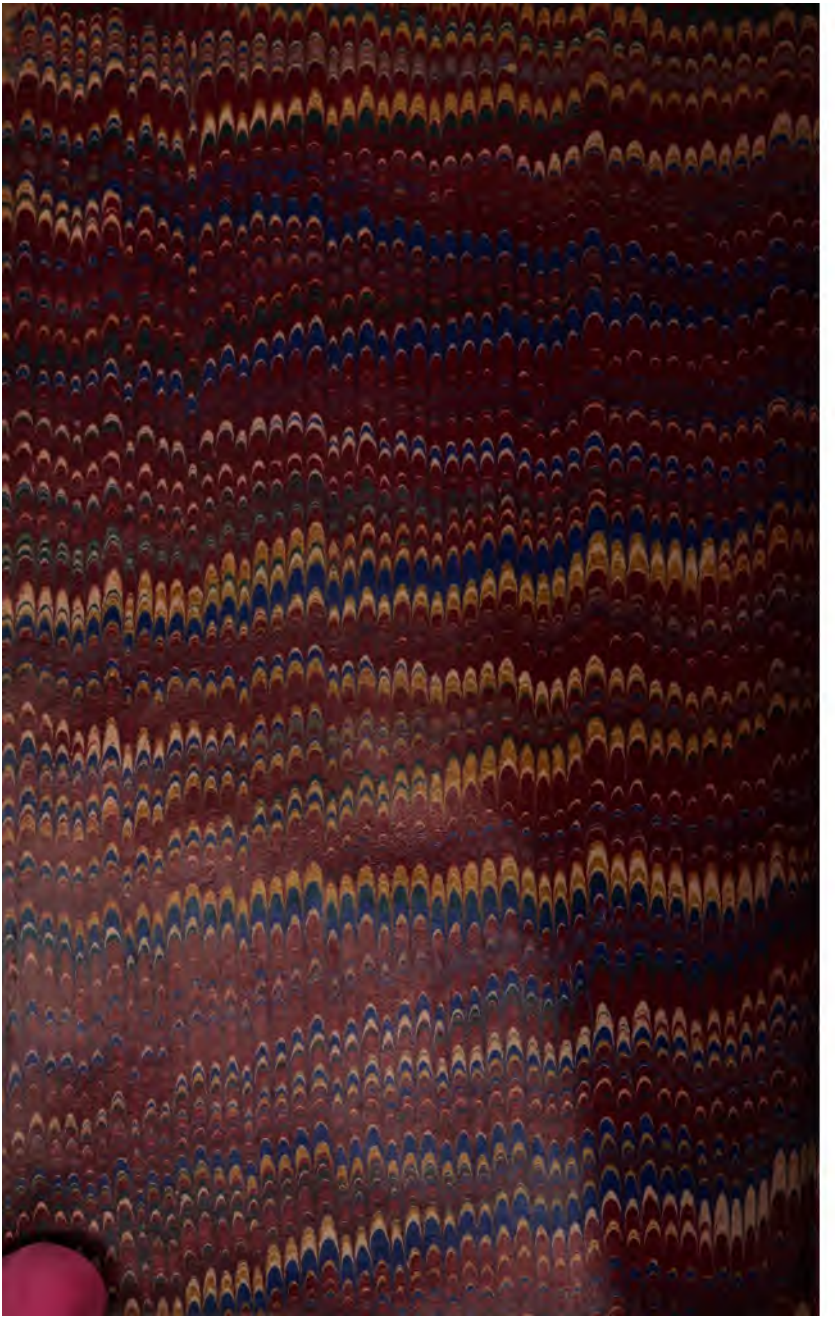
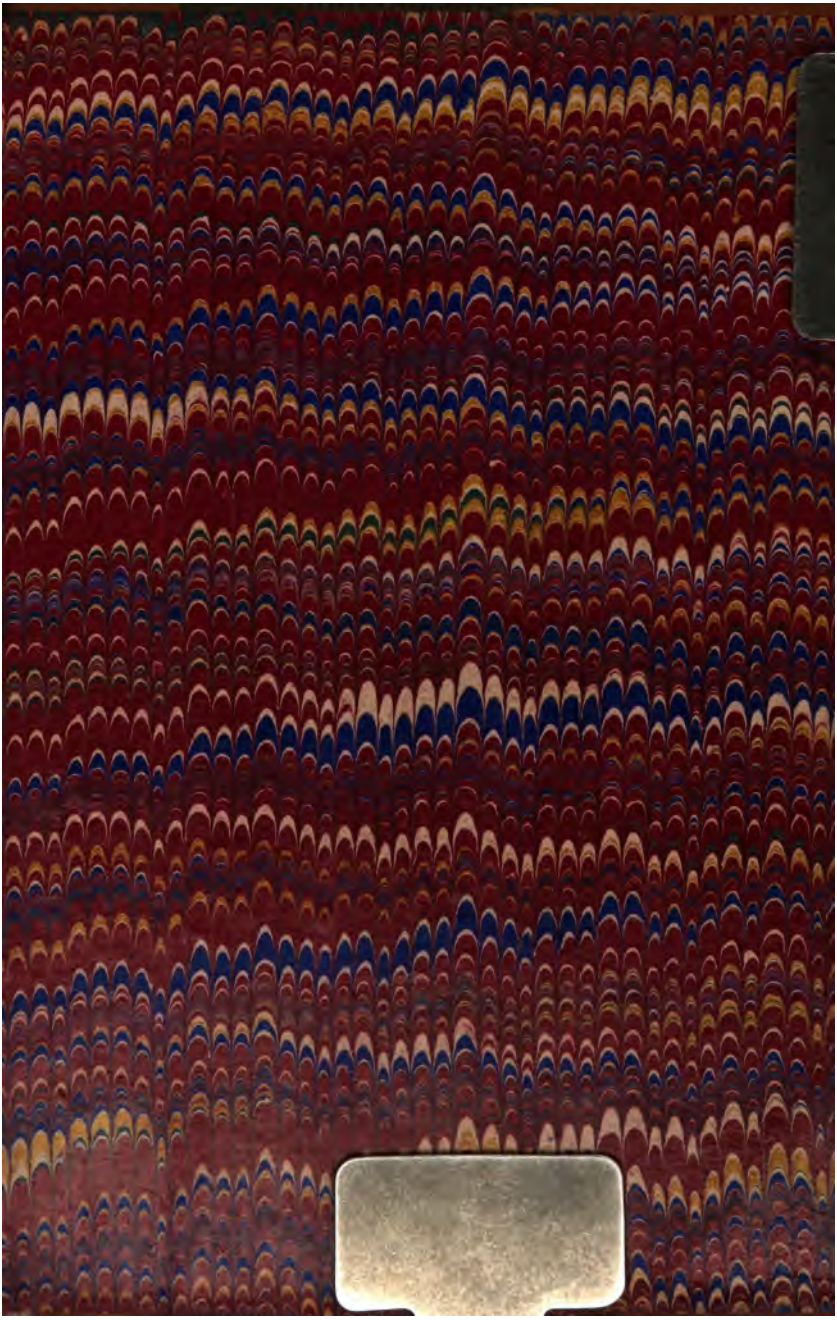
124) Tratziger, S. 95.

125) Neddermeyer, Topographie, S. 33.
Dies sind die ältesten Stadttheile. Vgl. Lappenberg's Bemerkungen in der Einl. zum Stadtrecht, S. VII.

126) Küter, Kopfschlachter, der kein Fleisch verkauft, sondern für den reichen Knochenhauer schlachtet. Vgl. Glossar z. d. ält. Hamb. Zunftrollen.

127) Tratziger, Chronica der Stadt Hamburg, S. 96. Zugleich ist dies die Zeit der genauern Buchführung der Stadt, denn die uns zum großen Theil erhaltenen Stadtrechnungen beginnen 1350.

128) Schlüter, Tractat von denen Erben, S. 300.

129) Westphalen, Hamb. Verf. u. Verw., 2. Aufl. I, S. 420, führt aus dem 1842 verbrannten Bericht die Worte an: Nummer meer wille wy upzet, ecde unde lofte meer doen edder maken geghen den raad.

G. Päh'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.